

A close-up portrait of Philipp Lahm, a young man with short brown hair and a slight smile. He is wearing a dark blue t-shirt. The background is blurred, showing warm, out-of-focus lights.

Philipp Lahm

Der feine Unterschied

Wie man heute Spitzenfußballer wird

Kunstmann

Wie gelingt eine Karriere als Spitzfußballer? Und was muss ein moderner Fußballer dafür alles mitbringen? DFB-Kapitän Philipp Lahm berichtet in vielen überraschenden Details über seinen Aufstieg vom Nachwuchsspieler des FC Bayern zu einem der besten Außenverteidiger der Welt. Er erzählt von unvergesslichen Momenten deutscher Fußballgeschichte und schildert, was hinter den Kulissen von Bundesliga, Champions League und großen Turnieren wirklich geschieht.

Eine authentische Einführung in den populärsten Sport der Welt.

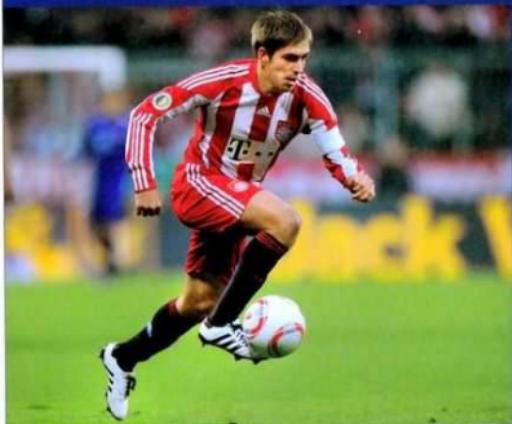
Als Junge hat er bloß gern Fußball gespielt. Jetzt ist Philipp Lahm Kapitän der deutschen Fußball-Nationalmannschaft und des FC Bayern München.

Wie gelingt so eine Karriere als Spitzfußballer? Und was muss ein moderner Fußballer dafür alles mitbringen?

Philipp Lahm berichtet in vielen überraschenden Details über seinen Aufstieg vom Nachwuchsspieler des FC Bayern zu einem der besten Außenverteidiger der Welt. Er erzählt von unvergesslichen Momenten deutscher Fußballgeschichte und schildert, was hinter den Kulissen von Bundesliga, Champions League und großen Turnieren geschieht.

Und er beantwortet entscheidende Fragen: Welchen Anforderungen muss ein Spitzfußballer heute genügen? Was bedeutet es, permanent in der Öffentlichkeit zu stehen? Was heißt es, im richtigen Moment Zivilcourage zu zeigen – und wie kann man als Einzelner eine ganze Mannschaft mitreißen?

Philipp Lahm zeigt nicht nur auf dem Platz, was es heißt, Verantwortung zu übernehmen, sondern auch in diesem Buch. »Der feine Unterschied« hilft mit, die Welt des Fußballs besser zu verstehen. Kinder und Jugendliche, die Fußball spielen, können das Buch als Gebrauchsanweisung für ihre eigene Karriere lesen. Fans erkennen plötzlich Zusammenhänge, die sie so noch nie gesehen haben. Für alle anderen ist »Der feine Unterschied« eine authentische Einführung in den populärsten Sport der Welt.



© Winters

Philipp Lahm, geboren 1983 in München, ist Kapitän der deutschen Fußballnationalmannschaft und des FC Bayern München. Er gilt als einer der besten Außenverteidiger der Welt. Die Nationalmannschaft führte er bei der WM 2010 in Südafrika mit begeisterten Auftritten auf Platz 3. Sein faires, verlässliches und intelligentes Spiel machte Lahm zum Führungsspieler und zur Identifikationsfigur seines Stammvereins Bayern München. Kein Spieler absolvierte mehr Bundesliga-Spiele ohne Unterbrechung. Mit der Philipp-Lahm-Stiftung engagiert sich Lahm zum Wohl von unterprivilegierten Kindern in Deutschland und Afrika.



9 783888 977299

Umschlaggestaltung: Büro8, Wien

Umschlagfoto: Thomas Dashuber

Kunstmann im Internet: www.kunstmann.de

PHILIPP LAHM

**DER FEINE
UNTERSCHIED**

Wie man heute Spitzenfußballer wird

**Aufgezeichnet von
Christian Seiler**

Verlag Antje Kunstmann

*Dank an meine Frau Claudia, meine Familie und Freunde,
acta7 und Roman Grill.*

*Ein besonderes Dankeschön an Veronika Oelschlegel
für den Titel dieses Buches.*

INHALT

Vorwort	7
1. <i>Kapitel</i> Im richtigen Moment Ja sagen	11
2. <i>Kapitel</i> Um den Zaun zu den Profis	25
3. <i>Kapitel</i> Schön, dass du da bist	42
4. <i>Kapitel</i> Mindestens fünf Monate Pause	55
5. <i>Kapitel</i> Kein Problem, Herr Lahm	74
6. <i>Kapitel</i> Nie vergessen wir deinen Namen ...	88
7. <i>Kapitel</i> Was ist das für ein Ball?	112
8. <i>Kapitel</i> Zeit für Klartext	123
9. <i>Kapitel</i> Backhendl mit der Kanzlerin	142

<i>10. Kapitel</i>		
Philipp, du musst was unternehmen		153
<i>11. Kapitel</i>		
Wie geil ist das denn ...		163
<i>12. Kapitel</i>		
Philipp, ab jetzt sind Sie Kapitän		189
<i>13. Kapitel</i>		
Wie das Dressieren von Raubtieren		202
<i>14. Kapitel</i>		
Man darf Spieler nicht nur kaufen, weil sie gut sind		220
<i>15. Kapitel</i>		
Philipp, ich hab mich so in dich verliebt		236
<i>16. Kapitel</i>		
Ein Traum ist kein Ziel		248
 Epilog		263
<i>Register</i>		267

VORWORT

Ich bin 27 Jahre alt. Ich spiele beim FC Bayern München, der besten Mannschaft Deutschlands. Ich bin Verteidiger der deutschen Nationalmannschaft, diesem Team von jungen, vielversprechenden Fußballern, mit denen ich 2012 die Europameisterschaft in Polen und der Ukraine gewinnen möchte. Meine Karriere ist bereits reich an Höhepunkten, aber vieles steht noch bevor.

Dieses Buch ist ein Buch, wie ich es selbst gerne gelesen hätte, als ich ein junger Fußballer war. Es ist ein Buch darüber, wie Spitzenfußball heute funktioniert.

Denn ein moderner Fußballer muss nicht nur Fußball spielen können. Er muss seine Karriere detailliert planen, mit verschiedensten Chefs, Trainern und Spielern auskommen, sich in unterschiedliche, herausfordernde Spielsysteme einführen, mit einer anspruchsvollen Medienlandschaft umgehen, das Leben eines Prominenten führen, sich seiner Verantwortung als öffentliche Person bewusst sein.

Davon, wie ich diesen Anforderungen begegnet bin und meine Karriere erfolgreich gestartet habe, handelt dieses Buch.

Ich habe den Titel »Der feine Unterschied« gewählt, weil oft nur Kleinigkeiten darüber entscheiden, ob ein Profifußballer eine große oder nur eine mittelmäßige Karriere macht. Welche Feinheiten das sind, darüber berichten die sechzehn Kapitel dieses Buches.

Ich habe jedem Kapitel die Punkte vorangestellt, um die es mir im Besonderen geht – Kernfragen für jede Sportlerin und jeden Sportler, für jede Leserin und jeden Leser, die den Fußballsport besser verstehen möchten. In den Kapiteln selbst werden die entsprechenden Antworten gegeben, erzähle ich, wie die Schlüsselmomente meiner Karriere verliefen – in der Einleitung stehen die Hinweise darauf, welche Lehren daraus gezogen werden können.

Es ist ein Buch geworden, das ein Bild vom Beruf des modernen Fußballprofis zeichnet, wie ich diesen Beruf sehe. Es ist ein anspruchsvoller Beruf, vielfältiger, als man vielleicht meint, wenn man sich ein Fußballspiel im Fernsehen ansieht.

Ein schöner Beruf, mein Traumberuf. Ich wünsche mir, dass dieses Buch hilft, diesen Beruf und den Fußballsport in seiner ganzen Vielfalt ein bisschen besser zu verstehen.

Philipp Lahm, München, 14. Juni 2011

1. Kapitel

IM RICHTIGEN MOMENT JA SAGEN

*In sechs Monaten von der Regionalliga
in die Nationalmannschaft*

Über das Ergreifen von Möglichkeiten – Flexibilität zur richtigen Stunde – penibel auf Kleinigkeiten achten – Selbstbewusstsein lernen – Flirten mit dem Unwahrscheinlichen

Mein Handy läutet.

»Ja. Hallo?«

»Felix Magath hier.« Das »hier« dehnt sich wie eine Ziehharmonika.

Magath. Der Magath? Zur Sicherheit bin ich erst mal sprachlos.

»Philipp?«

»Herr Magath?«

»Ich würde dich gern zum VfB Stuttgart holen.«

Dazu fällt mir im Moment auch nichts Schlaues ein, außer kurz die Luft anzuhalten.

»Denk drüber nach«, sagt Felix Magath und hängt auf.

Nachdenken? Worüber? Ich bin 19, ich habe gerade den letzten Spieltag der Saison mit den Amateuren des FC Bayern in der Regionalliga absolviert, und Felix Magath ruft an. Er hat den VfB Stuttgart nach einer jahrelangen Durststrecke endlich wieder in die Champions League geführt, er stellt gerade sein Team für die nächste Saison zusammen, und er will mich dabeihaben.

Ich muss die Fakten sortieren. Gut, ich habe jetzt zwei Jahre sehr ordentlich bei den Bayern-Amateuren auf der rechten Außenbahn gespielt, und es ist klar, dass jetzt etwas passieren muss. Dass ich nach dieser Saison Profi werden soll, steht schwarz auf weiß in dem Vertrag, den ich vor zwei Jahren unterschrieben habe, aber von den Amateuren zu den Profis des FC Bayern zu wechseln ist ein gewaltiger Schritt, auch wenn die Profis am Trainingsplatz nebenan üben. Wir hören sie jeden Tag rufen, lachen, keuchen.

Die Stars des FC Bayern. Stefan Effenberg. Giovane Elber. Owen Hargreaves. Oliver Kahn. Ich wäre nicht auf die Idee gekommen, dass die auch nur Fußball spielen, so viel Respekt hatte ich vor ihnen. Manchmal wurde einer von uns zu den Profis gerufen, weil die einen Mann für ein Trainingsspiel brauchten, dann spielte man zwar mit denen, aber was hieß das schon? Einer von uns kam rein, und bevor er sich an das Tempo, an die Energie, die Selbstverständlichkeit der Profis gewöhnen konnte, war er schon wieder zurück bei den Amateuren, ohne zeigen zu können, dass er da auch mitspielen könnte, wenn ...

Das »wenn« war das Problem. Ich wusste, dass der Unterschied zwischen den Profis und mir nicht extrem groß war. *Wenn* ich regelmäßig mit den Spitzenspielern trainieren dürfte; *wenn* ich den Besten täglich auf die Beine schauen könnte; *wenn* ich die Gelegenheit hätte, mich in jedem Training mit ihnen zu messen; dann könnte ich auch beweisen, dass ich mithalten kann, dass mich das Training mit besseren Spielern selbst besser macht; dass ich die Qualität habe, für den FC Bayern zu spielen.

Aber zeigen konnte ich bei den Profis noch nicht viel. Im November 2002 war ich beim Champions-League-Spiel gegen den RC Lens zwei Minuten vor Schluss eingewechselt worden. Der FC Bayern war zu diesem Zeitpunkt längst ausgeschieden, und in den zwei Minuten Spielzeit konnte ich im schlecht be-

suchten Olympiastadion nicht viel mehr zeigen, als dass ich das Bayern-Trikot mit der Nummer 29 trug.

Dabei ging es für mich um eine Menge Geld. Hätte ich mit den Profis gewonnen, hätte ich eine Punkteprämie kassiert, die höher als mein Monatseinkommen bei den Amateuren gewesen wäre. Als ich eingewechselt wurde, sah es noch gut aus. Markus Feulner hatte gerade das 3:2 für den FC Bayern erzielt. Aber eine Minute später war der Traum auch schon wieder vorbei. Ausgleich, Prämie gestrichen.

Ein Platz bei den Bayern-Profis scheint derzeit nicht in Reichweite, und Felix Magath bietet mir an, zu einem Klub zu kommen, der ebenso Champions League spielt wie der FC Bayern.

Täglich mit den Profis trainieren.

Selbst Profi sein.

Ich rufe meinen Berater an. Roman rät mir zu. Wir machen einen Termin mit dem FC Bayern aus. Der FC Bayern ist einverstanden, mich an Stuttgart auszuleihen. Wir fahren nach Stuttgart. Felix Magath ist clever, also überaus freundlich. Er sagt, er holt mich für rechts hinten, eine Position, auf der beim VfB Andreas Hinkel spielt, ein Nationalspieler. Aber du kannst ja auch rechts im Mittelfeld spielen, sagt Magath, oder Hinkel spielt im Mittelfeld und du in der Verteidigung. Ich höre immer nur »spielen«. Nichts anderes will ich. Regelmäßig Bundesliga spielen, wenn möglich als Stammspieler. Ein Traum für einen 19-Jährigen wie mich. Nach dem Gespräch mit Magath stehe ich auf und bin überzeugt davon, dass er mich wirklich, wirklich haben will. Dass ich spielen werde. Regelmäßig. Nachdem ich mich zuerst noch einmal mit Roman beraten habe und mit meinen Eltern, sage ich zu.

Am ersten Trainingstag beim VfB Stuttgart muss ich von

Mann zu Mann gehen und mich vorstellen. Niemand kennt mich, außer drei jungen Spielern, mit denen ich bereits in der Jugendnationalmannschaft gespielt habe.

»Hallo, ich bin Philipp Lahm ..., hallo, ich bin Philipp Lahm ...«

Ich habe jetzt einen eigenen Spind. Links von mir sitzt Timo Hildebrand, der schon in der Nationalmannschaft gespielt hat, rechts von mir Silvio Meißner. Ich darf mir eine Rückennummer aussuchen, ich nehme die 21.

In der Kabine ist der Umgang noch ein bisschen steif. Jemand fragt mich, ob der Umzug gut geklappt hat. »Ja«, sage ich. Viel mehr fällt mir nicht ein.

Aber auf dem Trainingsplatz fällt die Beklommenheit von mir ab. Ich weiß ja, dass ich Fußball spielen kann, und ich will wissen, ob ich mit den erfahrenen Spielern mithalten kann.

Das Training ist straff. Die erste Mannschaft spielt gegen die zweite. Ich stehe in der zweiten. Es dauert ein bisschen, bis ich orientiert bin, aber da höre ich schon den Trainer: »Philipp!«

Felix Magath, der ohnehin schon von Beruf Respektsperson ist, lässt mich vortreten und faltet mich vor versammelter Mannschaft zusammen. »Beweg dich mehr«, befiehlt er in bestem Kasernenhofton, »nimm mehr am Spiel teil.«

Mit eingezogenem Kopf renne ich zurück aufs Spielfeld. In meinem Kopf ein dumpfes Gefühl. Ist da eine Dampfwalze über mich drübergefahren? Aber nach dem Training sagen mir die Kollegen: »Nimm das nicht zu ernst. Der Trainer will dir helfen, und er macht das eben so.« Okay, denke ich, okay. Er scheißt mich zusammen, weil er mich wie jeden anderen Spieler behandelt. Er sieht kein Nachwuchstalent in mir, sondern ein echtes Mannschaftsmitglied. Er will nur, dass ich mich am Riemen reiße. Okay. Okay.

Ich reiße mich am Riemen und haue mich im Training voll rein. Der Trainer sagt nichts mehr zu mir, also muss die Leistung, die ich ablieferne, in Ordnung sein. Bald beginnen die Kollegen mit mir kleine Witze zu machen. Witze sind das Konversationslexikon des Fußballprofis. Wenn du einem Mitspieler den Ball durch die Beine gespielt, ihn getunnelt hast, gibt es Anerkennung in Form eines durch die Zähne gepressten »Supertunnel!«. Nach ein paar Tagen auf dem Trainingsplatz ist das Fremdeln vorbei. Jetzt wird frei von der Leber geredet, meistens über Fußball. Einer nach dem anderen kommt zu mir und will wissen, wie es beim FC Bayern so zugeht.

Die Saison 2003/04 beginnt am 3. August, wir spielen auswärts gegen Hansa Rostock. Ich stehe im Kader, aber nicht in der Startaufstellung. Auf meiner Position, der des rechten Verteidigers, ist Andreas Hinkel gesetzt. Er spielt souverän, was ich von der Bank mit gemischten Gefühlen beobachte. Klar, ich will, dass die Mannschaft gewinnt. Aber ich will auch meinen Teil zum Gewinnen beitragen.

Zu meinem Bundesligadebüt für den VfB komme ich dann wegen einem Paar Schienbeinschützern. Zu Beginn der zweiten Halbzeit schickt der Trainer einen ganzen Schwarm Spieler zum Aufwärmen, auch mich, und gegen Mitte der Halbzeit gehen wir durch ein Tor von Imre Szabics 1:0 in Führung. Jetzt will der Trainer den Vorsprung absichern. Er holt Silvio Meißner vom Feld, aber der Spieler, der ihn eigentlich ersetzen soll, hat seine Schienbeinschützer noch nicht richtig in den Stutzen und trotzt dem Trainer zu langsam Richtung Ersatzbank.

Also sagt Magath: »Nein, du nicht« und zeigt stattdessen auf mich.

Ich bin fertig. Silvio hat mir schon vor dem Spiel gesagt, dass

ein Einsatz blitzartig kommen kann und dass ich besser meine Schienbeinschützer in den Stutzen habe, sobald ich mich auf die Bank setze. Danke für den Tipp, Silvio.

Der Platzsprecher meldet Vollzug: »Aus dem Spiel geht die Nummer 7, Silvio Meißner. Für ihn kommt mit der Nummer 21, Philipp Lahm.«

Hört sich gut an. Ich spiele links im Mittelfeld, nicht unbedingt meine Position, aber dann läuft sofort eine gute Aktion über meine Seite, ich erobere den Ball vom Gegner, spiele ihn weiter, schneller Angriff, und Imre Szabics macht sein zweites Tor, 2:0, jetzt lassen wir den Gegner nicht mehr kommen, und dann ist das Spiel auch schon vorbei. Alle sind zufrieden, nur der Kollege mit den Schienbeinschützern hat an seinem verpassten Einsatz zu knabbern.

In den nächsten Spielen habe ich immer wieder kurze Einsätze, meistens rechts im Mittelfeld vor Andreas Hinkel. Bei einer Partie im Ligapokal verletzt sich Timo Wenzel, der links hinten gespielt hat, und der Trainer fragt: »Philipp, kannst du auch linker Verteidiger spielen?«

Ich zögere keine Sekunde und sage: »Kein Problem.«

Das ist gewagt, denn ich habe in all den Jahren als Fußballer noch nie auf dieser Position gespielt. Aber hätte ich sagen sollen, das mache ich nicht? Hätte ich die Chance auf einen Einsatz willkürlich vergeben sollen? Ich spiele also eine Halbzeit linker Verteidiger, nicht brillant, aber ganz ordentlich.

Zwei Spieltage später stehe ich als linker Verteidiger in der Startaufstellung gegen Borussia Dortmund. Was ich noch nicht weiß: von nun an werde ich fünf Jahre lang auf dieser Position spielen.

Der VfB hat eine starke Mannschaft. Felix Magath weiß, wie er ein Team zusammenstellen muss. Kompakte Abwehr, Aljaksandr Hleb als fantastischer Individualist und viele Junge, die sich für die Mannschaft die Seele rausrennen: solche wie ich.

Parallel zur Meisterschaft beginnt die Champions League. Wir spielen in einer starken Gruppe mit Manchester United, den Glasgow Rangers und Panathinaikos Athen. Bei der Auf-taktniederlage in Glasgow hatte ich noch nicht gespielt, aber als das Heimspiel gegen Manchester United vor der Tür steht, habe ich schon meine ersten beiden Spiele in der Startformation hinter mir.

Aber Bundesliga und Champions League, das sind zwei Paar Schuhe. Manchester United kommt mit allen Stars, Scholes und Giggs im Mittelfeld, Rio Ferdinand in der Verteidigung, Cristiano Ronaldo und Ruud van Nistelrooy im Sturm. Ich bin nicht sicher, ob der Trainer sich traut, mich gegen den besten Sturm Europas auflaufen zu lassen.

Aber im Training läuft es gut. Gegen 1860 in München habe ich anständig gespielt und sogar ein Tor vorbereitet. Das Feed-back, das ich kriege, ist ermunternd – ein paar Scherze in der Kabine, die Anerkennung durchklingen lassen, bedeuten mehr für mich als eine gute Note in den Medien. Ich habe schnell begriffen, dass das Lesen der Sportseiten mehr Energie kostet, als du zurückbekommst, deshalb kümmere ich mich nicht darum. Das Wichtigste kriegst du sowieso mit.

Die Kollegen wissen jetzt, was ich drauf habe. Der Trainer hat gesehen, dass ich auch auf Bundesliga-Niveau gut mithalten kann. Ich denke, dass mein Ziel, Stammspieler in der Bundesliga zu werden, in greifbare Nähe gerückt ist.

Es ist der Tag vor dem Spiel gegen Manchester United, und Felix Magath hat mir noch nicht persönlich gesagt, ob ich in der Mannschaft stehen werde. Aber er lässt mir ausrichten, dass ich mich für die Pressekonferenz bereit machen soll. Super. Denn zur Pressekonferenz geht nur, wer morgen auch spielt.

Die Reporter wollen wissen, ob ich Angst vor dem Killerduo Ronaldo und van Nistelrooy habe. Ich bin zu nervös, um mit etwas anderem als einer Floskel zu antworten. »Respekt ja«, sage ich, »Angst nein.«

Am Spieltag scheint Stuttgart zu vibrieren. Die Luft ist elektrisch. Unser Spiel gegen United ist in der ganzen Stadt das erste Gesprächsthema, das Gottlieb-Daimler-Stadion ist so was von ausverkauft, dass der schwäbische Kassenwart angesichts der vielen Karten, die er noch zusätzlich hätte verkaufen können, in Tränen ausbricht. Es ist viele Jahre her, seit ein Spiel in der höchsten, der aufregendsten Spielklasse in Stuttgart stattgefunden hat, und unser Gegner ist einer der großen Favoriten auf den Titel. United. Gleich werde ich den legendären Alex Ferguson Kaugummi kauend auf der Bank sitzen sehen. Bisher konnte ich ihn und sein Team nur aus dem Fernsehen.

Wir wärmen uns auf, und die Nervosität, die mir in den Knochen steckt, verwandelt sich in eine warme, belebende Entschlossenheit. Ich bin 19, habe erst ein paar komplette Bundesliga-Spiele hinter mir, aber ich fühle mich angesichts der Aufgabe, die auf mich zukommt, nicht überfordert. Ich erinnere mich an meine Wortmeldung bei der Pressekonferenz und muss schmunzeln. Meine Floskel vom Respekt entpuppt sich gerade als die pure Wahrheit. Ich habe Respekt, aber dieser Respekt schwächt mich nicht, sondern schießt belebend in meine Adern ein, ich bin wach, ich bin konzentriert, ich freue mich auf das, was jetzt kommt. In meinem Kopf tauchen Bilder auf, Bil-

der von gewonnenen Zweikämpfen, von Spielsituationen, wie ich sie schon erlebt habe, aber auch Bilder von problematischen Situationen und wie ich sie löse. Ein Bild nimmt Gestalt an, ein Stürmer, der mit Tempo auf mich zukommt, und ich weiß instinktiv, wie ich ihm den Ball abnehme. Ich rufe das Bild ab: zwei Angreifer sind vor mir, und wieder gibt mir der prompte Einfall, was zu tun ist, Sicherheit.

Als wir aufs Spielfeld laufen, dröhnt die Hymne der Champions League aus den Lautsprechern. 50.000 Zuschauer verwandeln Emotionen in Lärm und Rhythmus. Freude, dass heute dieses Fest stattfindet. Ungewissheit, was uns erwartet. Erwartung an Spieler, deren Namen Synonyme für großartigen Fußball sind, für Dynamik, Technik und Unterhaltung.

Man sagt, dass ein Spieler auf dem Spielfeld gar nicht wahrnimmt, was um ihn herum stattfindet. Bei mir stimmt das nicht. Ich nehme alles wahr. Ich sehe, wie hell das Licht ist, das von den Flutlichtmasten über den Platz strömt. Ich höre das Rufen und Pfeifen einzelner Menschen. Mein Geist ist so klar, dass ich viel mehr wahrnehme, als wenn ich bloß als Zuschauer auf der Tribüne sitze. Jeder Chor, jeder Ruf, jeder Pfiff gehört jetzt mir.

Es kann losgehen.

Ich spiele links in der Verteidigung, mein direkter Gegner ist Cristiano Ronaldo. Cristiano ist noch jünger als ich, ein Wunderkind aus Portugal. Was er am Ball kann, ist erstaunlich, dazu verfügt er über einen harten, platzierten Schuss. Er tauscht immer wieder Position mit van Nistelrooy, der in der vorangegangenen Saison Torschützenkönig in der Premier League gewesen ist.

Erster Ballkontakt, der Ball tut, was er soll. Es ist, als würde die Ausnahmesituation auf den Tribünen das Spiel verdichten

und beschleunigen. Der Gegner ist schneller, steht besser, ist aufmerksamer als alle Mannschaften, gegen die ich bis jetzt gespielt habe – was keine Überraschung für einen Spieler sein kann, der vor ein paar Monaten noch in der Regionalliga am Werk war. Aber wir halten mit. Wir sind beseelt von einer rauschhaften Leidenschaft. Jede gelungene Aktion findet ihr Echo im Publikum. Sobald wir uns dem Tor der Engländer nähern, nimmt die Elektrizität zu. Wenn wir uns ihren Angriffen in den Weg stellen und ihre Ideen vorausahnen und unterbinden, strömt Sicherheit in jeden Einzelnen von uns.

Das Spiel ist nicht besonders gut, aber höllisch intensiv. Ich habe weder mit Ronaldo noch mit van Nistelrooy ein Problem, ich finde sogar Zeit, mich in Angriffe einzuschalten. Nach zwanzig Minuten schnappe ich mir an der Mittellinie nach einer Kopfballkerze den Ball, lasse einen Gegenspieler aussteigen und habe plötzlich Platz, gehe allein Richtung Tor, überspielt auch noch einen Verteidiger, aber der holt mich drei, vier Meter außerhalb des Strafraums mit einer Grätsche von den Beinen. Der Freistoß bringt nichts ein, aber mein Herz schlägt bis zum Hals. Es ist möglich, denke ich mir, wir können das packen, auch gegen die.

0:0 zur Halbzeit. Der Trainer heizt uns zusätzlich auf. »Die wackeln«, sagt er. »Da geht heute was.«

Und es geht was. Nach einem Eckball gleich nach der Pause muss Scholes auf der Linie retten. Drei Minuten später erwische ich einen Kopfball an der Mittellinie, der Ball springt weit in die Hälfte der Engländer, Imre Sabiczs startet am schnellsten, lässt Ferdinand stehen, nimmt den Ball mit und macht cool das 1:0.

Ein Schrei, und dann diese unvergleichliche Erleichterung, wenn ein Ball im Tor liegt. Imre rennt jubelnd zur linken Eck-

fahne, und ich sprinte nach, muss unbedingt auf den Haufen der Spieler in den weißen Trikots hinaufspringen, der sich dort auf dem Rasen wälzt.

Es ist – schon wieder eine Floskel – Gänsehautstimmung pur. Natürlich hat keiner von uns eine Gänsehaut, aber der Moment, in dem so ein Tor gelingt, hat aller Dynamik zum Trotz etwas Feierliches, Pathetisches. Es ist der Moment, in dem du weißt, warum du Fußball spielst. Warum du schon in der Jugend sechs Mal pro Woche auf dem Platz gestanden hast, während deine Freunde beim Schwimmen waren. Es sind die Momente, in denen die Stammhirnrinde Endorphine und Glückshormone ausschüttet. Wir sind high. Wir haben zehn, zwanzig Sekunden Zeit für dieses kollektive Glück, Sekunden, die mit Glückwünschen, Abklatschen, Schulterdrücken vergehen, dann trotten wir wieder zurück in unsere Hälften, aufgeladen von noch mehr Energie, noch mehr Spannung, bereit, den Gegner zu fressen.

Zwei Minuten später spielen wir einen Ball schnell aus der Verteidigung nach vorne, Soldo schickt Szabics, der spielt sofort weiter zu Kurányi, Kevin hebt den Ball über den Keeper von Manchester, und von der Innenseite der Querlatte tropft der Ball ins Tor.

Es steht 2:0. Weihnachten!

Jetzt bloß nicht nachlassen.

Manchester kann das Tempo nicht steigern. Das Spiel findet hauptsächlich im Niemandsland des Mittelfelds statt. Erst als nach einem Eckball Cristiano Ronaldo umfällt und der Schiedsrichter auf Elfmeter entscheidet, wird es noch einmal eng. Van Nistelrooy haut den Elfer mit dem ganzen Selbstvertrauen des Stürmers, der gewohnheitsmäßig trifft, unter die Querlatte. Er holt den Ball aus dem Netz und trägt ihn zurück

zum Mittelpunkt, um seinen Kameraden zu zeigen, hey, gebt Gas, wir sind wieder dran.

Aber das war es dann schon. Wir verteidigen hinten so entschlossen wie die Schweizer das Bankgeheimnis. Ein paar Minuten später holt mich der Trainer runter. Ich bin platt, und er hat es gesehen. Zwei durchgespielte Bundesligapartien und das Spiel heute haben mich auch physisch an meine Grenzen gebracht.

Magath gibt mir einen Klaps, sagt »Super, Philipp«, und ich wäre bestimmt happy und stolz gewesen, wenn wir das Spiel schon gewonnen gehabt hätten, aber es fehlen noch fast zwanzig Minuten.

Verrückt: Als ich in meinen Trainingsanzug geschlüpft bin und auf der Bank sitze, spüre ich plötzlich die ganze Nervosität, die mein Gehirn auf dem Spielfeld in Energie umgewandelt hat. Ich spüre das Tempo, das ich gegangen bin, den Stress, der nicht zu vergleichen gewesen ist mit irgendeinem anderen Spiel, das ich je zuvor gemacht habe. Weit hinten im Kopf und unten in den Beinen machen sich Müdigkeit und Anstrengung bemerkbar, aber meine Aufmerksamkeit ist auf dem Platz geblieben, wo Manchester United jetzt den Ausgleich schaffen will und ich nichts mehr dagegensetzen kann.

Aber die Chancen haben wir. Soldo scheitert mit zwei Kopfbällen, dann spielt Hleb auf Kurányi, Ferdinand grätscht Kevin um, Elfmeter.

Jetzt haben wir sie. Wir beglückwünschen uns schon auf der Bank. Fernando Meira wird schießen, unser routinierter Innenverteidiger, ein sicherer Schütze, dann steht es 3:1, noch zehn Minuten zu spielen, das holt selbst Manchester United nicht auf.

Fernando läuft an, schießt in die linke Ecke, aber dort ist vor

dem Ball schon Tim Howard, der Keeper. Gehalten, Chance vergeben. Die ganze Bank unter Schock, während drüben bei den Engländern zwei neue Leute bereitstehen, um mit frischen Kräften doch noch für den Ausgleich zu sorgen, der gerade noch meilenweit entfernt schien.

Aber unsere Abwehr bleibt konzentriert. Manchester drückt zwar, aber eine zwingende Torchance bekommen sie weder in den restlichen zehn Minuten noch in den ewig langen vier Minuten der Nachspielzeit.

Dann ist das Spiel aus.

Das Stadion singt, tanzt, feiert, als wäre hier kein Fußballspiel, sondern Oktoberfest. Wir singen, tanzen, feiern mit. Als ich in der Mitte des Spielfelds stehe und die vollen Ränge betrachte, wo die Zuschauer auch jetzt, zehn Minuten nach dem Spiel, nicht nach Hause gehen, denke ich kurz, wie unwahrscheinlich das doch alles ist. Vor ein paar Monaten spielte ich noch vor tausend Zuschauern gegen den SC Pfullendorf, und jetzt haben wir Manchester United in der Champions League geschlagen, und ich habe eine so gute Partie gemacht, dass ich kaum mehr daran zweifle, dass ich auch im nächsten und im übernächsten Spiel in der Startelf stehen werde. Ich denke, dass Fußball eben immer Fußball bleibt, dass jede Situation, die du erlebst, neu und doch vertraut ist, und dass ich immer Fußball gespielt habe, also auch in dieser unwahrscheinlichen Spirale, die mich gerade nach oben treibt, etwas habe, das mir Halt gibt.

Dann gehe ich in die Kabine. Heute muss gefeiert werden.

In der Bundesliga spielen wir eine tolle Hinrunde. Nach 17 Partien stehen wir punktgleich mit dem FC Bayern und Bayer Leverkusen auf Platz 4, Werder Bremen hat vier Punkte Vorsprung. Wir haben die dichteste Abwehr der Bundesliga, in 17

Spielen kassierten wir nur sieben Tore. Auch in der Champions League läuft es blendend, wir haben uns souverän für das Achtelfinale qualifiziert, wo wir gegen Chelsea spielen.

Anfang Februar 2004, die Rückrunde hat gerade begonnen, ruft mich Felix Magath in sein Büro. Er macht die Tür zu und sagt: »Philipp, nur dass du's weißt. Du wirst nächste Woche in die Nationalmannschaft berufen.«

2. Kapitel

UM DEN ZAUN ZU DEN PROFIS

Jugend in Gern und beim FC Bayern

Immer die Freude am Fußball behalten – Vertrauen in das eigene Gefühl entwickeln – immer nur an den nächsten Schritt denken – nicht zu große Ziele setzen – aus Schwächen Stärken entwickeln – die Freude, Teil einer Mannschaft zu sein – die eigenen Möglichkeiten erkennen – die richtige Unterstützung suchen

Am Anfang verlieren wir jedes Spiel. Wir verlieren hoch, wir verlieren knapp, wir holen nicht einmal ein Unentschieden.

Ich bin hin- und hergerissen. Macht mir das Fußballspielen mehr Spaß, als mich das Verlieren ärgert? Oder nervt mich das Verlieren so, dass ich irgendwann keine Lust mehr auf Fußball habe?

Ich bin fünf Jahre alt, als ein Kindergartenfreund vor unserer Haustür in Neuhausen steht und fragt: »Darf der Philipp mit zum Training kommen?«

Meine Mama lacht und sagt, was sie seither immer gesagt hat: »Wenn er will ...«

Okay, dann will ich halt. Gehe zum ersten Mal ins Training der Freien Turnerschaft Gern und füge der stattlichen Zahl der Lahms in diesem Verein einen weiteren hinzu.

Mein Papa spielt bei der FT Gern. Mein Onkel spielt bei der FT Gern. Mein Opa hat bei der FT Gern gespielt. Meine Mama wird bald im Büro der FT Gern sitzen und darauf schauen, dass

jede einzelne Jugendmannschaft hat, was sie braucht. Der Platz der FT Gern ist genau fünf Minuten von unserer Wohnung in Neuhausen entfernt.

Man könnte also denken, dass mein Weg in diesen Klub vorgezeichnet ist.

Aber ich will im Grunde nur bolzen. Gegenüber von unserem Haus beginnt der Olympiapark, dort finden sich immer ein paar Jungs, die miteinander spielen. Eine Gruppe von Kindern, ein Ball, zwei Tore: gibt es was Schöneres?

Die FT Gern spielt in der Kreisklasse. Mein Papa hat Talent, die Sechziger wollten ihn haben. Aber statt Zweite Bundesliga zu spielen, ist der Papa lieber am Wochenende daheim.

Fußball gehört in unserer Familie zum Alltag, aber nie in Verbindung mit enormem Ehrgeiz. Für den Ehrgeiz bin offenbar ich zuständig.

Sobald ich mit meinem neuen Klub die erste Niederlagenserie kassiert habe, schmeiße ich mich noch mehr rein als bisher. Wäre doch gelacht! Beim Training merke ich, dass es mir leichter fällt als den meisten anderen, dem Ball klarzumachen, was ich von ihm will. Ich schieße ganz gut, und ich kann fast jeden Ball stoppen. Weil mir der Ball nicht dauernd vom Fuß springt, kriege ich ihn auch öfter zugespielt als die anderen. Es dauert also nicht lange, und ich spiele in meiner Mannschaft eine Rolle. Wir spielen kreuz und quer, aber ich bin immer in der Mitte.

Das gefällt mir. Aber noch mehr gefällt mir, dass wir nicht mehr so sicher verlieren, wie das Amen in der Kirche. Wir spielen hie und da unentschieden, und an guten Tagen gewinnen wir sogar.

Meine Mitspieler sind meine Freunde. Würden wir nicht gemeinsam Fußball spielen, würden wir irgendetwas anderes aus-

hecken. Aber wir kommen nicht dazu, denn Schule und Fußball nehmen den ganzen Tag in Anspruch.

Auf Münchens Fußballplätzen treiben sich immer Nachwuchscouts der großen Vereine herum. Sie schauen sich Spiele aller Jugendmannschaften an und versuchen, die vielversprechenden Jungs zu ihren Klubs zu lotsen. Viele Profikarrieren haben auf diese Weise begonnen.

Eines Tages, ich bin gerade zehn geworden, spricht mich nach einem Spiel ein freundlicher Mann an. Ihm habe gefallen, wie ich die Mannschaft nach vorn trieb. Ob wir nicht noch ein bisschen auf dem Nebenplatz kicken wollen?

Mit meinem Papa und zwei Kumpels kicken wir noch ein bisschen auf dem Nebenplatz. Der Mann schaut aufmerksam zu, wie wir den Ball behandeln, ihn stoppen und weiterspielen. Dann rückt er mit seinem Anliegen heraus. Ob ich nicht Lust hätte, zu 1860 München zu kommen? Wenigstens für ein Probetraining.

»Hm«, sage ich. »Weiß nicht.«

Aber dann interessiert mich doch, wie bei den Sechzigern trainiert wird. Obwohl ich fast sicher bin, dass ich nicht von der F1 Gern weggehen werde, fahre ich zum Probetraining nach Giesing.

Das Erste, was ich sehe, ist der Zaun hinter dem Tor. Der hat große Löcher.

»Nein«, sage ich. »Hier will ich nicht spielen.«

Ein paar Wochen später treffen wir in der Meisterschaft der U12 auf die Löwen, genau auf die Mannschaft, bei der ich nicht spielen wollte. Wir verlieren 2:7, aber immerhin haue ich ihnen unsere beiden Tore rein.

Es dauert ein Jahr, bis mir nach einem Spiel wieder ein Mann entgegenkommt, den ich nicht kenne.

»Servus, Philipp. Hast du vielleicht Lust, zur U11 des FC Bayern zu kommen? Ich bin der Trainer.«

Jetzt ist die Antwort nicht mehr so einfach. Mein Ehrgeiz hat ziemliche Fortschritte gemacht. Schon wenn ich zu Hause beim Mensch-ärgere-dich-nicht verliere, ist die Hölle los, und mit der FT Gern werden wir bei aller Freundschaft nichts Großes gewinnen. Hm.

Wahrheitsgemäß antworte ich: »Ich weiß nicht.«

Aber der Trainer ist hartnäckig. Er redet mit meinen Eltern. Die sind irgendwie geschmeichelt, aber sie warten ab, was der Bub sagt. Was ich sage.

»Wir rufen Sie an.«

Aber der Trainer lässt nicht locker. Er wirft eine Angelschnur mit einem fetten Köder nach mir aus.

»Wenn du zum Probetraining kommst, darfst du im Olympiastadion den Balljungen machen.«

Verdammtd. Jetzt muss ich also doch zum Probetraining.

Aber ich bleibe skeptisch. Die Vertrautheit unseres Fußballplatzes, der Geruch der Kabinen, der Spaß, den ich mit den Jungs habe – kriege ich beim FC Bayern etwas, was mir genauso viel wert ist? Wird das Training dort ein Kampf statt dem vertrauten Spaß in Gern? Und: bin ich überhaupt gut genug für den großen FC Bayern?

Als mich die Mama zum Probetraining fährt, schaut sie mich vom Fahrersitz aus prüfend an. Sie merkt, dass ich nervös bin. Aber sie will mir die Peinlichkeit ersparen, es abzustreiten, deshalb schweigen wir.

Ich weiß nicht, was ich mir erwartet habe, aber die Schülermannschaft des FC Bayern ist voll in Ordnung. Ein Spieler, der ein halbes Jahr älter ist als ich, nimmt mich sofort unter seine Fittiche. Er heißt Enzo. Sein kleiner Bruder Diego Con-

tento wird Jahre später mit mir bei den Profis des FC Bayern spielen.

Enzo ist sofort so was wie ein Verbündeter. Außerdem hat er die Aufgabe übernommen, mit mir ins Olympiastadion zu fahren und mich dort in die Pflichten eines Balljungen einzuleiten.

Auf der Rückfahrt nach Gern habe ich das Gefühl, dass ich auch beim FC Bayern sehr schnell Freunde finden werde. Das Gefühl ist stärker als die Traurigkeit, dass ich meine Freunde von zu Hause in Zukunft nicht mehr so oft sehen werde. Als ich darüber nachdenke, merke ich, dass ich mich bereits entschieden habe. Ja, ich werde zum FC Bayern wechseln.

Zum ersten Mal begreife ich, was Ordnung auf dem Platz ist. Unser Trainer Jan Pienta unterbindet alle Versuche, wie in Gern draufloszubolzen, mit einem Pfiff seiner Trillerpfeife. Er schärft jedem Spieler ein, die Position zu halten, die ihm zugewiesen ist, und sich an das Grundmuster zu halten, das unserem Spiel zugrunde liegt.

Ich spiele auf der Position des Achters. Defensives Mittelfeld mit ein bisschen Spielraum nach vorn. Liegt in der Familie, auch der Papa hat immer mit der 8 gespielt. Zum ersten Mal höre ich den Begriff »Stellungsspiel« in Verbindung mit verständlichen Anweisungen. Zum ersten Mal begreife ich den Zusammenhang zwischen den Zeichnungen, die der Trainer in der Kabine an die Wand pinnt, und dem Lauf des Balls auf dem Feld. Ich wittere Fußball. Ich ahne Niveau.

Aber ich muss viel lernen, um ganz in der Mannschaft anzukommen. Ich muss zum Beispiel lernen, von zu Hause fort zu sein. Ich habe bis jetzt noch nie auswärts geschlafen, und jetzt fahren wir zu einem Turnier nach Berlin, wo wir bei Gasteltern

untergebracht werden. Ich muss lernen, auf meine Freunde zu verzichten, denn ich habe drei Mal in der Woche Training an der Säbener Straße, und am Wochenende wird gespielt.

Meistens gewinnen wir, das macht Spaß.

Als wir in der Münchener Olympiahalle den Hertie-Cup spielen, treffen wir im Finale auf 1860. Unentschieden nach der regulären Spielzeit, und als ich in der Nachspielzeit das Golden Goal erzielle, bin ich in dem Knäuel von Spielern, die dieses Tor feiern, ganz unten. Alle anderen liegen auf mir.

Am Abend merke ich, dass ich ganz dicke Stellen am Hals habe. Wir gehen zum Arzt. Der Doktor untersucht mich und stellt schnell fest, dass ich eine geschwollene Milz habe, vermutlich durch eine Infektion, die ich bis dahin nicht bemerkt habe. Bloß nicht stark draufdrücken, sagt der Doc, die Milz könnte reißen. Gut, dass er mir das jetzt schon sagt.

Beim FC Bayern spielen die besten Nachwuchsspieler Münchens. Eine zusätzliche Herausforderung besteht darin, dass die U12 in den Wettbewerben der U13 antritt, die U13 in denen der U14, die U14 in denen der U15. Erst die U17 misst sich wieder mit gleichaltrigen Gegnern.

Als wir 14 werden, beschließt der Verein, eine neue U15 ins Rennen zu schicken. Wir müssen ganz unten anfangen, gegen die schlechtesten Klubs. Alle regen sich darüber auf, nicht über die zweistelligen Packungen, die wir den Gegnern verpassen, aber über die roten Staubplätze, auf denen wir in diesem Jahr spielen müssen.

In der U14 werde ich für die Münchener Auswahl nominiert: meine erste Berufung in ein Auswahlteam. Zwei Jahre später folgt die Berufung in die Bayern-Auswahl, und als ich 16 bin, werde ich von Uli Stielicke in die U17-Nationalelf eingeladen.

Wir spielen gegen Finnland, ich bringe nichts Besonderes auf die Reihe, und Uli Stielicke lässt ein Jahr lang nichts von sich hören.

In Duisburg gewinne ich mit der U16 der Bayern-Auswahl meinen ersten Titel, die Deutsche Meisterschaft im Ländervergleich. Auf der Rückfahrt lassen wir die Sau raus. Der Bus muss bei einer McDonald's-Raststätte ranfahren, und die Mannschaft stößt mit Sekt auf den Titel an: in Plastikbechern, versteht sich.

Der Gedanke, Profi zu werden, ist in jeder Schüler-, in jeder Jugendmannschaft zu Hause. Jeder Junge, der fünf Mal die Woche trainiert und am Wochenende spielt, hat den Traum, irgendwann Bundesliga zu spielen oder Champions League. Nichts ist reizvoller als der Gedanke an das Trikot deines Klubs, wo unter einer super Nummer dein Name steht.

Natürlich träume auch ich davon. Aber ich habe auch einen anderen Plan in Reserve. Vielleicht will ich Banker werden wie mein Opa und mein Onkel. Zahlen liegen mir. In der Schule zählt Mathematik zu meinen Lieblingsfächern. Noch belastet mich der Gedanke an Entscheidungen, die in der Zukunft fallen, nicht.

Am spannendsten wird es immer zu Saisonende. Zu Saisonende sagt der Trainer, wen er nächstes Jahr noch in der Mannschaft sehen möchte. Das bedeutet das Ende mancher Träume. Drei, vier, fünf Spieler müssen gehen, einen anderen Verein suchen, manche hören mit dem Fußball überhaupt auf.

Ich rutsche von Jahr zu Jahr in die nächste, höhere Mannschaft. Andere Spieler, vor denen ich großen Respekt hatte, werden nicht mitgenommen.

In den Mannschaften bin ich immer einer der Jüngsten. Ich habe im November Geburtstag, und da die Jugendmannschaften nach Geburtsjahr zusammengestellt werden, spiele ich oft

gegen Jungs, die fast ein Jahr älter sind als ich. Das ist für Zwölf-, Dreizehn-, Vierzehnjährige oft ein Unterschied von einiger Tragweite.

Weil ich nicht besonders groß bin, muss ich mein Spiel so anlegen, dass ich das durch besonders fixes Denken ausgleiche. Dass ich schon am richtigen Ort stehe, bevor der Ball dorthin gespielt wird. Dass ich vorausahne, was der Gegner als Nächstes tun will, und ihm den Weg abschneide.

Die Trainer stellen mich zuerst als Achter auf, dann als Rechtsaußen und schließlich als rechten Verteidiger.

Das Training wird zum Motor meines Alltags. Zuerst drei, dann vier, dann fünf Mal die Woche quer durch die Stadt fahren, trainieren, zurückfahren. Meine Freunde aus Gern gehen am Nachmittag schwimmen, ich gehe trainieren. Wir lernen Mädchen kennen. Die Freunde gehen am Samstag in die Disco, ich gehe schlafen: wir spielen ja am nächsten Tag.

Es sind die Jahre, wo viele Jungs, die gut Fußball spielen, beschließen, mit dem Fußball aufzuhören. Das heißt, sie beschließen es gar nicht. Aber sie bleiben zuerst einmal, dann öfter dem Training fern, rufen den Trainer an und sagen, dass sie erkältet sind, um mit den Mädels ausgehen zu können, und irgendwann sind sie so weit von der Seele des Spiels entfernt, dass sie nicht mehr zurückfinden.

Ich kann diese Unsicherheit verstehen. Ich möchte auch gern zum Schwimmen gehen. Aber ich will auch am Fußball dranbleiben. Wenn ich heimlich überlege, ob ich einmal das Training schwänzen soll, muss ich nur bei meinem Ehrgeiz nachfragen. Bleib dran, sagt der Ehrgeiz, wenigstens dieses Jahr, wenigstens, bis du weißt, dass du von der U14 in die U15 mitgenommen wirst.

Den Rest erledigt der Fußball selbst. Sobald ich auf dem

Platz stehe, sobald der Trainer uns in zwei Mannschaften aufteilt und in ein Spiel schickt, sieben gegen sieben oder elf gegen elf, ist auch der Spaß wieder da, der Spaß am Spiel, am Trick, am Gefühl, wie herrlich es ist, den richtigen Pass zu spielen und der Stürmer tunnelt den gegnerischen Torwart. Fußball ist so ein Vergnügen.

Ich glaube, Ehrgeiz allein genügt nicht, um Fußballprofi zu werden. Disziplin allein genügt auch nicht. Es braucht diesen Spaß am Spiel, dieses erfüllende Gefühl, sobald du auf dem Platz stehst, das Nicht-mehr-an-die-Freunde-Denken, die jetzt beim Schwimmen sind, der Ball, du, das Tor, deine Welt.

Ich spiele jetzt in der U17 des FC Bayern. Ich brenne für die Mannschaft. Als wir das Finale um die Deutsche Meisterschaft in Berlin gegen Hertha BSC 0:1 verlieren, sitze ich in der Kabine und heule vor Zorn, und es ist mir nicht einmal peinlich. Neben mir sitzen ein paar andere, denen es genauso geht. Selbst in diesen bitteren Momenten merke ich, wie großartig es ist, Teil einer Mannschaft zu sein.

Wir teilen alles. Die Niederlage, den Zorn über die Niederlage, die Entschlossenheit im Training, den Ehrgeiz im nächsten Spiel, das erste Tor, den Sieg, den Jubel, die Party in der Kabine und später am Abend. Du bist nie allein. Du teilst mit allen Kameraden das gemeinsame Ziel. Du musst dich nicht mehr fragen, warum du dir das alles antust, das viele Training, die knappe Freizeit.

Meine Eltern kommen zu jedem Spiel. Sie sehen uns oft gewinnen. Meine Mutter ist genauso Fan der Mannschaft wie mein Vater, aber obwohl beide durchaus etwas vom Fußball verstehen, halten sie sich mit Kommentaren zum Spiel zurück. Sie loben mich, ja, aber sie bilden sich nie ein, mir erklären zu müssen, was ich besser machen könnte.

Das finde ich großartig. So bleibt uns der Fußball ein gemeinsamer Schatz, der nie zum Schauplatz von Konflikten wird.

Als ich mit 17 Jahren in die U19 aufrücke, verdiene ich wie alle anderen 400 Mark im Monat, Aufwandsentschädigung und Fahrgeld. In der U17 waren es 100 Mark gewesen, in der U18 200 Mark. Neben der Chance, für die A-Jugend zu spielen, geht auch schon ein Fenster in die Welt des Erwachsenenfußballs auf. Ich könnte auch für die Amateure des FC Bayern eingesetzt werden, die damals in der Regionalliga spielen, der dritten Liga des deutschen Fußballs. Darüber gibt es nur noch die Zweite Bundesliga und die Bundesliga.

Mein Trainer in der U19 heißt Roman Grill. Er hat selbst viele Jahre für die Amateure des FC Bayern gespielt und eine klare Vorstellung davon, was auf dem Platz zu passieren hat. Er kommt vom Schliersee. Sein Bayrisch ist so klar und lupenrein, dass es irgendwann zum Weltkulturerbe der UNESCO erklärt werden wird. Roman hat, was ein guter Trainer haben muss: Autorität. Wenn wir darüber reden, was ich als rechter Verteidiger oder im defensiven Mittelfeld für Aufgaben übernehme, merke ich, wie klar seine Vorstellungen sind.

Wir sind erfolgreich. Mit Roman an der Seitenlinie schaffen wir es 2001 ins Finale der deutschen U19-Meisterschaft. Unser Gegner ist Bayer Leverkusen, bestimmt die beste Jugendmannschaft dieses Jahres. Wir spielen in Leverkusen in der BayArena. Das Stadion ist fast ausverkauft, auf den Tribünen gut 20.000 Zuschauer.

Wir schlafen im Stadion, zu der BayArena gehört auch ein Hotel. Meine Nacht bleibt kurz. Ich bin nervös. So viele Zuschauer, die meisten werden die Heimmannschaft unterstützen. Für das Spiel hat mir Roman eine zentrale Rolle zugeschrieben. Wir

treten gegen den offensiv starken Gegner mit zwei Sechsern an, einem massierten, defensiven Mittelfeld. Ich bin einer der beiden Sechser.

Im Tor steht bei uns Philipp Heerwagen. Philipp ist ein super Torhüter. Neben mir spielt Markus Feulner, wir müssen vor der Abwehr das Spiel dicht machen. Im offensiven Mittelfeld soll Zvjezdan »Zwetschge« Misimović, ein begnadeter Techniker, mit langen Bällen auf unsere Sturm spitzen für Kontermöglichkeiten sorgen.

Das Spiel geht los, und nach wenigen Minuten ist klar: Der Gegner spielt überragend. Wir bringen gar nichts zustande. Wenn Philipp Heerwagen nicht weltklasse halten würde, hätten wir das Spiel schon in der Halbzeit verloren. Das 0:0 nach 45 Minuten schmeichelt uns. Ich habe im zentralen Mittelfeld genau sechs Ballkontakte gehabt und Markus Feulner sieben. Nichts geht.

Als wir in die Kabine gehen, sagt Markus: »Was ist denn da los, Philipp? Was machen wir?«

Ich schüttle ratlos den Kopf

Also trifft Markus eine Entscheidung. Er schnürt seine Stollenschuhe auf und pfeffert sie in seinen Spind. Mit Stollenschuhen rutschst du wegen der langen Stollen aus Stahl in der Regel weniger, außer der Boden ist ungemein hart, dann rutschst du mit jedem Schuh. Ich bevorzuge bei jeder Wetterlage Stollenschuhe, denn als Defensivspieler kann jedes Ausrutschen fatale Folgen haben. Markus kramt in seinem Spind, holt seine Noppen schuhe heraus und zieht sie sich an. Die Stollenschuhe können bestimmt nichts dafür, dass wir so scheiße gespielt haben, aber Markus hat einfach das Gefühl, dass er etwas verändern muss, weil bei ihm gar nichts geht.

Wir laufen zurück aufs Feld, ich auf Stollen, Markus auf

Noppen. Die Zuschauer pfeifen, sie sind gegen uns. Irgendwie haben sie recht. Unser Spiel ist erbärmlich.

Ein paar Minuten nach der Pause bekommen wir einen Freistoß von der Seite zugesprochen. Der Ball kommt hoch vors Tor, Dominik Haas – dessen Bruder Leonhard inzwischen beim FC Ingolstadt spielt – erwischt den Ball mit dem Kopf, und es steht 1:0 für uns.

Fünf Minuten später zieht Zwetschge Misimović von außerhalb des Strafraums ab, und der Ball landet im Tor. 2:0. Der Spielstand stellt den Spielverlauf total auf den Kopf. Wir haben genau eineinhalb Chancen gehabt und zwei Tore erzielt.

– Bayer Leverkusen hält jetzt wütend dagegen.

Als einer ihrer Stürmer im Strafraum umfällt, pfeift der Schiedsrichter Elfmeter. Grenzwertige Entscheidung. Aber der Strafstoß sitzt. Nur noch 2:1.

Zehn Minuten vor Schluss gleicht Bayer aus. Wir sind platt. Jetzt rächt es sich, dass wir in der ersten Halbzeit nur dem Ball nachgelaufen sind. Es ist eine Frage der Zeit, bis Bayer das Spiel endgültig umdreht.

Aber in der 88. Minute spielen wir noch einmal so was wie einen Konter. Plötzlich steht Piotr Trochowski auf Linksaußen, fast auf der Grundlinie, und während alle darauf warten, dass er den Ball in die Mitte spielt, chipt er ihn mit viel Effet ins allein gelassene Tor.

Dann ist das Spiel aus. So platt war ich noch nie, aber die Freude über den Titel lässt die Batterien noch einmal kurz aufflackern, und unser Jubel ist ausgelassen und wild, wir sind Deutscher Meister, haben gewonnen, obwohl wir keine Chance gehabt haben, wir tanzen auf dem Spielfeld, umarmen uns, von der Betreuerbank kommt Herbert Harbich angesprintet und springt mit der vollen Wucht seines doch schon etwas stär-

keren Körpers auf die Jungs, krawumm, Deutscher Meister, und wie dieser Sieg zustande kam, als schwächere Mannschaft mit heute mehr Glück, macht die Sache noch ein bisschen süßer, noch ein bisschen schöner.

Ich bin 17 Jahre alt, 1 Meter 70 groß, mein Körper ist schmächtig. Ich spüre, dass bald eine Entscheidung fällig ist. Mit 17 ist der Profifußball zwangsläufig in Reichweite, wann sonst.

Noch nie ist die U19 des FC Bayern Deutscher Meister gewesen. Vielleicht ist es ein Zeichen, dass ausgerechnet wir es geschafft haben.

Mit der U19-Nationalmannschaft spiele ich die Europameisterschaft in Norwegen. Meine Eltern reisen zum ersten Mal nach Skandinavien. Sie sind entsetzt, wie teuer hier alles ist.

Wir gewinnen unsere Gruppe, ich steuere ein Kopfballtor gegen England bei, dann stehen wir im Finale. Im Finale – das einzige Spiel, in dem ich nicht aufgestellt werde – treffen wir auf Spanien und verlieren 0:1. Torschütze: ein gewisser Fernando Torres. Es wird Momente in meiner Karriere geben, in denen mir dieses Spiel wieder einfällt.

Der Sprung aus der Jugend zu den Profis eines Vereins ist immer schwierig. Im Profifußball gelten andere Gesetze als in den Jugendklassen. Während im Nachwuchs in jeder Saison die Besten des nächsten, jüngeren Jahrgangs nachrücken, besorgen sich die Trainer der Profimannschaften ihre Wunschspieler auf dem Transfermarkt.

Beim FC Bayern ist es besonders schwierig, aus der eigenen Jugend zu den Profis vorzurücken. Für den FC Bayern ist es eine Sache der Klubphilosophie, dass die besten Spieler Deutschlands nach München geholt werden. Ein Spieler aus der eige-

nen Jugend muss also schon besonders auffällig sein, um seine Chance zu bekommen.

Aber es muss ja nicht gleich beim FC Bayern sein. Mit mir stehen andere Spieler in der Mannschaft, die auch ihre Chance wittern. Piotr Trochowski zum Beispiel, Zvjezdan Misimović, Markus Feulner, Florian Heller. Mehrere von uns spielen in der Jugendnationalmannschaft. Alle verfolgen konzentriert das Ziel, bessere Fußballer zu werden. Wenn ab und zu in der Lokalpresse ein Artikel über Nachwuchsfußball erscheint, heißt es darin, dass an der Säbener Straße vielleicht eine goldene Generation heranwächst. Damit meinen die uns.

Auf dem Trainingsgelände des FC Bayern gibt es zahlreiche Plätze. Die vorderen, dem Klubgebäude zugewandten sind den Profis vorbehalten. Hinten, weiter weg von den Kabinen, trainieren Amateure und Jugend.

Es kommt immer wieder vor, dass die Profis im Training noch jemanden brauchen. Dann kommt der Assistententrainer um den Zaun herum und bittet Hermann Gerland, den Cheftrainer der Amateurmannschaft, einen Spieler rüberzuschieben.

Gerland weiß, dass diese Möglichkeit harte Währung für uns ist. Wer bei den Profis mitspielen darf, profitiert gleich doppelt. Erstens kann er sich von Effenberg, Elber & Co. etwas abschauen, zweitens hat er die Chance, beim Cheftrainer ein Gesichtsbad zu nehmen, und wer weiß, vielleicht, eines Tages ...

Eines Tages sind bei den Profis gerade einmal sieben Spieler und zwei Torhüter anwesend. Alle anderen sind bei ihren Nationalmannschaften. Ein Assistententrainer kommt um den Zaun: »Ich brauche einen Spieler, Tiger.« Um zwei gleich große Mannschaften bilden zu können, brauchen sie noch einen Spieler.

Hermann Gerland, den alle den »Tiger« nennen, zeigt auf mich.

Wir spielen vielleicht fünf Minuten fünf gegen fünf, als sich ein Spieler verletzt und in die Kabine muss. Der Trainer sagt Danke zu mir, aber jetzt braucht er mich nicht mehr.

Als ich zurück zu den Amateuren gehe, haben die gerade ein Spiel laufen: acht gegen acht. Der Tiger sieht mich und fragt: »Was machst du hier?«

Ich erzähle, was passiert ist, und frage: »Kann ich mitspielen?«

»Nein«, sagt Gerland. »Wir brauchen gerade keinen.«

Es ist schwer an der Schwelle zwischen Amateuren und Profis.

Eines Tages fragt mich Markus Husterer, ob ich schon einen Berater habe. Markus ist mit 15 zum FC Bayern gekommen. Wir haben uns auf Anhieb verstanden und sind bis heute befreundet.

»Nein«, sage ich. »Wieso?«

Markus stellt die Gegenfrage: »Kennst du dich mit Verträgen aus? Weißt du, wie viel der Verein für einen Vertragsamateur bezahlt?«

Das weiß ich nicht, und mit Verträgen kenne ich mich auch nicht aus.

Also macht Markus einen Termin mit dem Mann aus, der seit Kurzem sein Berater ist. Wir gehen eine Pizza essen, und ich habe einen ganz guten Eindruck. Der Mann wirkt kompetent und freundlich. Beim nächsten Treffen, denke ich mir, machen wir alles klar.

Am nächsten Tag beim Training erzähle ich einem unserer Betreuer vom Treffen mit Markus' Berater.

»Aha«, sagt der. »Aber hast du schon mal mit dem Roman geredet?«

Roman, unser Trainer, hat begonnen, junge Spieler zu beraten.

»Ich mach mal was aus für dich. Sprich mit Roman, bevor du deine Entscheidung triffst.«

Ich treffe also Roman. Ihn kenne ich schon lange, ich weiß, wie er über Fußball denkt, wie er Fußball spielen lässt. Zu ihm habe ich Vertrauen, und wir werden schnell einig. Wir geben uns die Hand, dann ist er mein Berater. Einen Vertrag brauchen wir nicht. Bis heute gibt es zwischen uns keine schriftliche Vereinbarung.

Am nächsten Tag rufe ich Markus' Berater an und sage ihm ab.

Wenig später bessert Roman den ersten Vertrag, den ich noch selbst abgeschlossen habe, für mich nach. Statt zwei Jahre läuft die Vereinbarung jetzt fünf Jahre, ich verdiene mehr als die ursprünglich vereinbarten 1000 Mark im Monat. Von 2002 bis 2004 soll ich bei den Amateuren in der Regionalliga spielen, Option auf drei weitere Jahre bei den Profis.

Natürlich ist dieser Vertrag in erster Linie eine Leitplanke für meine Perspektiven. Aber die Perspektive, Profifußballer zu werden, wird immer konkreter.

Ich habe die Schule mit der mittleren Reife abgeschlossen. Bevor ich jetzt auf einen anderen Beruf losgehe, probiere ich, was im Fußball geht, auch wenn mein wichtigster Lehrer meine Eltern beschwört, mich etwas Handfestes lernen zu lassen.

Nach dem Meistertitel mit der U 19 spiele ich für die Amateure des FC Bayern in der Regionalliga Süd. Der Trainer setzt mich als rechten Verteidiger ein. Mit mir in der Mannschaft ste-

hen Zwetschge Misimović, Steffen Hofmann, Hansi Pflügler, Markus Husterer, Markus Feulner, Stefan Wessels. Von Zeit zu Zeit stoßen Profis der ersten Mannschaft zu uns, die entweder ihre Form suchen oder nach Verletzungen Spielpraxis brauchen. Ich spiele eine gute Saison, und dann noch eine.

Als ich dann Profi beim VfB Stuttgart bin, meldet sich der Lehrer wieder. Er gratuliert meinen Eltern und entschuldigt sich fast dafür, dass er mein Talent, Fußball zu spielen, nicht richtig eingeschätzt hat.

3. Kapitel

SCHÖN, DASS DU DA BIST

Die erste Saison in der Nationalmannschaft

Nationalmannschaft alt neu – die Rolle des jungen Spielers – wie eine Mannschaft Verantwortung verteilt – warum Deutschland keine guten Freundschaftsspiele spielt – was es heißt, öffentlich ver-spottet zu werden – was man aus einem verkorksten Turnier lernen kann – was zählt mehr: Niederlage oder gute Leistung? – von wem man echte Bestätigung bekommt – die Kunst, öffentlich Ziele zu setzen

Zu meinem ersten Treffen mit der Nationalmannschaft fahre ich im Februar 2004 mit dem Zug von Stuttgart nach Frankfurt. Ich teile das Abteil mit Kevin Kurányi und Andreas Hinkel. Die jungen Wilden vom VfB Stuttgart haben in der Nationalelf gerade Konjunktur.

Im Hotel treffen wir uns mit dem Stamm der Nationalmannschaft. Christian Wörns ist da, Jens Nowotny, Didi Hamann, Michael Ballack. Und natürlich Oliver Kahn.

»Wahnsinn«, denke ich mir, »der Titan.« Irgendwie jagt mir Oliver Kahn allein durch seine schiere Präsenz einen höllischen Respekt ein. Eigentlich kenne ich ihn ja schon vom Training beim FC Bayern, wenn ich für ein Trainingsspiel von den Amateuren rüber zu den Profis gerufen wurde. Aber da passierte nicht viel mehr als ein höfliches Hallo oder Ciao, und ich versuchte, nichts anzustellen, wofür mich der Titan vielleicht fres-

sen könnte. Jetzt stehe ich mit ihm in der deutschen Nationalmannschaft. Vor sieben Monaten habe ich noch Regionalliga gespielt.

Ich mache die Runde und begrüße alle. Sehr höflich. Rudi Völler, der Bundestrainer, sagt: »Schön, dass du da bist.«

Finde ich auch. Danke, Trainer.

Wenn ich geglaubt habe, dass sich irgendwer um mich als Neuling besonders kümmern wird, habe ich mich getäuscht. Die alten Nationalspieler, die alle schon zig solche Treffen erlebt haben – Anreise, Einchecken ins Hotel, zwei, drei Trainingseinheiten, Reise zum Spielort, Länderspiel, Rückflug, Abreise zu den Klubs –, bleiben untereinander und machen sich den Aufenthalt so gemütlich wie möglich. Es wird viel gelacht. Ich halte mich mit Witzen zurück. Wir jungen Spieler – Hinkel, Hildebrand, Friedrich, Kurányi und ich – hocken beisammen, sind einfach da, sagen nicht viel, tun, was man uns sagt.

Das Training läuft erstaunlich locker ab. Ich bin natürlich die Philosophie von Felix Magath gewöhnt, der in jeder Trainingseinheit vermittelt, dass Fußball Schwer- und Schichtarbeit ist, aber so locker habe ich die Tage bei der Nationalmannschaft nicht erwartet. Wir laufen ein, zwei Runden um den Platz, um uns warm zu machen, machen ein bisschen Stretching, spielen Kreis, üben Flanken und Torschüsse und fangen nachher ein kleines Spiel an. Mir kommt das so vor, als würden ein paar Kumpels miteinander in die Ferien fahren, um Fußball zu spielen. Nach dem Training sagt keiner was. Die alten Spieler kümmern sich sowieso nicht um die Jungen, Mittelbau ist keiner vorhanden, und der Trainer findet offenbar, dass alles okay ist, wie es ist.

Wir spielen auswärts gegen Kroatien. Das Spiel findet in Split statt. Wir wissen nicht viel über den Gegner, außer über

die Spieler, die wir aus der Bundesliga kennen. Es will aber auch niemand über den Gegner Bescheid wissen, und es gibt auch keine Besprechung, in der eine Taktik festgelegt würde. Die einzige Besprechung, an die ich mich erinnere, ist die, in der Rudi Völler die Mannschaftsaufstellung bekannt gibt. Ich stehe als linker Verteidiger in der Startelf.

Hammer. Erstes Spiel, und gleich in der Startaufstellung.

Wir gewinnen 2:1, ich spiele eine anständige Partie, nach dem Spiel kommt der Bundestrainer zu mir, legt den Arm um meine Schulter und sagt: »Klasse, Philipp.«

Ich sage, was ich in diesen Tagen immer sage: »Danke, Trainer.«

Auch beim 3:0 im Heimspiel gegen Belgien stehe ich in der Startaufstellung, und im Auswärtsspiel gegen Rumänien erzielle ich mein erstes Länderspieltor, allerdings unter prekären Umständen: die Rumänen führen zu diesem Zeitpunkt bereits 5:0. Mein Tor ist also das, was oft als »Ehrentreffer« bezeichnet wird. Aber das Tor, das ich drei Minuten vor Schluss erzielle, macht unsere Blamage kein bisschen besser.

Wir zeigen gar nichts in diesem Spiel, und die Rumänen zeigen alles. Wir haben verletzungsbedingte Ausfälle in der Innenverteidigung, die sich verheerend auswirken. Aber der Hauptgrund für das Debakel ist eine psychische Eigenart, die jeder großen Fußballnation in Freundschaftsspielen Probleme bereitet. Jeder Spieler hat im Hinterkopf, dass es in dieser Begegnung nicht um alles geht, und selbst wenn er entschlossen ist, trotzdem Vollgas zu geben, bleibt eine winzige Reserviertheit in jedem Zweikampf, in jedem Versuch einer Balleroberung, und das hat unter dem Strich fatale Auswirkungen.

Denn wenn unsere Mannschaft nicht imstande oder bereit

ist, hundert Prozent zu geben, wenn sie mit 90 bis 95 Prozent ihres Potenzials auf den Platz läuft, ist sie nicht mehr gut genug, um gegen engagierte Mannschaften, die vielleicht eine Spur weniger Qualität aufbieten können, zu bestehen. So gut sind wir nicht. So gut waren wir noch nie.

90 Prozent reichen vielleicht gegen San Marino, wo der beste Spieler irgendwo in der dritten Liga kickt, aber gegen Profis, die in guten Ligen ihr Geld verdienen und voll motiviert für ihr Land antreten, können wir auf die fehlenden zehn Prozent nicht verzichten. Oder es gibt eine Klatsche wie in Bukarest. Da steht es schon zur Pause 4:0, und Oliver Kahn lässt sich entnervt auswechseln.

Die »Bild«-Zeitung macht uns zu den »Würsten aus Bukarest«. Na bravo. Drittes Länderspiel und schon das Gespött der Nation. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, den Blicken der Menschen daheim in Stuttgart nach der öffentlichen Demütigung zu begegnen. Ich kann nicht unterscheiden, ob sie mich anschauen, weil sie mich als Fußballprofi wiedererkennen, oder sehen sie in mir die Wurst aus der »Bild«? Mein Aufstieg ist abenteuerlich schnell gegangen, aber jetzt lerne ich gerade erste Schattenseiten kennen. Das Spiel ist nicht aus, wenn es in Bukarest abgepfiffen wird. Die Nachspielzeit geht immer weiter, und du bleibst ein Hauptdarsteller.

Nach Siegen gegen Malta und die Schweiz verlieren wir zu Hause gegen Ungarn 0:2. Ungarn wird von einem alten Bekannten gecoach, von Lothar Matthäus, der in diesem Spiel den bislang größten Erfolg seiner Trainerkarriere feiert. Für uns ist das Spiel der letzte echte Test vor der Europameisterschaft in Portugal. Ich bin zwar erst seit vier Monaten dabei, aber es zeichnet sich ab, dass ich als 20-Jähriger mein erstes großes Turnier spielen

darf. Die Position als linker Verteidiger ist dafür eine gute Eintrittskarte: in der Bundesliga drängt sich kein anderer Kandidat groß auf. Das ist vielleicht kein Qualitätsausweis für die Bundesliga – für mich ist es ein großes Glück, denn so komme ich zu einer Karriere in der Nationalmannschaft, von der ich bis dahin nicht einmal zu träumen gewagt habe.

Noch immer sind die Treffen mit der Nationalelf die lockertesten Tage meines Profidaseins. Die Entspanntheit, über die ich vor meinem ersten Spiel gegen Kroatien noch gestaunt habe, ist die Regel. Wir trainieren nichts Spezielles, außer vielleicht Flanken von der Seite in die Mitte, wo dann irgendwer unbedrängt den Ball annimmt und aufs Tor haut. Lustig, ja, und völlig unsystematisch. Die Torhüter regen sich permanent darüber auf, wie der Ball links und rechts von ihnen einschlägt.

Pro Tag wird vielleicht eine Stunde trainiert, dann verziehen sich alle wieder auf ihre Zimmer. Ich glaube, dass damals viele Playstations geglüht haben. Es gibt keine taktischen Besprechungen. Es gibt keine Videoanalyse von kommenden Gegnern. Es gibt auch keine Videoaufzeichnungen eigener Spiele, anhand derer man die Spielweise der Mannschaft analysieren und verbessern könnte. Das Einzige, worüber wir reden, sind Fehler, die dem Bundestrainer aufgefallen waren. Da einigt man sich dann darauf, dass man sie in Zukunft nicht mehr machen will.

Aus der Sicht von heute klingt das wie eine andere Epoche von Fußball, und wahrscheinlich stimmt das auch. Ich weiß von keiner Nationalmannschaft des Jahres 2004, die sich anders, professioneller vorbereitet hätte als wir. Wie professionell die Arbeit mit den Nationalspielern überhaupt sein kann, erlebe ich sowieso erst nach dem Debakel bei der EM 2004 in Portugal.

Wir sind in der Gruppe D mit Holland, Lettland und Tschechien, das klingt nach lösbarer Aufgabe. Wir steigen mit dem Schlagerspiel gegen Holland ins Turnier ein, gehen durch einen Freistoß von Torsten Frings in Führung und kassieren erst knapp vor Schluss den Ausgleich durch ein blödes Tor von Ruud van Nistelrooy.

Ich habe meine Position gut im Griff. Das ist im Moment alles, worum es mir geht. Wenn du zwanzig Jahre alt bist, kannst du nicht die ganze Mannschaft im Blick haben, sondern musst vor allem auf dich selbst schauen.

Man kann es auch anders formulieren: ich bin noch nicht in der Situation, Verantwortung für die ganze Mannschaft zu übernehmen. Ich trage schon individuell Verantwortung genug. Für mich ist es in Portugal das höchste der Gefühle, eine anständige Partie abzuliefern und keine groben Fehler zu machen.

Im zweiten Spiel treffen wir auf Lettland und spielen 0:0. Die Mannschaft scheitert an den eigenen Schwächen. Sie ist spielerisch nicht stark genug, um einen defensiven Gegner aushebeln zu können. Das letzte Gruppenspiel gegen Tschechien wird für uns zum Entscheidungsspiel, ob wir das Viertelfinale erreichen oder nach Hause fahren.

Wir verlieren gegen Tschechien 1:2, obwohl wir durch Michael Ballack in Führung gegangen sind. Die EM ist für uns vorbei, bevor sie richtig angefangen hat.

Nach dem Schlusspfiff kommt Rudi Völler von der Betreuerbank aufs Feld, klopft mir auf die Schulter und sagt: »Sehr gut gespielt, Philipp.« Damit ist mein Dilemma perfekt beschrieben. Meine Leistungen waren anständig bis gut, und eigentlich dürfte ich durchaus mit mir zufrieden sein. Aber wie soll ich zufrieden sein, wenn wir, die große Fußballnation, die Deutsche Fußballnationalmannschaft, in der Vorrunde einer

EM scheitern? Wenn wir ein Turnier ohne einen einzigen Sieg abliefern?

Bestimmt bin ich als junger Spieler noch nicht der, mit dem dieser Misserfolg persönlich identifiziert wird. Aber ich bin Teil der Mannschaft, die aus dem Turnier geflogen ist. Die Mannschaft ist ein anspruchsvolles Gefüge, alle Spieler tragen ihren Teil zu Sieg oder Niederlage bei. Bei diesem Turnier hat sich die Mannschaft noch einmal zu sehr auf die Impulse Einzelner verlassen, auf die Autorität des Trainers und die Arbeit der sogenannten Führungsspieler, die nun auch in der öffentlichen Kritik stehen, aber mit dem Scheitern der Mannschaft steht auch das Prinzip, einzelnen, starken Figuren die Verantwortung für das ganze Team aufzubürden, vor dem Ende. Es zeichnet sich ab, dass ein neues Denken, ein Bekenntnis zur kollektiven Verantwortung, zu flacheren Hierarchien nötig sein wird, um im modernen Fußball erfolgreich zu sein.

Nach dem Tschechien-Spiel fahren wir gemeinsam zurück ins Hotel. Noch am selben Abend trommelt Rudi Völler die Mannschaft zusammen und teilt ihr mit, dass er zurücktreten wird.

Ich erinnere mich an die fatalistische Stimmung in der Hotelhalle. Mehrere Spieler sprechen davon, dass auch sie ihre Karriere in der Nationalmannschaft beenden werden. Die Mannschaft steht vor einem Umbruch. Ein neuer Trainer wird kommen, und eine neue Generation von Spielern wird in den Ring steigen müssen.

Als am nächsten Morgen der allgemeine Aufbruch stattfindet, kommt Oliver Kahn zu mir, der Titan. Er war bester Spieler der WM 2002 in Japan und Südkorea, wo er die Mannschaft fast im Alleingang bis ins Finale geboxt hat, eine Legende. Ob-

wohl ich jetzt schon ein paar Spiele gemeinsam mit ihm gemacht habe, kenne ich ihn noch immer nicht näher. Wo er ist, ist das Zentrum, und mein Platz ist an der Peripherie.

Ich stehe in den Sommerklamotten da, ohne gepackte Koffer, weil ich noch eine Woche Urlaub in Portugal anhänge. Oliver Kahn legt seine Hand auf meine Schulter, und als ich zusammenzucke, weil ich nicht weiß, was er vorhat, sagt er bloß: »An dir lag's nicht.«

Dann nickt er mir noch mal zu, schnappt sich seine Koffer und macht sich auf den Weg zum Bus, der die Abreisenden zum Flughafen bringt.

Es ist ja nicht so, dass Oliver Kahn oft Komplimente macht. Aber ich glaube, ich habe gerade erlebt, wie Oliver Kahns Komplimente sich anhören.

Es klingt vielleicht merkwürdig, aber dieser einzelne, knappe Satz aus dem Mund des Mannschaftskapitäns ist mir mehr wert als all die Artikel in den Zeitungen, wo Michael Ballack und ich zu den »heimlichen Gewinnern dieser EM« hochgeschrieben werden. Ich kann mit diesem Lob nichts anfangen: Gewinner einer Mannschaft, die gerade verloren hat. Da ist Oliver Kahns Feststellung doch deutlich präziser, und sie hat sicher mehr Wert für einen jungen Spieler nach seinem ersten Turnier.

Der Nachfolger von Rudi Völler ist Jürgen Klinsmann. Klinsmann übernimmt die Nationalmannschaft, nachdem einen Monat lang alle möglichen Kandidaten gehandelt werden, unter anderem Arsenal-Trainer Arsène Wenger, der dänische Coach Morten Olsen oder Guus Hiddink, aber auch Ottmar Hitzfeld oder Otto Rehhagel, der mit Griechenland in Portugal Europameister geworden ist.

Ich habe Klinsmann als Spieler gekannt, aber ich bin ihm nie

begegnet, höchstens einmal als Balljunge. Er ist nach einer sehr erfolgreichen Karriere als Stürmer nach Amerika gegangen und hat dort im Sportmanagement gearbeitet. Das lässt sich nicht verleugnen, als er sich mit dem Team, das er zusammengestellt hat, der Mannschaft präsentiert.

Klinsmann bringt als Manager Oliver Bierhoff und als Co-Trainer Jogi Löw mit. Er kündigt an, dass er die Strukturen der Nationalmannschaft von Grund auf erneuern und nebenbei auch den DFB reformieren will. Er hat auch ein paar Schlagworte im Programm, die super klingen. »Powerfußball« soll die Mannschaft in Zukunft spielen, die Spielweise soll offensiver als bisher sein, schnell und nach vorne, *fast & furious*.

Ich bin ein bisschen skeptisch. Ich glaube, das ist normal. Immer wenn was Neues auf einen zukommt, ist man ein bisschen skeptisch. Ein neuer Trainer stellt erst mal immer die Verhältnisse auf den Kopf.

Neuer Trainer, neue Vorlieben, neuer Druck. Jeder Trainer muss zuerst mal deine Qualität erkennen und dich aufstellen, und du musst im richtigen Moment deine Leistung bringen, sonst bist du wieder raus – das geht ganz schnell. Wenn du das erste Spiel gut spielst und das zweite schlecht, stehst du beim dritten schon wieder unter Druck. Du musst also konstant Leistung bringen. Du darfst dich nicht verletzen, nicht zum falschen Zeitpunkt krank werden. Das alles spielt eine Rolle, bis du endlich Stammspieler bist.

Ich denke, dass meine Chancen gut sind, auch beim neuen Bundestrainer. Ich habe sowohl in der Bundesliga als auch in der Nationalmannschaft gut gespielt. Aber hat Klinsmann nicht gesagt, er wird die Mannschaft von Grund auf erneuern, den ganzen DFB reformieren? Vielleicht spielt er ohne Außenverteidiger, wer weiß.

Aber als Jürgen Klinsmann im August 2004 seinen Kader für das Länderspiel gegen Österreich bekannt gibt, bin ich genauso dabei wie eine ganze Riege von jungen Spielern. Basti Schweinsteiger steht im Kader, Lukas Podolski, Andreas Hinkel, Kevin Kurányi. Und von der ersten Minute an, nachdem der neue Bundestrainer seinen Tarif durchgegeben hat, weht ein anderer Wind als zuvor. Klinsmann bringt aus Amerika Fitnesstrainer mit, er trennt sich von Personal, das seit vielen Jahren zum Inventar der Nationalmannschaft gehörte. Er ernennt Michael Ballack anstelle von Oliver Kahn zum Kapitän. Klinsmann begründet das damit, dass er keinen Torhüter als Kapitän haben möchte.

Alles, was im Training angefasst wird, hat plötzlich Hand und Fuß. Das gesamte Trainerteam weiß, was es will. Wir wärmen uns konzentriert mit entsprechenden »Exercises« auf, dann folgen Schnellkraftübungen. Die Bilder, auf denen wir mit Gummibändern die Muskulatur trainieren, kursieren in allen Medien und werden zu Symbolen für den Epochensprung, den die Ankunft von Jürgen Klinsmann bedeutet.

Einmal pro Jahr führt Klinsmanns Team Fitnesstests durch. Dabei werden Ausdauer, Schnelligkeit, Beweglichkeit und Kraft jedes einzelnen Spielers gecheckt – unvergessen, als der eine oder andere sich damit abmühen muss, auch nur einen einzigen Klimmzug zustande zu bringen.

Klinsmann und sein Team sammeln wie wild Daten, sie untermauern jede Übung mit sportwissenschaftlichen Fakten und Recherchen der teameigenen Analyseabteilung. Kommunikation wird ganz groß geschrieben. Klinsmann selbst spricht permanent mit allen Spielern. Jedes Gespräch zielt auf Motivation. Motivation ist Klinsmanns großes Thema. Er selbst versprüht tonnenweise Leidenschaft, und er versucht, diese Leidenschaft

an uns weiterzugeben und sie zu kanalieren. Schnelles Spiel, schönes Spiel, offensives Spiel, erfolgreiches Spiel. Das ist das neue Mantra der Deutschen Nationalmannschaft.

Jogi Löw erweist sich schon bei den ersten Trainingseinheiten als gewiefter Taktiker. Es ist interessant, was er über jede einzelne Position zu sagen weiß, vor allem für einen Spieler, dem bisher kein Trainer Anregungen gegeben hat, wie er die Position des linken Verteidigers vielleicht interpretieren könnte. Wir schauen uns Spielszenen auf Video an. Vor allem die Bilder eigener Aktionen und Fehler finde ich enorm aufschlussreich und wertvoll.

Wir Defensivspieler trainieren vor allem mit Löw. Klinsmann, der selbst Stürmer war, kümmert sich vor allem um die Offensive. Auf dem Programm stehen Spielzüge, die mit dem Torabstoß beginnen und möglichst rasch vor das gegnerische Tor führen.

Aber auch das Gefühl jedes Einzelnen für die Mannschaft wird geschärft. Zum Beispiel trainieren wir das Spiel elf gegen null. Der Gegner besteht nur aus mannsgroßen, farbigen Schablonen, die auf dem Feld aufgestellt werden. Die Spieler müssen dann durch die Formationen des Gegners durchpassen, das Mittelfeld überwinden, nach außen spielen, flanken, ein Tor erzielen.

Auch defensiv wird diese Methode angewandt. Sie soll der Mannschaft vor allem vor Augen führen, wie jede Position mit jeder anderen zusammenhängt. Die Mannschaft stellt sich in Position, der Trainer ruft: »Der Ball ist bei dem gelben Mann«, und die Mannschaft muss sich entsprechend verschieben, muss sich so positionieren, dass der gelbe Mann keinen Anspielpartner hat – bis zum nächsten Kommando.

Auch das Spiel, mit dem jedes Training beendet wird, wird

meistens noch mit Zusatzaufgaben versehen – maximal zwei Ballkontakte, jeder zweite Pass muss nach vorne gespielt werden, oder Ähnliches. Plötzlich ist das Training mit der Nationalmannschaft enorm anspruchsvoll, vielseitig und unterhaltsam.

Oliver Bierhoff, ein BWL-Absolvent, der selbst Torschützenkönig in der Serie A gewesen war, schafft mit genauem Gefühl für die Bedürfnisse von Profis ein Umfeld in der Nationalmannschaft, das nach den dünnen Verhältnissen davor wie ein modernes Schlaraffenland wirkt. Plötzlich ist dafür gesorgt, dass alle Nationalspieler die Möglichkeit haben, etwas anderes zu tun, als nach dem Training auf ihr Zimmer zu verschwinden und Computer zu spielen.

Außerdem formuliert der Trainerstab schon beim ersten Treffen mit den Spielern sein ehrgeiziges Ziel: »Wir wollen«, sagt Klinsmann in seinem im Kern amerikanisch gefärbten Schwäbisch, »bei der WM im eigenen Land Weltmeister werden.«

Vielleicht glauben zu diesem Zeitpunkt noch nicht alle Nationalspieler daran, dass es mit diesem Ziel tatsächlich etwas auf sich haben könnte. Aber jeder hört die Botschaft, die Jürgen Klinsmann in die Welt setzen möchte: Hier werden keine kleinen Brötchen gebacken.

Da wir als Gastgeber der WM automatisch spielberechtigt sind, müssen wir keine Qualifikationsspiele austragen. Stattdessen testen wir viel, Klinsmann will alle möglichen Kandidaten für seine WM-Mannschaft ausprobieren und der Mannschaft um die Leitwölfe Ballack, Kahn, Lehmann, Frings, Schneider in den kommenden zwei Jahren einen neuen Stamm verpassen.

Wir gewinnen gegen Österreich, spielen unentschieden ge-

gen Brasilien, gewinnen gegen den Iran und gehen kurz vor der Winterpause auf eine Asientournee. Ich erinnere mich an Südkorea, wo wir bei knapp über null Grad 1:3 verlieren, und an das nächste Spiel in Thailand, das wir zwei Tage später bei 35 Grad im Schatten 5:1 gewinnen.

Als wir von Bangkok zurück nach Frankfurt fliegen, um zu Hause Weihnachten zu feiern, denke ich mir, dass ich gar kein Geschenk haben will, weil das Jahr 2004 für mich schon ein einziges Geschenk war. Da kann ich noch nicht ahnen, dass ich 2005 kein einziges Länderspiel bestreiten werde.

MINDESTENS FÜNF MONATE PAUSE

Verletzungen und andere Rückschläge

Auf den Körper hören – Rückschläge sachlich verarbeiten – Verletzungen akzeptieren, nicht wegschminken – das richtige Tempo, gesund zu werden – Geduld lernen – akzeptieren, dass Rückschläge unvermeidlich sind

In der Winterpause der Saison 2004/2005 gehe ich mit ein paar Freunden und meinem Vater in die Halle Soccer five spielen, fünf gegen fünf. Die Herbstsaison ist vorbei. Wir haben mit dem VfB Stuttgart im letzten Spiel gegen den FC Bayern in München 2:2 gespielt und liegen nach der Hälfte der Meisterschaft auf Platz drei. Herbstmeister ist der FC Bayern, punktgleich mit Schalke 04, aber wir haben nur drei Punkte Rückstand.

Matthias Sammer ist im Sommer Trainer des VfB Stuttgart geworden, Felix Magath zum FC Bayern gewechselt. Während Magath den Spitznamen »Quälrix« nicht von ungefähr getragen hat, geht es Sammer gelassener an: mein Puls soll im Belastungs-training nicht schneller als 140-mal pro Minute schlagen. Bei dieser Belastung fängt das Training bei Magath erst an.

Ich werde als Außenverteidiger eingesetzt und mache gute Spiele. Die Mannschaft ist jung und engagiert, und ich bin mit ganzem Herzen bei der Sache, auch wenn ich weiß, dass meine Zeit in Stuttgart begrenzt ist. Längst ist klar, dass der FC Bayern mich nach den beiden Jahren, für die ich an Stuttgart aus-

geliehen bin, zurückhaben will. Wenn ich die Tabelle betrachte, sehe ich also immer zwei Wahrheiten: einmal, wo ich mit dem VfB stehe; einmal, wo der Klub steht, zu dem ich in einem halben Jahr zurückkehren werde.

In der Winterpause muss sich jeder Fußballprofi auf seine eigene Art fit halten. Ich fahre nach Hause nach München, gehe joggen in den Wald, aber manchmal brauche ich auch etwas Spaß. Dann trommle ich ein paar Münchner Kumpel zusammen, wir gehen in die Halle Fußball spielen, und manchmal kommt mein Papa auch mit.

In der Halle zu kicken macht Spaß. Das Mundwerk ist genauso wichtig wie die Beine. Das Spiel ist total körperlos, niemand geht in einen Zweikampf mit mir, alle wissen, dass ich gesund aus der Halle rausgehen muss.

Plötzlich, gegen Ende des Spiels, denke ich, dass mit meinem rechten Fuß etwas nicht stimmt. Es ist kein abrupter Schmerz, den ich spüre, sondern das leise, aber alarmierende Gefühl, dass irgendwas nicht in Ordnung ist. Das Laufen fühlt sich einfach nicht mehr rund an, und der Spaß, der mich gerade noch beflügelt hat, ist weg. An seiner Stelle erfasst mich ein dumpfes Gefühl von Sorge.

Unter der Dusche scheint wieder alles in Ordnung zu sein. Aber als ich im Auto sitze, wird mir endgültig klar, dass irgendwas passiert sein muss. Sobald ich auf die Bremse steige, wird das komische Gefühl im Fuß stärker, intensiver. Ich zögere nicht lange und fahre ins Krankenhaus. Eine Stunde später beugt sich der Röntgenarzt über die Röntgenaufnahme meines durchleuchteten Fußes und sagt: »Klare Sache, Herr Lahm. Ihr Mittelfuß ist gebrochen.«

Oh nein.

Ich denke gar nicht erst an die unmittelbaren Folgen, Opera-

tion, Bettruhe, Narkose. Ich denke daran, dass ich jetzt eine ver-dammt lange Zeit nicht das machen kann, was ich am besten kann und was mir am meisten Spaß macht. Normalerweise braucht ein gebrochener Mittelfußknochen sechs Wochen, bis er verheilt ist, und normalerweise dauert es dann noch einmal so lange, bis ein Spieler wieder fit auf dem Platz steht. Über den Daumen gepeilt warten also drei Monate ohne Fußball auf mich.

Noch am selben Abend rufe ich Matthias Sammer in Stuttgart an.

»Scheiße«, sagt Sammer.

Am nächsten Tag fahre ich nach Stuttgart. Der Klub hat die eigenen Mediziner aufgeboten, die sich den Fuß anschauen wollen. Da die Schmerzen nicht schlimmer geworden sind, schöpfe ich Hoffnung. Vielleicht ist die Diagnose aus dem Münchner Unfallkrankenhaus doch nicht richtig. Vielleicht ist es nur eine Prellung, die in ein paar Tagen ...

Aber die Ärzte lassen meine unsinnigen Hoffnungen platzen.

»Der fünfte Mittelfußknochen, ganz außen, ist gebrochen. Ein Ermüdungsbruch, Herr Lahm.«

Ich sitze auf einem unbequemen Stuhl in der Arztpraxis und spüre, wie meine Körperspannung in sich zusammenbricht.

»So ein Mist«, denke ich mir, und ohne dass ich das will, tau-chen die Bilder der vergangenen eineinhalb Jahre vor mir auf. Der erste Bundesligaeinsatz. Der Champions-League-Hit gegen Manchester United. Die Nominierung für die Nationalmann-schaft. Wie die überhitzte erste Profisaison langsam in die zwei-te übergeht, wie normal es sich inzwischen anfühlt, Fußball auf höchstem Niveau zu spielen ... und jetzt ein Bruch des fünften Mittelfußknochens. Bisher hatte ich nicht einmal gewusst, dass es den gibt.

Ich bin noch nie länger verletzt gewesen, weder als Profi

noch in den Nachwuchsmannschaften. Nur einmal musste ich mich an der Leiste operieren lassen, aber da war ich ein paar Wochen später schon wieder auf dem Platz gestanden.

Was wird der Bruch für meine Karriere bedeuten? Brüche sind heikle Verletzungen. Man weiß nie, ob alles so verheilt, wie man sich das wünscht. Die Belastung beim Fußballspielen ist hoch, ein instabiler Fuß kann das ganze Gefühl für das Spiel verändern, im schlimmsten Fall zunichtemachen.

Am Abend nach der Diagnose kämpfe ich mit schwarzen Gedanken. Was, wenn der Fuß nicht mehr wird? Was, wenn ich den Platz in der Nationalmannschaft verliere? Was, wenn meine Karriere genauso schnell vorbei ist, wie sie gerade erst begonnen hat?

Ich schlafe schlecht. Mein Fuß kommt mir nach der Diagnose wie ein Fremdkörper vor.

Am nächsten Morgen beginnen dann die ganz alltäglichen Probleme. Und sie helfen mir zurück in die Spur.

Zuerst einmal steht die Frage an, wo ich mich operieren lassen soll. Mein derzeitiger Arbeitgeber ist der VfB Stuttgart. Desse[n] Verantwortliche wollen, dass ich in Stuttgart operiert werde. Gleichzeitig weiß ich, dass ich im Sommer nach München zurückkehren werde, sodass es bestimmt nicht falsch ist, auch dem FC Bayern Bescheid zu sagen. Ich rufe Roman, meinen Berater, an. Roman informiert den FC Bayern. Gleichzeitig weiß er von einem Knochenspezialisten in Salzburg. »Dort lassen wir deinen Fuß anschauen, bevor wir etwas entscheiden«, sagt Roman. Plötzlich fühlt sich das Problem ganz anders an, lösbar. Hier ist jemand, der mit mir darum kämpfen will, dass ich wieder ganz gesund werde, so entschlossen wie ich selbst.

Wir fahren nach Salzburg, Roman am Steuer, ich auf dem Beifahrersitz. Die Aussicht, bald eine zweite Meinung zu meiner Verletzung zu hören, gibt mir Zuversicht. Ich habe mich in-

zwischen über Ermüdungsbrüche im Mittelfuß informiert. Manche Ärzte empfehlen die sofortige Operation, manche setzen auf Selbstheilung durch Ruhestellung und Zeit.

Das Kapital eines Fußballprofis besteht darin, dass er jederzeit verfügbar ist. Wenn die Mannschaft ihn braucht, muss er da sein und seine Leistung abrufen können – egal, wie er sich gerade fühlt, mit welchen Gedanken er gerade beschäftigt ist oder wo es ihn zwickt.

Verletzungen sind ein Störfaktor dieser Gewissheit. Jeder Trainer will gesunde Profis haben. Profis wissen, dass ihr Stammplatz vielleicht verloren geht, wenn sie verletzt sind und ausfallen. Vielleicht ändert der Trainer das Spielsystem und hat damit mehr Erfolg als bisher. Vielleicht bringt der Ersatzmann so starke Leistungen, dass er anschließend fester im Sattel sitzt als der Spieler, den er ersetzt hat. Eine Fußballmannschaft ist ein kompliziertes, dynamisches Gefüge, es gibt keine Gewissheiten. Ich bin selbst, fällt mir mit einem unangenehmen Beigeschmack ein, nur wegen der Verletzung eines Mitspielers in die erste Mannschaft des VfB Stuttgart gerutscht.

Viele Spieler wehren sich deshalb dagegen, verletzt zu sein. Solange der Physiotherapeut ihre Beschwerden für die Dauer des Spiels verschwinden lassen kann, sei es mit magischen Händen, sei es mit einem Griff in den Medizinschrank, machen sie weiter, als seien sie gesund. Langfristige Dauerverletzungen gelten als Kollateralschäden.

Ich denke nicht so. Wenn ich verletzt bin, bin ich verletzt. Dann ist mein Ziel nicht mehr das nächste Spiel. Dann muss ich nicht mehr auf die Mannschaft schauen, sondern auf mich selbst. Dann arbeite ich mit ganzer Kraft daran, möglichst schnell gesund zu werden. Dazu gehört das Bewusstsein, dass der Körper die Zeit bekommt, die er für die Heilung braucht.

Der Salzburger Knochenspezialist Dr. Artur Trost schaut sich meinen Fuß und die Fotos an, die ich mitgebracht habe. Er sagt nur drei Sätze zur speziellen Situation meines Fußes, bevor er seine Schlussfolgerung zieht: »Ich würde den Fuß operieren.«

Wir fahren zurück nach München. Roman telefoniert mit Uli Hoeneß. Uli Hoeneß will, dass sich Dr. Müller-Wohlfahrt die Verletzung ansieht. Der langjährige Mannschaftsarzt des FC Bayern schickt mich zu Dr. Ludwig Seebauer in München.

Damit ist für mich klar, was ich tun werde. Der Rest ist Diplomatie, denn der VfB Stuttgart muss meiner Entscheidung, mich bei Dr. Seebauer in München operieren zu lassen, erst zustimmen. Aber es gehört zur Verantwortung des Profis, Entscheidungen so herbeizuführen, wie er sie haben möchte. Schließlich geht es um meine Knochen, um meine Zukunft.

Jeder Spieler hat das Recht, sich von dem Arzt behandeln zu lassen, dem er vertraut – wenigstens in der Theorie. Denn in der Praxis ist die Wahl des Arztes – des Krankenhauses, des Chirurgen – oft eine Prestigesache. Der Verein möchte sich durchsetzen, der Spieler möchte sich durchsetzen. Wenn – wie jetzt bei mir – sogar zwei Vereine an der Planung beteiligt sind, wird die Sache zum Psycho. Denn Stuttgart fürchtet vielleicht, dass in München meine Rückkehr verzögert werden könnte, weil es dem FC Bayern wichtiger ist, dass ich in der kommenden Saison fit bin. Der FC Bayern wiederum könnte argwöhnen, dass ich zu schnell gesundgeschrieben werden könnte, wenn mich ein Stuttgarter Arzt operiert.

Ich blende dieses Geplänkel aus, konzentriere mich ganz auf mich selbst und beschließe, meinem Körper in Zukunft noch viel genauer zuzuhören als bisher.

Gleichzeitig beruhigt mich die einstimmige Auskunft aller Ärzte, dass ich meine Verletzung nicht durch eine Unachtsamkeit herbeigeführt habe oder durch nachlässige Freizeitgestaltung. Wäre der Knochen nicht in der Halle gebrochen, wäre es beim Joggen im Wald oder spätestens bei Beginn des Belastungstrainings passiert.

Jetzt steckt der rechte Fuß für sechs Wochen im Gips. Ich gehe auf Krücken und kann nicht Auto fahren. Plötzlich bin ich meine ganze Selbständigkeit los – ohne Hilfe geht gar nichts. Zu jedem Einkaufen und zu jeder Therapiesitzung muss mich jemand chauffieren. Am schlimmsten finde ich aber, dass ich sogar um Hilfe bitten muss, wenn ich mir am Buffet den Teller vollgeschaufelt habe. Mit Krücken hast du nämlich keine Hand frei, um den Teller zu deinem Tisch zu tragen.

Während der Fuß ruht, bleibt der Rest meines Körpers im Training. Ich spule virtuelle Kilometer auf dem Hometrainer ab und stemme Tonnen im Kraftraum. Der Rhythmus meines beschleunigten Pulsschlags tröstet mich genauso wie das Strömen des Schweißes. Für einen Sportler gibt es nichts Schlimmeres als Stillstand.

Als mir der Gips abgenommen wird, muss ich erst mal das Vertrauen in den nächsten Schritt wiederfinden. Ich lasse meinen Fuß neu vermessen. Eine winzige Fehlstellung wird diagnostiziert, die dazu führt, dass die Außenseiten meiner Füße stärker belastet werden als das Fußinnere. Da ist der Grund für den Ermüdungsbruch. Der kommt nicht einfach so um die Ecke und sagt Hallo.

Der Orthopäde formt mir Einlagen für meine Fußballschuhe. Die Einlagen helfen mit, die Füße gleichmäßig zu belasten. Schon in den Tagen, als ich mich langsam wieder an meine alten Bewegungsabläufe zu gewöhnen versuche, spüre ich, dass

sich etwas verändert hat. Ich bin sensibler geworden. Der Orthopäde muss nur eine Winzigkeit an den Einlagen verändern und meine Fußsohlen geben Rückmeldung. »Es war doch nur ein halber Millimeter«, sagt der Orthopäde. Ich glaube, ich kann auch einen Viertelmillimeter spüren. Vielleicht bin ich mit der Prinzessin auf der Erbse verwandt.

Mein Physiotherapeut schärft mir ein, dass ich genau auf mich hören soll. Jede Belastung, jede Schattierung von Erschöpfung, jeder noch so geringe Schmerz: in meiner Wahrnehmung müssen sich diese Details zur Botschaft zusammensetzen, dass ich gut im Training stehe, dass ich zusetzen kann oder dass der rekonvaleszente Fuß noch Schonung braucht. Ich bin selbst überrascht von mir. Mein Körperbewusstsein ist durch Verletzung und Pause viel intensiver geworden.

Der Fuß heilt programmgemäß. Keine Komplikationen, aber auch keine Wunder. Ich steige wieder ins Mannschaftstraining ein. Ende März melde ich mich fit. Ich sitze bei zwei Spielen auf der Bank. Am 9. April werde ich gegen Schalke zwanzig Minuten vor Schluss eingewechselt, und das Gefühl, wieder auf dem Platz zu stehen, ist viel weniger pathetisch, als ich gedacht hätte. Es fühlt sich normal an. Mein Fuß fühlt sich normal an. Ich habe keine Angst. Wir gewinnen durch drei Tore von Kevin Kurányi 3:0.

Eine Woche später werde ich gegen Hansa Rostock erneut spät eingewechselt, in der Runde darauf stehe ich gegen den VfL Wolfsburg zum ersten Mal nach meiner Verletzung wieder in der Startelf.

Prima, denke ich, noch vier Spieltage, und wenn wir auf Kurs bleiben, dann schaffen wir wieder die Qualifikation für die Champions League. Vor uns in der Tabelle stehen nur der FC Bayern, der souverän auf die Deutsche Meisterschaft zusteuert,

und Schalke 04, die wir mit etwas Glück noch abfangen können. Im Nacken haben wir freilich Hertha BSC und Werder Bremen, beide nur mit hauchdünнем Rückstand.

Wir retten Platz drei über die nächsten drei Runden, aber am letzten Spieltag kommt der FC Bayern. Bayern ist Meister, aber wenn wir gewinnen, sind wir für die Champions League qualifiziert.

Im Training gehe ich auf einen Ball, der vor mir aufspringt und hoch in die Luft steigt. Mein rechtes Bein ist gestreckt, ich mache einen langen Schritt zum Ball, drehe mich dabei, mein Oberkörper rutscht nach hinten und das rechte Knie dreht sich aus, und sobald ich wieder in Balance bin, den Ball weggeschlagen habe, merke ich, hm.

Keine Schmerzen, nichts tut weh. Aber der Körper funkts, dass etwas nicht stimmt.

Ich weiß, dass der Körper nach einer Verletzung besonders anfällig für neue Verletzungen ist. Die Motorik funktioniert noch nicht optimal, Bewegungsabläufe sind noch nicht so rund und aufeinander abgestimmt wie sonst. Zur Sicherheit will ich raus. Zwei Kameraden nehmen mich in die Mitte, sodass ich mich an ihren Schultern festhalten und auf einem Bein humpeln kann. Sie bringen mich in die Kabine.

Ich liege auf einer Bank, während die Physiotherapeuten Innen- und Außenband testen.

»Nichts.«

»Du Memme«, denke ich mir. »Du hättest einfach weitertrainieren sollen.«

Der Physio sagt: »Höchstens, dass dein Kreuzband was hat. Fahr zur Sicherheit in die Klinik und lass das kontrollieren.«

Die Kameraden kommen einer nach dem anderen bei mir vorbei.

»Wird schon nichts sein, Philipp.«

Aber die, die bei meiner Ballannahme in der Nähe standen, haben Falten auf der Stirn.

»Wir haben etwas knallen hören, Philipp. Hoffentlich war das nicht dein Kreuzband.«

Ich fahre mit bangen Gefühlen in die Klinik zur Kernspin-tomografie. Dabei wird mit starken Magnetfeldern ein Querschnitt durch das Knie simuliert, sodass der Diagnosearzt sehen kann, ob die komplizierte Architektur der Kniebänder beschädigt ist.

Der Arzt kommt mit ernstem Gesicht ins Zimmer. In diesem Augenblick weiß ich, dass die Diagnose nicht gut sein wird.

»Das Kreuzband?«, frage ich, damit nicht der Arzt zu sprechen beginnen muss.

»Glatt abgerissen«, sagt der Arzt.

»Wie lange muss ich pausieren, Doktor?«, frage ich.

»Mindestens fünf Monate.«

Das tut weh. Das tut sehr weh.

Etwa zehn Minuten sitze ich in der Praxis, und während der Doktor mir Details meiner Verletzung erklärt, kämpfe ich mit den Tränen. Fünf Monate Pause, mindestens. Ich war doch gerade erst drei Monate weg. Meine Rückkehr zum FC Bayern werde ich mit Beinschiene feiern. Was wird das überhaupt für eine Rückkehr werden?

Die Geschichten der Profis, die einen Kreuzbandriss nie richtig verkraften konnten, geistern durch meinen Kopf. Schon wieder werde ich mich langsam und bedächtig zurückkämpfen müssen, nur diesmal nicht zum VfB Stuttgart, sondern in die Mannschaft des FC Bayern, was schon für jeden Spieler, der topfit ankommt, eine Herausforderung ist. Für eine Sekunde merke ich, dass ich jetzt selbstmitleidig werden könnte, wenn

ich nicht aufpasse. Deshalb fische ich erst Mal das Handy aus der Tasche und beginne zu telefonieren.

Ich rufe meine Freundin an und meine Eltern.

»Oh nein, Philipp.«

Roman erwische ich in seiner Agentur.

»Sitzt du?«, frage ich ihn.

»Nein, aber ich kann mich setzen. Was ist?«

»Kreuzbandriss.«

Es dauert nur ein paar Minuten und wir sind schon mit den Aufräumarbeiten dieser Katastrophe beschäftigt. Roman wird dem FC Bayern Bescheid sagen. Wo die Operation stattfinden könnte, diskutieren wir, wie die Reha aussehen könnte, wer involviert werden muss, wie die nächsten Schritte aussehen. Das Gespräch ist lang. Danach fühle ich mich besser.

Ich bin zurück in der Realität, in meiner neuen, nach Krankenhaus und Desinfektionsmittel riechenden Realität, aber ich denke nicht mehr darüber nach, wie schön es gewesen wäre, mich am letzten Spieltag mit dem Spiel gegen den FC Bayern vom VfB Stuttgart zu verabschieden und Danke zu sagen für zwei Saisons, die großartig waren.

Stattdessen geht es um schnelle, pragmatische Entscheidungen. Zuerst einmal: wo findet die Operation statt?

Diesmal braucht es keine Krisendiplomatie mehr zwischen dem VfB und dem FC Bayern. Was jetzt kommt, muss in München verhandelt werden, am besten beim Chefmedizinmann persönlich.

Dr. Müller-Wohlfahrt zögert nicht lange mit seinem Ratsschlag.

»Wir machen einen Termin bei Dr. Richard Steadman in Vail«, sagt er. Dort, in Colorado, in 2500 Meter Höhe, werden permanent Spitzensportler operiert, Football-Profis, NBA-

Basketballer, aber auch immer wieder europäische Fußballprofis.

Zwei Tage später sitze ich im Flugzeug nach Amerika. Wie bei der Fußoperation ist auch diesmal Roman an meiner Seite. Er schiebt in Frankfurt meinen Rollstuhl, als wir die Terminals wechseln. Er hilft mir mit dem Gepäck und der Moral. Nicht, dass ich mich auf die OP freuen würde, aber ich bin zuversichtlich. Die nächsten Monate liegen wie eine Bergwanderung vor mir, und jetzt geht es steil auf den ersten Gipfel zu.

Als ich in Vail ankomme, macht alles einen höchst professionellen Eindruck. Die Klinik, erstklassig. Gut ausgestattete Zimmer, kompetente Menschen. Das ist genau, was ich in dieser Situation brauche.

Im Liveticker verfolgen wir auf dem Laptop die Ergebnisse der letzten Bundesliga-Runde. Der VfB verliert in Stuttgart gegen den FC Bayern sang- und klanglos 1:3 und rutscht von Platz drei auf Platz fünf der Abschlusstabelle ab.

Roman hat einen Übersetzungscomputer dabei. Wir wollen auch die komplizierten Details dessen verstehen, was der Doktor und sein Stab vorhaben.

Ich liege in einem Einzelzimmer und werde auf die Operation vorbereitet. Zu meiner Überraschung ist mein Knie nicht ruhig gestellt. Es wird von einem Physiotherapeuten permanent bewegt. Gestreckt, gebeugt. Gestreckt, gebeugt.

Der Arzt erklärt mir, warum er diese Maßnahme ergreift. Das Knie, so verstehe ich ihn, habe wie jedes andere Organ eine Art Gedächtnis. Es erinnere sich sozusagen daran, ob es gerade noch bewegt wurde oder ruhig gestellt sei, ob dabei Schmerzen im Spiel gewesen seien oder nicht. Die permanente Bewegung suggeriere dem Gelenk, dass es wie vorgesehen in Verwendung stehe. Das Körperedächtnis werde von Stressfaktoren wie

Angst und Vorsicht befreit. Nach dem Eingriff, so der Doktor, werde das Knie gleich wieder gebeugt und gestreckt werden. So schalte man unliebsames Sperrfeuer des Gehirns aus und aktiviere die mächtigen Kräfte des Unbewussten.

Die Vorbereitungen auf die Operation dauern drei Tage. Mein Knie wird gebeugt und gestreckt.

Als ich nach dem Eingriff aus der Narkose aufwache, ist das rechte Bein schon wieder in Bewegung. Dr. Steadmans Männer haben mich schlafend ins Bett gelegt und mein Bein in eine Maschine eingespannt, die das Knie bewegt.

Roman steht neben mir und lächelt: »Alles gut gegangen, sagt der Doc.«

Es war tatsächlich nur das Kreuzband verletzt. Meniskus und alle anderen Bestandteile dieses enorm komplizierten Gelenks waren in Ordnung.

Roman schaut ein bisschen sehnüchsig aus dem Fenster auf die Gipfel der nahen Rocky Mountains. Vermutlich würde er sich gern ein Paar Ski besorgen und sausen gehen, statt permanent an meinem Bett zu wachen. Aber ich bin heilfroh, dass er da ist. Seine Gegenwart bewahrt mich davor, auf dunkle Gedanken zu kommen. Roman ist mein Verbindungsoffizier in die Notwendigkeiten der Wirklichkeit. Gemeinsam entwerfen wir einen genauen Plan für meine Reha-Aktivitäten, für das Tempo, das ich anschlagen will, für die Zeit, wenn wir wieder in Deutschland gelandet sind.

Normalerweise hätte ich mindestens zehn Tage in Vail verbringen müssen, aber nach ein paar Tagen bekomme ich Heimweh. Dr. Steadman ist einverstanden, dass wir den nächsten Flieger nach Frankfurt nehmen, aber er stellt dafür eine Bedingung. Ich darf auf dem zehnstündigen Flug nicht schlafen. Das Knie muss permanent mit Eis gekühlt werden. Außerdem muss

ich das Bein hoch lagern und es während des ganzen Fluges bewegen, damit nicht zu viel Blut ins Knie schießen kann und es anschwellen lässt.

Roman besorgt Tickets in der First Class, damit ich auch genug Platz habe, um meine Exerzitien zu absolvieren. Im Handgepäck haben wir eine große Box mit Eis, das wir den Flugbegleiterinnen überlassen. Sie versorgen uns dann regelmäßig mit Lieferungen aus dem Gefrierschrank. Ich glaube, noch nie hat jemand auf einem Transatlantikflug so viel Eis gebraucht, nicht einmal die Rolling Stones in Partylaune.

Normalerweise wäre der Platz in der First Class ideal gewesen, um eine Viertelstunde nach dem Start einzunicken und erholt in Frankfurt aufzuwachen. Aber während die anderen, seriösen Fluggäste im luxuriösen Frontabteil des Fliegers sich geräuschlos in ihre Komfortsitze verabschieden, halten Roman und ich einander wach. Wenn Roman zwischendurch einmal verstummt, bekommt er meinen Ellenbogen zu spüren: »He, du sollst mich wach halten ...«

Wir schaffen es die ganze Nacht, uns im stratosphärischen Brummen des Flugzeugs an die Anweisungen des Docs zu halten. Erst eine Stunde vor der Landung reagiert Roman nicht mehr auf meine Versuche, ihn am Schlafen zu hindern. Etwas später nicke auch ich ein. Eine halbe Stunde danach landet der Flieger in Frankfurt.

Roman hat gemeinsam mit Uli Hoeneß vorbereitet, wie die Reha-Arbeit in den nächsten Wochen ablaufen soll. Uli Hoeneß wünscht sich, dass die Therapie auf dem Gelände des FC Bayern stattfindet.

Aber das ist ein Problem. Es sind Sommerferien, sämtliche Betreuer und Physiotherapeuten sind auf Urlaub.

Uli Hoeneß macht ein paar Anrufe.

Darauf muss jeder der drei Physiotherapeuten für eine Woche aus dem Urlaub zurückkommen, um mit mir zu arbeiten. Ein idealer Einstand, um sich Freunde fürs Leben zu machen.

Das Vereinsgelände an der Säbener Straße ist verwaist, als ich mich aus Vail zurückmelde. Eigentlich habe ich mir meine Rückkehr zu meinem Stammverein anders vorgestellt, irgendwie triumphaler. Immerhin bin ich vor zwei Jahren als Regionalligaspieler aufgebrochen und komme als Verteidiger der Deutschen Nationalmannschaft zurück.

Aber die Nationalmannschaft absolviert gerade ohne mich den Confederations Cup 2005, der traditionell ein Jahr vor jeder WM als Generalprobe in den WM-Stadien ausgetragen wird. Die Mannschaft macht eine gute Figur, steigt ins Semifinale auf. Die Stimmung bei den Fans ist bestens, man bekommt schon eine Vorahnung, was nächstes Jahr bei der WM abgehen wird. Basti Schweinsteiger und Lukas Podolski spielen ein super Turnier, die Zeitungen sind voll von Schweini & Polldi, die junge WM-Mannschaft hat plötzlich ein Gesicht, aber ich sehe dieses Gesicht nur im Fernsehen.

Noch ist an Training im engeren Sinn nicht zu denken. Ich werde gepflegt, mein Knie wird gebeugt und gestreckt, hie und da lege ich mich auf eine Pritsche im Fitnessraum und stemme Gewichte, damit ich nicht verlerne, wie es sich anfühlt, zu schwitzen.

An manchen Tagen kommen andere Verletzte vorbei, manchmal trainieren auch Jugendmannschaften auf den hinteren Plätzen. Ich beuge, strecke, tue alles, um mein Knie wieder in Ordnung zu bringen.

Wieder hilft mir mein gesteigertes Körperbewusstsein, um besser zu verstehen, was mein Körper braucht – und was nicht. Ich lerne sogar, meinen Ehrgeiz zu bezähmen, das immer drin-

gendere Gefühl, mich wieder zu bewegen, so zu bewegen wie früher – und endlich wieder Fußball spielen zu dürfen.

Der Sommer geht vorbei, die Mannschaft kommt aus dem Urlaub zurück. Manche Spieler kenne ich noch aus der Jugend, manche von den kurzen Trainingseinheiten, zu denen mich Hermann Gerland um den Zaun geschickt hat. Der Kern der Mannschaft besteht aus Michael Ballack, Mehmet Scholl, Oli Kahn, Jens Jeremies, Willy Sagnol, Owen Hargreaves, Roy Makaay. Bixente Lizarazu, der linker Verteidiger spielt, hat noch einmal einen neuen Vertrag für ein Jahr bekommen, nachdem ich mich verletzt hatte. Ich muss schlucken, wenn ich mir vorstelle, dass für die kommende Saison eigentlich ein Stammplatz für mich vorgesehen war.

Aber ich verbiete mir, darüber nachzudenken. Ich verbiete mir jede plastische Vorstellung davon, wie die Wochen, die Monate, bis ich fit sein werde, aussehen werden. Ich akzeptiere, dass mein Alltag ein anderer ist als der meiner Kameraden. Ich weiß, dass ich Geduld haben muss. Ich tröste mich mit dem Gedanken, dass meine Geduld die richtige Investition in die Zukunft ist. Dass ich nach meiner Verletzung wieder dort stehen werde, wo ich vorher stand.

Mein Physiotherapeut wird zum engen Vertrauten. Wir reden miteinander in Chiffren. Was mit meinem Knie schon geht, was noch nicht. Der Fitnesstrainer stößt dazu. Er stellt einen Plan auf. Kraftraum, Massage, Unterwassergymnastik, Stabilisierungsübungen.

Und immer wieder die Frage: Geht es? Oder reagiert das Knie beleidigt? Ist es um eine Spur dicker geworden als gestern? Müssen wir ein paar Prozent von der Intensität des Trainings wegnehmen?

Die Mannschaft steuert inzwischen auf den Saisonstart zu.

Der Trainer erkundigt sich bei Gelegenheit nach meinem Zustand. Trost darf man sich von ihm nicht erwarten. Für ihn bin ich jetzt in erster Linie Personalreserve für die zweite Hälfte der Saison. Verletzungen sind im Fußball etwas Normales, und der Trainer muss in erster Linie aus seinen gesunden Spielern eine Mannschaft formen, die Erfolg hat. Wie das funktioniert, hat er gerade bewiesen. Felix Magath ist mit dem FC Bayern in seiner ersten Saison Deutscher Meister und Pokalsieger geworden.

Nach ein paar Wochen darf ich zum ersten Mal wieder laufen gehen. Der Fitnesstrainer und ich bewegen uns wie die Schnecken auf dem hintersten Platz, am ersten Tag genau eine Minute lang. Das Knie zirpt nicht einmal. Mal sehen, wie es morgen früh aussieht.

»Beim geringsten Schmerz brichst du ab, Philipp«, sagt der Physio.

Keine Sorge.

Am nächsten Morgen ist das Knie okay.

Also heute zwei Minuten. Am nächsten Tag fünf.

Während die Kollegen in die Bundesligasaison einbiegen, feiere ich einen kleinen Sieg nach dem nächsten. Zehn Minuten laufen, dreißig Minuten laufen.

Das Gefühl, dass das Knie bei Bewegungen nach vorne und zurück keine Probleme macht. Erste Übungen für seitliche Bewegungen, Stärkung der Muskulatur im Fitnessraum, und eines Tages – cool – bekomme ich den Ball zurück.

Für einen Fußballprofi gibt es kein schöneres Geschenk. Endlich wieder spielen, nicht nur diese ewige Arbeit am Körper. Ich fange an, wieder daran zu denken, wie ich den Ball nehme, wohin ich ihn schießen will. Ich merke, wie ich für Minuten vergesse, dass ich noch nicht fit bin. Aber diese Minuten ma-

chen mich glücklich. Sie beweisen mir, dass meine Freude am Kicken nicht gelitten hat.

Irgendwann sagt mir der Fitnessstrainer, dass ich das Aufwärmtraining mit den anderen Profis mitmachen kann. Nach dem Aufwärmen nimmt er mich wieder zur Seite und setzt das Aufbauprogramm fort.

Es dauert noch ein paar Wochen, dann steige ich voll ins Training ein. Es ist Herbst geworden, die Stimmung an der Säbener Straße ist manchmal bunt und manchmal grau.

Der Trainer nimmt mich beiseite und fragt mich, wie es mir geht. Ich merke, dass er sich bei meinen Betreuern erkundigt hat und dass er darüber nachdenkt, wie er mich am besten wieder an die Mannschaft heranführen kann.

»Gut«, sage ich.

»Schmerzen?«

»Keine.«

»Traust du dir zu, zu spielen?«

»Ich denke schon.«

»Du probierst es zuerst bei den Amateuren.«

Am 15. November 2005, um sieben Uhr abends, laufe ich vor 5000 Zuschauern im Jahnstadion gegen Jahn Regensburg auf. Es ist fast auf den Tag genau ein halbes Jahr her, dass ich mich verletzt habe. Vor vier Tagen bin ich 22 Jahre alt geworden.

Es ist ein Riesenspaß, wieder Fußball zu spielen. Aber ich merke, dass mir noch einiges fehlt, um souverän auf dem Platz zu stehen, die Fäden, die der Gegner zieht, vorauszuahnen und mit scharfem Stellungsspiel zu durchschneiden. Mir fehlen Kraft, Luft und Beweglichkeit, aber das Spiel selbst ist ein offenes Buch für mich. Nur kann ich noch nicht entscheidend in die Handlung eingreifen.

Zur Pause steht es 0:1, und ich werde wie vereinbart ausgewechselt. Als wir in die Kabinen traben, habe ich ein Flashback. Es ist gerade erst zwei Jahre her, dass ich mit dieser Mannschaft Meisterschaft gespielt habe, mit ganzem Einsatz, mit Herzblut und Leidenschaft, und jetzt ist sie bloß noch ein Mittel zum Zweck, um wieder fit für die Profis zu werden.

Vier Tage später gebe ich endlich mein Bundesligadebüt für die Profis des FC Bayern. Aber was heißt Debüt? Feierlich ist anders. In Bielefeld schickt mich der Trainer nach einer Stunde für Bixente Lizarazu aufs Feld. Die Mannschaft tut sich saus schwer gegen einen Gegner, der nach dem schnellen Führungs tor nur aufs Verteidigen bedacht ist, dann schießt Claudio Pizzaro in den letzten acht Minuten zwei Tore, und wir gewinnen gegen den Abstiegskandidaten mit Ach und Krach 2:1.

Keine Beschwerden. Ich gehe mit demselben körperlichen Aufwand wie immer zur Sache. Mir fehlt noch die Spritzigkeit, die Selbstverständlichkeit im Spiel, aber ich habe keine Angst. Ich fühle mich nicht unsicher. Der Gedanke, dass mein Knie nicht halten könnte, ist nicht mehr in meinem Kopf.

Für einen Augenblick spüre ich wieder die Demut, die mich manchmal in den letzten Monaten überfallen hat. Alles ist sehr schnell gegangen, sodass ich das Gefühl habe zu fliegen. Aber ich habe etwas gelernt. Wer fliegt, darf keine Angst haben zu fallen.

Mitte der Woche spiele ich wieder eine Halbzeit in der Regionalliga. Spielen ist mein liebstes Training. Eine Woche später gegen Mainz werde ich in der Halbzeit eingewechselt, und gegen den 1. FC Kaiserslautern stehe ich zum ersten Mal in der Startelf des FC Bayern München. Es ist der 11. Dezember 2005. Noch ein Spiel, und wir werden Herbstmeister sein, aber für mich fängt jetzt erst alles richtig an.

5. Kapitel

KEIN PROBLEM, HERR LAHM

Das Eröffnungsspiel der WM 2006

Enttäuschungen mit Realismus auffangen – Rezepte gegen die Verzweiflung – aus Rückschlägen neue Energie beziehen – die Erleichterung, das Schicksal selbst in die Hand nehmen zu können

Die Heim-WM 2006 beginnt am 1. März 2006 in Florenz. Standortbestimmung gegen Italien. Ich bin zum ersten Mal nach meiner Knieverletzung wieder dabei und stehe als linker Verteidiger in der Startaufstellung.

»Vergesst nicht, Männer«, sagt der Trainer, bevor wir auflaufen, »in drei Monaten findet das Eröffnungsspiel statt.«

Am 9. Juni um 18.00 Uhr wird die Weltmeisterschaft in Deutschland angepfiffen.

Zehn Minuten später hätte sich jeder von uns gewünscht, dass das Eröffnungsspiel erst in einem Jahr stattfindet. Nach sieben Minuten führt Italien 2:0. Die führen uns vor. Am Ende verlieren wir die Partie 4:1, aber wir hätten auch höher verlieren können. Es war ein Test, klar, aber der ist gründlich in die Hosen gegangen. Wenn wir etwas aus dem Spiel gelernt haben, dann, dass wir den Slogan der WM anders interpretieren müssen. Der Slogan lautet: »Die Welt zu Gast bei Freunden«. Das soll nicht heißen, dass man mit der Deutschen Nationalmannschaft machen darf, was man will.

Die Presse reagiert hysterisch. Die »Bild«-Zeitung montiert

die Gesichter von uns Spielern diesmal auf eine Pizza. Der Titel lautet: »Quattro Gegentor!«. Die Innenverteidiger werden als Peperoni gezeigt, weil es im Strafraum dauernd gebrannt hat. Ein Mittelfeldspieler als Thunfisch, weil sein Spiel zum Himmel stank. Ein anderer als Kartoffel, weil sein Spiel unterirdisch war. Ein paar als Salami, weil sie wie eine Wurst gespielt hatten. Ich war eine Ananas, zu süß zu meinen Gegenspielern. Das war echt noch das Harmloseste.

Noch schlimmer, was nach dem Spiel in Florenz passiert. Michael Schumacher, der deutsche Formel-1-Weltmeister, kommt zu uns in die Kabine und schüttelt Hände. Dann nimmt er einen Betreuer zur Seite und flüstert ihm zu: »Das war aber nicht unsere beste Mannschaft, oder?«

Autsch. Wenn so etwas von jemandem wie Schumacher kommt, tut's weh.

Die Stimmung also auf dem Tiefpunkt. Soll das wirklich die Mannschaft sein, die im Sommer um die Weltmeisterschaft spielt? Das hatten wir doch als Ziel ausgegeben: Weltmeister werden.

Kein Trost auch von den deutschen Vereinsmannschaften. Die sind aus allen europäischen Wettbewerben ausgeschieden, spätestens im Viertelfinale. Keiner wettet mehr auf uns. Der allgemeine Tenor lautet: Schade, dass die WM ausgerechnet dann stattfinden muss, wenn wir keine Chance haben. Der Anspruch an die Nationalmannschaft besteht aus einem Flehen der Öffentlichkeit, dass wir sie nicht allzu sehr blamieren sollen.

Natürlich brauchen wir keine Zeitungen, um zu merken, wie weit wir gerade davon entfernt sind, eine Weltklassemannschaft zu sein. Eine Klatsche ist eine Klatsche. Sie schmerzt, aber sie weckt auch auf.

Klar, wir wissen um die stillen Reserven, die wir haben. Ein Freundschaftsspiel ist ein Freundschaftsspiel. Für ein Freundschaftsspiel wird man nie das Letzte aus sich, aus der Mannschaft herausholen. Pflichtspiele führen zu einer ganz anderen Anspannung in Körper und Geist. Sobald es um etwas geht, öffnet ein Spieler das Schloss zu seinen physischen und psychischen Reserven. Die Leidenschaft ist der Schlüssel dazu, aber wahre Leidenschaft kann man nicht simulieren.

Das Phänomen besteht darin, dass wir vor jedem Spiel daselbe tun, dasselbe denken, denselben Ritualen folgen, um in Wettkampfstimmung zu kommen. Ehrgeizig ist jeder von uns, niemand will auch nur ein Trainingsmatch verlieren. Aber im Fußball geht es um Kleinigkeiten. Die Unterschiede zwischen guten Spielern sind minimal. Sobald du die Handbremse nur einen Hauch angezogen hast, laufen die anderen dir schon um die Ohren.

Wir kommen also zurück nach Deutschland, werden ausgelacht, lesen in den Zeitungen, wie bescheuert wir uns angestellt haben.

Aber wir haken das ab. Jede Klatsche muss abgehakt werden. Du darfst dich mit Niederlagen nicht zu intensiv beschäftigen.

Das klingt hart, geht aber gar nicht anders. Es ist nicht der Job von Profis, Trübsal zu blasen. Du kommst zurück zum Klub, hast am nächsten Tag Abschlusstraining, dann spielst du schon die nächste Bundesliga-Partie, und alles beginnt von vorn. Wenn du nach vier Wochen noch immer an einer Niederlage leidest, hast du den falschen Beruf.

24 Tage vor der WM-Eröffnung treffen wir uns zur konzentrierten Vorbereitung auf die WM in Frankfurt. Auf dem Programm steht ein Testspiel gegen den FSV Luckenwalde. Die

Amateure haben das Spiel bei einer FIFA-Aktion gewonnen, alle freuen sich unglaublich, gegen uns spielen zu dürfen, und das Carl-Benz-Stadion in Mannheim ist mit 20.000 Zuschauern voll ausverkauft. Nach dem Spiel wollen wir zur weiteren Vorbereitung ins Trainingslager nach Sardinien.

Ein nettes Spiel, unsere Gegner passen enorm auf, wenn sie gegen uns in die Zweikämpfe gehen. Keiner von denen möchte am nächsten Tag als Killer eines Nationalspielers in der Zeitung stehen.

Es steht 4:0, als ich im gegnerischen Sechzehner in ein Dribbling gehe. Der Verteidiger gibt mir einen schüchternen Rempler, der nicht einmal in der Warteschlange vor der Kino-kasse auffallen würde, aber ich hebe trotzdem ab und hänge einen Augenblick lang horizontal in der Luft, bevor ich mit dem ganzen Gewicht und der Dynamik eines schnellen Antritts auf meinen linken Arm falle.

Ein Stich, eine Schmerzwelle, die sich von meinem Arm in den Rest des Körpers ausbreitet.

Ich stehe langsam auf und hoffe, dass sich der Schmerz wieder verflüchtigt. Aber das Gegenteil geschieht. Die Schmerzen werden intensiver, konzentrierter. Kein Zweifel, im Arm ist irgendwas kaputtgegangen.

Sofort ins Spital. Auf dem Röntgenbild ist nur zu erkennen, dass der Ellenbogen nicht gebrochen ist. Immerhin. Der Kernspintomograf ist wegen eines Notfalls besetzt. Ich muss warten. Den Abflug des ganzen Trosses nach Sardinien versäume ich also. Okay, soll nichts Schlimmeres sein. Aber ich habe kein gutes Gefühl. Der Arm tut tierisch weh. Ich bin nervös und deprimiert. Mit einem Arzt und einem Betreuer der Nationalmannschaft bleibe ich in Frankfurt.

Als endlich die Kernspintomografie durchgeführt werden

kann, bekomme ich Gewissheit. Ein Teil des Trizeps ist vom Knochen abgerissen. Operation unvermeidlich.

»Doktor«, frage ich fassungslos. »Wie lang dauert das?«

Aber der Doktor kann mir nur die Antwort geben, dass ich einen Gips brauchen werde, und dann komme es auf den Verlauf der Heilung an.

Ich denke an München. Meine Heimatstadt. Mein Stadion. Meine ganze Familie wird in der Allianz-Arena sitzen und jede Menge Freunde. Noch nie musste ich so viele Karten besorgen für Menschen, die ich mag, und vielleicht sitze ich jetzt selbst auf der Tribüne und schaue zu, wie die Deutsche Nationalmannschaft in diese Weltmeisterschaft startet.

Was für eine Scheiße.

Am nächsten Morgen fliege ich nach München. Dr. Müller-Wohlfahrt hat alles vorbereitet, noch am Vormittag werde ich in der Bogenhausener Klinik von Dr. Seebauer operiert, wie schon vor einem Jahr am Mittelfuß. Aber als ich nach der Operation aus der Narkose aufwache, als die Wände meines Zimmers wieder Kontur annehmen und mein erster Gedanke den Schmerzen in meinem Arm gilt, fällt mir der Himmel auf den Kopf.

»Schon wieder«, denke ich mir, und plötzlich sind der Frust und die Mühsal wieder da, die meine letzten beiden Verletzungen begleitet haben, die Traurigkeit ist da, als ich fast ein Jahr lang nicht für die Nationalmannschaft auflaufen konnte, den Confed-Cup in Deutschland versäumte, die Angst ist da, schon wieder etwas ganz Wichtiges zu verpassen, meine WM, bei mir zu Hause, und während ich aus dem Dämmerzustand der Narkose auftauche, merke ich, dass mir die Tränen über die Wangen laufen, und als ich Roman an meinem Bett sitzen sehe, mit besorgtem Gesicht, auch wenn er mir vor allem Zuversicht vermitteln will, heule ich los, heule ich los.

»Warum immer ich, Roman?«

»Geh komm, Philipp«, sagt Roman in seinem beruhigenden, bayrischen Tonfall, »wenn das wer hinkriegt, dann du.«

Ich weiß, was er sagen will. Mut und Zuversicht haben mich immer begleitet, aber im Moment weiß ich gerade nicht, wie sich Mut und Zuversicht anfühlen. Das ist die dritte massive Verletzung in nur eineinhalb Jahren, und ich kann mich nicht gegen den Gedanken wehren, dass mir gerade die Felle davon-schwimmen.

Ich schaue mich im Zimmer um und sehe diese traurigen, weißen Krankenhauswände, die ich im Jahr davor zur Genüge angestarrt habe. Ich schaue auf meinen Arm und sehe den Gips. Unter dem Gips noch immer dieser diffuse Schmerz.

Und die Frage: Wird das klappen? Reichen die drei Wochen, die wir noch haben, damit der Arm wieder in Ordnung ist? Kann ich dann gleich wieder Fußball spielen? Gut Fußball spielen?

Es dauert eine Viertelstunde, bis ich mich zwinge, wieder so was wie Zuversicht zu schöpfen. Dann sortiere ich mit Roman, was jetzt zu tun ist. So haben wir es immer gemacht, so machen wir es auch diesmal.

Die Hauptfrage lautet: Wie groß sind meine Chancen, an der WM teilzunehmen, und was muss ich anstellen, um sie zu nutzen?

Schnell ist mir klar: Ich muss möglichst viel Zeit mit der Mannschaft verbringen. Keine taktische Trainingseinheit versäumen. Die Luft atmen, die das Team atmet. Sobald ich die nötigsten Dinge für die Stabilisierung meines Arms erledigt habe, werde ich nach Sardinien zur Mannschaft fliegen. Meine Spezialtrainingseinheiten werden mich nicht daran hindern, Teil der Mannschaft zu bleiben. Niemand soll auf die Idee kommen,

dass ich der Deutschen Nationalmannschaft nicht zur Verfügung stehe: nicht einmal ich selbst.

Als wenig später meine Eltern und meine Schwester auf Besuch nach Bogenhausen kommen, sind sie überrascht: keine Spur vom zutiefst enttäuschten Philipp, den sie erwartet haben. Ich bin selbst erstaunt, dass ich es bin, der meine Eltern tröstet, weil sie sich solche Sorgen um mich gemacht haben. Spätestens in diesem Moment ist mir klar, dass mich nur eine Naturkatastrophe daran hindern wird, mit zwei gesunden Beinen an der WM teilzunehmen. Die nächsten drei Wochen werden ein Kampf, aber ich habe diesen Kampf schon angenommen.

Im Spital geben sich Kamerateams die Tür in die Hand. Jeder will wissen, wie es mir geht. Ich sage: Ich werde die WM spielen.

Aus Sardinien ruft Klinsmann an. Er sagt, dass er den Platz für mich bereithält, notfalls bis zehn Minuten vor dem Eröffnungsspiel. Tut gut, das zu hören. Ich sage: Ich komme, Trainer.

Zwei Tage verbringe ich zu Hause. In München treffe ich einen Spezialisten für Armschienen und bestelle bei ihm eine bewegliche Manschette für meinen linken Arm. Die Schiene wird mit vier Klettverschlüssen am Arm befestigt, sie soll den Arm gegen Schläge und Stürze schützen und verhindern, dass ich den Arm zu heftig beuge oder strecke und so den heilenden Muskel erneut verletze.

Dann fliege ich nach Sardinien. Am dritten Tag nach der Operation beginne ich mit dem Gips am Arm wieder Runden zu drehen. Während die Mannschaft ganz normal trainiert, versuche ich mich mit einem langweiligen Soloprogramm fit zu halten.

Der Gips ist unangenehm, sperrig und schwer. Vor allem verändert er meinen Laufstil. Während ich alles tue, um in Form

zu bleiben, denke ich permanent darüber nach, was ich tun kann, um im Spiel meinen Arm zu schützen. Was passiert, wenn ich wieder auf den Arm falle? Wie muss ich den Arm halten, damit nichts passieren kann?

Die Intensität dieser Gedanken werde ich noch Jahre später spüren, wenn mir auffällt, dass ich den linken Arm unterbewusst noch immer in Schutzposition trage, sobald ich Stangen umkurven muss oder in Zweikämpfe gehe.

Ich beginne Falltraining zu machen. Mit dem Gips lasse ich mich schubsen und rolle dann so über die Schulter ab, dass dem Arm nichts passiert. Ganz wohl ist mir zwar nicht bei diesen Übungen, aber wenn ich nicht einmal im Training auf dem Rasen herumkugeln kann, dann ist ein Spiel sowieso undenkbar.

Ich lasse mir vom Mannschaftsarzt den Gips abnehmen und die Schiene montieren. Schon besser. Fremd, aber um Welten besser als der Gips.

Vorsichtig steige ich wieder ins Training ein. Bei den ersten Einheiten mit der Mannschaft umwickle ich die Schiene noch mit Tüchern und Stoff, um mehr Schutz zu haben. Mein Gefühl wird von Tag zu Tag besser, aber noch immer traue ich mich nicht voll ins Training zurück. Ein scharfer Ball, den ich auf den Arm bekomme, ein Rempel beim Zweikampftraining, und ich bin wieder in der Klinik. Nein, danke.

Die Zeit vergeht schnell. Die Mannschaft trainiert gut. Die Stimmung ist prima, das große Trainerteam hat eine gute Hand für die Atmosphäre, in der sich die Mannschaft auf das einmalige Ereignis einstimmt. Eine WM im eigenen Land, das gibt es nur einmal im Leben eines Fußballprofis.

Von Tag zu Tag werde ich selbstbewusster. Neun Tage vor dem Eröffnungsspiel steige ich wieder voll ins Mannschaftstraining ein. Es könnte tatsächlich gehen.

Aber ein neues Problem verunsichert mich. Wir haben bei der FIFA angefragt, ob ich mit meiner Schiene überhaupt spielen darf. Aber die FIFA gibt diese Entscheidung an den Schiedsrichter des jeweiligen Spiels weiter. Je nachdem, ob der Schiedsrichter findet, dass meine Schiene andere Spieler gefährden könnte oder nicht, wird er über meine Spielberechtigung entscheiden. Und dass ein Schiedsrichter positiv entscheidet, heißt noch lange nicht, dass jeder Schiedsrichter positiv entscheidet.

Am 2. Juni, eine Woche vor dem Eröffnungsspiel, steht noch ein letztes Testspiel auf dem Programm. In Mönchengladbach spielen wir gegen Kolumbien. Ich stehe auf meiner Stammposition als linker Verteidiger auf dem Spielbericht. Der Bundestrainer hat jetzt keine Zeit mehr für Experimente, er muss der Formation Spielpraxis geben, auf die er im Turnier zählt. Wenn mich der Schiedsrichter heute nicht auflaufen lässt, dann sieht es traurig aus für das Eröffnungsspiel.

Ich bin so nervös. Erst eine Stunde bevor wir aufs Feld laufen, kann ich dem norwegischen Schiedsrichter meine Schiene zeigen. Wir haben sie umwickelt und gepolstert, mein Arm schaut aus wie der des Michelin-Männchens. Herr Hauge betrachtet das Kunstwerk unserer Physiotherapeuten aufmerksam, betastet es, hebt den Blick, schaut mir ernst in die Augen und macht eine lange Pause. Dann sagt er: »No problem, Mister Lahm.«

Ich wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, aber ich habe nur einen Arm frei.

Wir gewinnen die Partie 3:0, die Mannschaft präsentiert sich in guter Verfassung, und alle sind zufrieden. Aber ich bin mehr als zufrieden. Ich habe gut ins Spiel gefunden, die Schiene hat mich weniger behindert, als ich befürchtete. Die einzige Sorge, die mich quält, betrifft den Schiedsrichter des Eröff-

nungsspiels. Wird er genauso entscheiden wie Herr Hauge aus Norwegen? Oder kommt mir auf den letzten Metern zum Eröffnungsspiel in meiner Stadt, in meinem Stadion, vor meinen Leuten, noch die Entscheidung eines Mannes in die Quere, der die Regeln anders auslegt als sein Kollege aus dem Norden?

Wir haben noch einmal zwei Tage frei, bevor wir für die letzte Etappe dieser WM nach Berlin einrücken. Ich liege im Bett und denke an den Schiedsrichter. Ich schaue fern und denke an den Schiedsrichter. Auch wenn ich mit etwas ganz anderem beschäftigt bin, immer wieder denke ich an den Moment, in dem dieser Mann den Daumen heben oder senken wird. Sofort wird mir schlecht. Klar, Nervosität gehört vor einer WM dazu, aber muss es *diese* Nervosität sein? Ich begreife, in welch angenehmer Situation wir Spieler sind. Sobald wir auf den Platz laufen, können wir agieren, können wir unser Bestes geben. Wir können rennen, Dampf machen, Leidenschaft auf den Platz tragen.

Aber ich muss meinen Arm einem fremden Mann zeigen und darauf warten, ob er mir erlaubt, mitzuspielen. Vor keinem anderen Spiel meines Lebens werde ich je wieder so nervös sein.

Am Tag vor dem Spiel fliegen wir von Berlin nach München. Gespannte Erwartung überall. In den Zeitungen Erleichterung, dass es endlich losgeht. Damit haben die langwierigen Spekulationen, wie wir in das Turnier starten werden, endlich ein Ende.

Transfer zum Stadion. Wie gut ich den Weg kenne, und doch ist die Fahrt außergewöhnlich. Um vier wird die Eröffnungsfeier stattfinden, Bundespräsident, Bundesregierung, viele ehemalige Weltmeister, meine Familie wird im Stadion sein und meine besten Freunde, und dann werde ich dem Schiedsrichter endlich den Arm zeigen können und endlich, endlich wissen, ob ich um 18 Uhr auf dem Rasen stehe oder nicht. In-

zwischen kenne ich den Namen des Mannes. Horacio Elizondo aus Argentinien. Gutes Omen? Schlechtes Omen?

Wir erleben die Eröffnungsfeier in der Kabine der Allianz-Arena auf großen TV-Monitoren mit. Gottschalk. Grönemeyer. Schuhplattler. Um 16.52 Uhr wird die WM von Bundespräsident Horst Köhler für eröffnet erklärt.

Wir ziehen uns um. Wir tragen den traditionellen schwarz-weißen Dress der Deutschen Fußballnationalmannschaft. Viele der Jungs wählen die Trikots mit den kurzen Ärmeln. Ich schnalle meine Schiene fest und umwickle sie mit Stoff und verstecke sie anschließend unter langen Ärmeln, obwohl es draußen angenehm warm ist.

Einer unserer Betreuer steckt den Kopf zur Tür herein und ruft nach mir: »Philipp, du kannst kommen. Der Schiedsrichter hat jetzt Zeit für dich.«

Ich habe Angst.

Nicke, kneife noch einmal die Augen zu, atme tief ein und mache mich auf den Weg. Meine Mitspieler folgen mir mit ihren Blicken. »Klappt schon«, sagt der Trainer.

Jetzt habe ich mir die Situation so oft vorgestellt, dass sie quasi überirdisch geworden ist, etwa so wie George Clooneys Ankunft im Himmel in der Nespresso-Werbung. Der argentinische Schiedsrichter empfängt mich mit einem freundlichen Lächeln, prüft mit einem schnellen Händedruck die Schiene und nickt.

»Ich darf spielen?«, frage ich.

»No problemo«, antwortet der Schiedsrichter.

Wie ich diese beiden Worte liebe.

Ich renne in die Kabine zurück wie ein Kind, das ein neues Fahrrad geschenkt bekommen hat und es seinen Kumpels zeigen will. Erst kurz vor der Tür bremse ich ab, dann gehe ich

hinein, und das Lächeln in meinem Gesicht muss so breit gewesen sein, dass ich gar nichts sagen muss.

Es ist 17.02 Uhr. Jetzt ist die WM auch für mich eröffnet.

Die warme Luft, als wir aufs Spielfeld laufen. Das volle Stadion, und das Publikum empfängt uns laut und herzlich. Ich bin so froh, dass ich dabei bin.

Irgendwo da oben auf der Tribüne meine Leute. 1,5 Milliarden Menschen vor dem Fernseher. Wahnsinn.

Mannschaftsfoto. Die Hymnen.

Jürgen Klinsmann hat uns eines eingeschärft: »Wir sind ein Team.« Um die Zusammengehörigkeit dieser Mannschaft zu unterstreichen, stehen wir Arm in Arm nebeneinander, als die Nationalhymne eingespielt wird. Gar nicht so einfach für mich, denn links neben mir steht Christoph Metzelder, der einen ganzen, rechts Arne Friedrich, der mindestens einen halben Kopf größer ist als ich.

Auch die ganze Bank Arm in Arm, Betreuer, Ersatzspieler, Trainer. Klinsmann beschwört die Energie des Kollektivs, und damit hat er recht. Wir haben nicht die stärksten Einzelspieler des Turniers, aber wir haben eine starke Mannschaft. Wo wir stehen, werden wir gleich sehen. Wir spielen gegen Costa Rica, das ist eine lösbare Aufgabe. Aber erst einmal müssen wir gewinnen, und wir werden gewinnen.

Wie immer vor großen, vor außergewöhnlichen Spielen kann ich es nicht erwarten, dass der Schiedsrichter die Partie endlich anpfieft.

Costa Rica hat Anstoß. Das Stadion macht Stimmung. Das Spiel beginnt mit einem Abtasten des Gegners, wir haben es mit Spielern zu tun, von denen wir die meisten nicht kennen.

Nach sechs Minuten sind unsere Stürmer am Strafraum von

Costa Rica. Von Tim Borowski kommt der Ball zu Basti Schweinsteiger, alle Verteidiger stehen in der Mitte, irgendwie kommt der Ball nach links hinaus. Ich stehe fast am Mittelkreis, sehe aber, dass kein Verteidiger dem Ball entschlossen genug nachgeht, und renne los, kriege den Ball zwei Meter vor der Auslinie und kann jetzt entscheiden, ob ich geradeaus gehe und flanke oder ... zwei Verteidiger kommen auf mich zu, ich lege den Ball blitzschnell nach rechts und gehe an ihnen vorbei, der Innere rutscht aus, plötzlich habe ich Platz, bin schon an der Sechzehnerecke, der nächste Verteidiger ist zu weit weg, ich ziehe ab, aufs lange Eck, und erst später im Fernsehen sehe ich, wie der Ball noch Pfosten und Querlatte berührt, bevor er ins Netz springt, aber er ist drin, eins null, jetzt ist da nur Freude, Freude, Freude und eine ungeheuere Erleichterung.

Man sagt, dass Menschen, die in Lebensgefahr sind, ihr Leben wie einen Film vor sich ablaufen sehen. Ich sehe jetzt die letzten drei Wochen im Zeitraffer. Den Sturz in Mannheim, die Kernspintomografie, den Flug nach München, die Operation, Romans Gesicht, die Reha, das Anpassen der Manschette, das Bangen, ob ich spielen kann, die vielen Stunden mit den Physiotherapeuten, das Gesicht des Schiedsrichters, no problem, Mister Lahm. Wie Schlamm, der verkrustet und hart wird, fällt dieser Ballast in diesem Augenblick von mir ab. Ich will jetzt nur zur Bank und den Physiotherapeuten Danke sagen.

Aber das ist ein Hindernislauf. Das Stadion steht Kopf, und meine Mannschaftskollegen schreien dieselbe Erleichterung wie ich in den Sommerabend. Schließlich bin nicht nur ich ins Turnier gestartet, die Mannschaft ist gestartet, die Nation ist gestartet, die Welt zu Gast bei Freunden, und alle wollen mich für einen Moment drücken, ich weiche Torsten Frings aus, der mich am Trikot zerrt, ich mache eine Kurve um Basti, renne

hinaus zu unserer Bank, um Danke zu sagen, danke Jungs, von dort kommt mir Timo Hildebrand entgegen, der dritte Torwart, mit dem ich in Stuttgart das Zimmer geteilt habe, und ich springe ihm entgegen und umarme ihn fest, dann kommt Michael Ballack, der das Eröffnungsspiel wegen einer Verletzung verpasst, und ich zeige nur noch den erhobenen Daumen zu den Physios, die hinten bei der Bank geblieben sind, ich sehe sie lachen, ich sehe sie strahlen, und ich weiß, dass sie diesen Augenblick genauso genießen wie ich.

Wir gewinnen das Spiel 4:2. Der Anfang ist gemacht. In ein paar Tagen geht es gegen Polen weiter. Ich genieße es sogar, im Regenerationsbecken, das hüfthoch mit Wasser und Eiswürfeln gefüllt ist, damit wir unsere Muskeln entspannen können, zu frieren. So warm ist mir. Im Spiel gegen Polen können wir uns, wenn wir gewinnen, schon vorzeitig fürs Achtelfinale qualifizieren.

Am Tag nach dem Costa-Rica-Spiel spreche ich mit meinem Opa. Der ist fußballnarrisch, meine ganze Familie ist fußballnarrisch, aber der Opa, der mit seinen 78 Jahren im Stadion war, sagt etwas, was mir richtig ans Herz geht: »Mei«, sagt er, »das ist so schön. Dass ich das noch erleben darf.«

6. Kapitel

NIE VERGESSEN WIR DEINEN NAMEN ...

Die WM 2006 in Deutschland

Siege erzwingen – Euphorie in Leistung ummünzen – lernen, die letzte Niederlage zu ertragen – welche Signale ein Arbeitssieg aussendet – wie Feinabstimmung in einer Mannschaft funktioniert – warum Deutschland eine Turniermannschaft ist – wie knapp Triumph und Peinlichkeit beieinanderliegen – Gesten, die Größe zeigen

Als es dann doch noch klappt, als Oliver Neuville die Flanke von David Odonkor rechts am Torhüter der Polen vorbei ins Tor grätscht, als es endlich 1:0 für uns steht, wobei es längst 2:0 oder 3:0 hätte stehen müssen, brechen in Dortmund alle Dämme. Das Westfalenstadion mit seinen steilen Tribünen ist auch bei jedem Bundesligaspiel ein Ereignis an Lautstärke, aber jetzt, in der 90. Minute unseres WM-Gruppenspiels gegen Polen, erreicht der Krach eine andere Dimension. Kampfflieger im Tiefflug stelle ich mir ungefähr so vor, und nicht einen, sondern acht in Formation.

Die Leute brüllen, umarmen einander, flippen schier aus. Auf dem Spielfeld genau das Gleiche. Oli Neuville, der Torschütze, hat Michael Ballack auf dem Rücken, der schreit wie am Spieß, und ich muss quer über das ganze Feld rennen, um meinen Kopf in die Traube von Kameraden zu bohren, mir auf die Schultern klopfen zu lassen, andere Schultern zu klopfen, in Bewegung zu bleiben, zu hüpfen, zu feiern.

Wir haben gut gespielt, allein Miro Klose hätte vier Tore machen können, aber der polnische Torwart war in Superverfassung, und wir hatten Pech. Es ist gerade eine Minute her, dass Miro eine Flanke von mir an die Latte geköpft hat, Michael Ballack erwischte den Abpraller und setzte ihn gleich noch einmal an die Latte, und es sah endgültig so aus, als sollte es heute nicht sein.

Aber wir geben nicht auf. Wir wollen diesen Sieg. Wenn wir die Polen schlagen, sind wir fix fürs Achtelfinale qualifiziert, und wenn wir einmal im Achtelfinale stehen, ist alles möglich.

Der Ball kommt rechts hinaus zu Odonkor. Schneller Antritt, Flanke, Neuville, eins null.

Für mich ist das dieser außerordentliche, denkwürdige, erlösende Moment, als sich die WM 2006 in das »Sommermärchen« verwandelt, in diese zauberhaften Wochen von Fußball, Sonne und Euphorie.

Dass wir das Tor machen, dass wir dieses Tor doch noch machen, sendet eine kostbare Botschaft aus: Hier geht was. Hier geht auch in der letzten Minute noch was. Plötzlich steht eine brandneue Gewissheit im Raum: Diese Mannschaft ist in der Lage, Reserven freizumachen. Sie ist in der Lage, über sich hinauszuwachsen. Sie macht ihre Tore, wenn nötig, auch zehn Sekunden vor Schluss. Diese Mannschaft muss erst jemand schlagen.

Die Gewissheit, dass wir nicht als Gurkentruppe in die Heim-WM gestartet sind, sorgt für eine Euphorie, wie ich sie noch nie erlebt habe. Schon als wir zurück nach Berlin in unser Quartier fahren, sehen wir Massen von Menschen am Straßenrand, und diese Menschen jubeln uns zu. Autos kommen entgegen, aus deren Fenstern deutsche Flaggen wehen. Wann gab es denn so etwas? Autos mit deutschen Flaggen am Fenster?

Das Eröffnungsspiel gegen Costa Rica war für mich ein besonderes Erlebnis. Das Spiel selbst aber war mäßig genug. Das hatte handfeste Gründe. Die Abwehr mit Arne Friedrich rechts, Per Mertesacker und Christoph Metzelder in der Mitte und mir auf der linken Seite hatte noch kaum je in dieser Formation zusammengespielt, und uns fehlte neben der Spielpraxis auch der taktische Feinschliff und wirkliche Wettkampfhärte. Costa Rica hatte mit einfachsten Mitteln zwei Tore gegen uns gemacht, weil wir viel zu weit voneinander entfernt gestanden hatten, ohne Gefühl für das, was der andere tun wird, tun muss, tun kann.

Am Tag nach dem Spiel setzen wir uns mit Jürgen Klinsmann und Jogi Löw zusammen, um das System in unserem Defensivspiel zu korrigieren.

Noch eine Partie mit solchen Löchern in der Abwehr, und wir haben ein ernstes Problem.

Im Spiel gegen Polen funktioniert, was wir uns vorgenommen haben, von Beginn an. Die Mannschaft tritt bärenstark auf, bis zur Pause haben wir uns vier große Chancen erarbeitet und, was genauso wichtig ist, gegen starke Stürmer hinten nichts zugelassen. Wir stehen gut. Jeder von uns hat im Gefühl, wo der andere steht, was er tun wird.

Ich habe viel Platz, um mich in die Offensive einzuschalten. In der ersten Halbzeit kann ich einmal Miro und einmal Podolski im Strafraum anspielen, in der zweiten Hälfte komme ich selbst wie gegen Costa Rica zum Schuss, aber der Ball will nicht rein.

Und dann gewinnen wir doch noch.

Wir stehen vorzeitig im Achtelfinale, als wir in Berlin gegen

Ecuador antreten. Die Hymnen werden abgespielt, es ist kurz vor vier Uhr Nachmittag, das Stadion ist voll, überall die Deutschland-Flaggen, die in diesen Tagen zum Straßenbild gehören, und ich denke: Gibt es das? Kann es sein, dass es wirklich so heiß ist?

Die Sonne steht hoch über dem Stadion, keine Wolke am Himmel, und eine höllische Hitze liegt auf dem Spielfeld. Das ist nicht normal, denke ich, normal ist das nicht.

Wir sind durch, aber auch Ecuador hat beide Spiele gewonnen, es geht also um Platz eins in der Gruppe, und den wollen wir uns nicht nehmen lassen. Wenn wir gewinnen, werden unsere nächsten Spiele in München, Berlin, Dortmund und – falls wir ins Finale kommen – wieder in Berlin stattfinden, wir können uns also im entscheidenden Teil der WM auf vertrautem Terrain bewegen. Außerdem wartet auf den Sieger unserer Gruppe der Zweite der Gruppe mit England und Schweden, da ist vielleicht auch noch ein kleiner Vorteil für uns drin. Und drittens ist Gewinnen sowieso das Größte, und in diesen Tagen teilt dieses Gefühl halb Deutschland.

Wir spielen in der Hitze von Berlin nicht besonders gut, aber es ist rasch klar, dass wir gewinnen werden. Miro macht in der vierten Minute das Führungstor und erhöht knapp vor der Pause auf 2:0, Podolski schießt bald nach der Halbzeit das 3:0, dann spielen wir die Partie cool nach Hause, so cool, wie das bei gefühlten 40 Grad Hitze geht.

An den Straßenrändern feiernde Leute. Polizisten, die salutieren, wenn unser Bus vorbeifährt. Noch mehr Autos mit Deutschland-Fahnen. Das Land eine Party, und wir die Hauptpersonen. Was ist denn hier bloß los?

Meine Eltern sind nach Berlin gekommen, wir sitzen im Hotel und schauen uns das Spiel England gegen Schweden an, in dem sich entscheidet, gegen wen wir im Achtelfinale antreten.

Das ganze Schlosshotel Grunewald ist für unsere Bedürfnisse hergerichtet. Wir haben in dem alten, eleganten Gebäude jede Menge Platz, die Zimmer sind edel und komfortabel, wir haben eigene Aufenthalts- und Sitzungsräume, und wenn wir drei Minuten mit dem Auto fahren, sind wir auf dem Trainingsgelände. Fußballfelder, eine Riesentennishalle mit drei Plätzen, ein Fitnessraum mit unseren spezifischen Geräten. Sobald wir hier sind, können wir nach allen Regeln der Kunst regenerieren. Ich spiele abends gern noch eine Stunde Tennis, manchmal legen wir ein Hockeymatch ein.

Das Hotel hat einen großen Garten, in dem wir abends von Zeit zu Zeit sogar mal grillen. Wenn du drei Wochen lang immer am Buffet stehst und dir Schmankerl abholst, kriegst du irgendwann Appetit auf was Einfaches, auf ein Stück Salami und eine Gurke oder auf eine Wurst vom Grill.

Wir haben auch Tischtennistische, eine Dartscheibe und einen Kicker. Oli Bierhoff hat mit Akribie dafür gesorgt, dass niemandem langweilig werden muss. Das ist nicht selbstverständlich. Zwei Jahre davor, bei der EM 2004 in Portugal, war außer einem Bett pro Person und einem Trainingsplatz gar nichts für die Mannschaft da, was nicht unbedingt zu einer besseren Stimmung im Team beitrug, und wir fuhren dann ja auch schon nach der Vorrunde nach Hause.

Ein WM-Turnier ist lang, im besten Fall fünf Wochen. Immer dasselbe Zimmer, dieselben Leute, dieselben Abläufe. Es tut gut, wenn dieser Rhythmus immer wieder unterbrochen wird, wenn man auf andere Gedanken kommt, aus dem Takt dieser »splendid isolation« – wie Jürgen Klinsmann sagen wür-

de – ausbricht. Die Situation ist ohnehin schon unwirklich genug. Wir und die aristokratische Ruhe im Schlosshotel, und draußen vor der Tür warten Hundertschaften von Fans hinter dem Zaun, nur um einen Blick auf einen deutschen Nationalspieler zu erhaschen. Besser eine Partie Tischtennis spielen, als anzufangen, darüber nachzudenken.

Gemeinsam mit meinen Eltern sehe ich, wie Schweden gegen England unentschieden spielt, was England für den Gruppensieg genügt. Unser Gegner im Achtelfinale ist also Schweden, und das Spiel findet zu Hause statt, in München.

Die Mannschaft ist gut beisammen. Die Vorbereitung hat darauf gezielt, dass wir im Achtelfinale konditionell top sind – was auch ein bisschen darauf schließen lässt, wie wenig wir uns eigentlich zugetraut haben. Die Gruppenphase, ja, die überstehen wir, und im Achtelfinale müssen wir alle Register ziehen, um unser eigentliches Ziel, ins Viertelfinale zu kommen, Wirklichkeit werden zu lassen.

Deutschland ist eine Turniermannschaft. Das wird vor jeder EM und WM wiederholt, als wäre es eine höhere Weisheit. Aber es ist kein Zufall, wenn eine Mannschaft die spezifischen Anforderungen von Turnieren gut bewältigt, sondern das Resultat erstklassiger Vorbereitung nach dem Ende der Klubsaison.

Die Mannschaft hat nach einer Woche Erholung, in der die schwere Saison aus Beinen und Köpfen raus sollte, individuell Fitness trainiert. Die Spieler, die im Klub viel gespielt haben, geben ein bisschen weniger Gas als die, die zusätzliche Trainingseinheiten gut brauchen können, weil sie in der Meisterschaft nicht immer zum Einsatz kamen. Dann zwei, drei Tage Heimatturlaub, anschließend geht es mit Athletik- und Schnelligkeitsübungen weiter. In der letzten Phase der Vorbereitung geht es

um taktische Verfeinerung. Es folgen noch mal zwei Tage zu Hause, ausspannen, Kopf frei machen, und dann rückt die Mannschaft ins WM-Quartier ein.

Ich habe an diesem Programm kaum teilnehmen können, weil ich mit dem Ausheilen meines Armes beschäftigt war. Aber ich sehe spätestens, als wir in München in das Spiel gegen Schweden gehen, welch guten Job die Konditions- und Fitness-trainer gemacht haben. Die Mannschaft, fit wie ein Turnschuh. Podolski haut schon in der vierten Minute einen Abpraller nach Schuss von Miro Klose rein, acht Minuten später steht es 2:0, wieder durch Podolski, und wir geben Gas und sind präsent und heiß und gefährlich, dass es plötzlich so aussieht, als könnte uns nichts und niemand stoppen.

Es ist dieser Rausch, in den dich nur der Erfolg versetzt. Die Sicherheit, dass jeder Gedanke, den du hast, auf dem Rasen Wirklichkeit wird. Dass du nicht über banale, technische Fehler stolperst, wenn du einen genialen Einfall hast. Den Ball in die Tiefe spielst, und dort taucht der richtige Spieler auf, der wieder das Richtige tut, und alles sieht so selbstverständlich und mühelos aus, weil jeder Spieler sicher ist, dass jeder andere versteht, was er vorhat. So ist es nur, wenn Unsicherheit und Zweifel draußen vorm Stadion geparkt sind und nicht mit aufs Spielfeld dürfen.

In der 35. Minute wird der Schwede Lučić ausgeschlossen, und wir spielen elf gegen zehn, Powerplay. Eine Schrecksekunde kurz nach der Pause, als die Schweden einen Elfmeter über das Tor nageln, aber dann geht es schon weiter auf der schiefen Ebene vor ihr Tor, wir schießen zweimal an den Pfosten und vergeben eine Menge Chancen, ein 4:0 oder 5:0 hätte den Spielverlauf besser abgebildet als das Endergebnis von 2:0.

Aber wir gehen stolz vom Platz, jeder von uns zehn Zenti-

meter größer als beim Anpfiff. Ich bin also immerhin einmal 1,80 groß.

Nach dem Spiel ruft mich Andi Ottl an, mein Freund und früherer Bayern-Kollege.

»Du kannst dir das nicht vorstellen, Philipp«, ruft er ganz heiser ins Telefon. »Weißt du, was auf den Straßen los ist? In der Kneipe stehen die Leute auf, wenn unsere Nationalhymne gespielt wird, und singen mit.«

Er hat offenbar auch tüchtig mitgesungen, sonst wäre er nicht so heiser.

Was ist denn hier los, denke ich mir schon wieder.

Am selben Abend wird im Spiel Mexiko gegen Argentinien unser Viertelfinalgegner ermittelt. Die Mexikaner wären uns eigentlich lieber, aber die Stimmung in der Mannschaft ist fokussiert, heiter und selbstbewusst, wir fürchten uns auch vor Argentinien nicht mehr. Umgekehrt, schnell macht der Spruch die Runde, dass es die Argentinier sind, die sich vor uns fürchten müssen.

Ich meine, wer hätte das gedacht, als wir vor drei Monaten in Florenz von Italien abgewatscht wurden? Jetzt stehen wir im Viertelfinale der WM und haben ein Selbstvertrauen wie Superman und Batman zusammen.

Die Argentinier gewinnen ihre Partie erst in der Verlängerung. Maxi Rodríguez macht das 2:1, ein Traumtor. Er nimmt eine hohe Flanke mit der Brust an der linken Strafraumecke an, dreht sich um und schießt den Ball in die lange Ecke, zehn Zentimeter unter die Latte.

Die Journalisten sind sich ausnahmsweise mit uns einig: Deutschland gegen Argentinien, dieses Viertelfinalspiel ist, gemessen an den bisherigen Leistungen aller Mannschaften im

Turnier, das vorweggenommene Finale. Beide Teams sind durch ihre Spiele gestürmt, ohne Wackler, *straight forward*.

Argentiniens Spiel steht und fällt mit dem Mittelfeldregisseur Román Riquelme von Villarreal, und gegen uns ist Riquelme in Spiellaune. Argentinien ist in diesem Spiel klar überlegen, aber was heißt das schon? Sie haben viel Ballbesitz, aber wir stehen hinten kompakt, aufmerksam und selbstbewusst. Riesenchan-
cen lassen wir nicht zu, nur ein paar Schüsse von außerhalb des Strafraums. Das Spiel ist sehr hart. Die Argentinier versuchen, uns den Schneid abzukaufen, aber wir halten dagegen. Ein intensives, aufgeladenes Spiel ohne große Möglichkeiten, zur Pause steht es 0:0.

In der 49. Minute Eckball von Riquelme, ich stehe an der kurzen Ecke, der Ball kommt hoch in den Fünfmeterraum, plötzlich taucht Ayala auf, erwischt den Ball voll und köpft ihn genau zwischen Jens Lehmann und mich, Jens erwischt den Ball nicht, und ich sehe ihn zu spät und komme nicht mehr hin, spüre nur noch den Luftzug am Schienbein, es steht 1:0 für Argentinien. Jetzt ist klar: leicht wird es nicht, diesen Rückstand aufzuholen. Zu dicht stand die Abwehr der Argentinier bisher, zu dominant agierte das Mittelfeld mit Riquelme, Mascherano und Rodríguez.

Es passiert zwanzig Minuten lang – nichts. Wir bemühen uns, aber Argentinien lässt uns nicht ins Spiel kommen. Sie stehen hinten dicht und kontrollieren im Mittelfeld mit enervie-
render Sicherheit das Spiel.

Aber dann nimmt der argentinische Trainer José Pekerman, ein eleganter Herr mit etwas zu langen grauen Haaren, zuerst Riquelme und dann Crespo runter. Keine Ahnung, was er sich dabei denkt, vermutlich will er seine Stars, die gegen Mexiko

über 120 Minuten gehen mussten, schonen, vielleicht will er uns auch nur verhöhnen, schaut her, gegen euch brauchen wir nicht einmal Bestbesetzung. Tatsache ist, dass die Aktion gründlich schiefgeht.

Denn plötzlich bekommen wir die erste handfeste Chance in diesem Spiel. Einwurf von links, Michael Ballack, etwa dreißig Meter vor dem Tor, ich spiele ihm den Ball zurück, Balle flankt hoch in den Strafraum, der lange Borowski legt den Ball weiter, und dann sieht Miro Klose zum ersten Mal in diesem Spiel einen Ball gegen diese Defensive, und diesen Ball köpft er zum Ausgleich ins Tor, und für einen Moment gerät das Magnetfeld um die Erde aus den Fugen, die Zuschauer im Stadion haben zum ersten Mal in diesem Spiel etwas zu lachen, und das tun sie jetzt, 1:1, alles wieder offen, nur dass die Argentinier ihre besten Spieler nicht mehr auf dem Platz haben. Herzlichen Dank, Señor Pekerman.

Verlängerung. Das Spiel plätschert vor sich hin, keiner will noch etwas riskieren. Wir spielen auf ein Elfmeterschießen zu, bedacht, keinen Fehler mehr zu machen, keine Lücke zu reißen in diese entschlossene, motivierte Defensive.

Ein paar Minuten vor Ende der Verlängerung bekomme ich den Ball und spiele ihn knapp vor dem Sechzehner quer. Unsere Innenverteidiger sind schon dabei, nach vorne zu laufen, der Ball rollt langsam in ihren Rücken, gefühlte zwanzig Sekunden lang. Ich erstarre. Hätte ein gegnerischer Stürmer gespannt, was hier gerade passiert, dann wäre alle Mühe umsonst gewesen, eine Gedankenlosigkeit, und ein so wichtiges Spiel wäre verloren.

Wäre. Konjunktiv. So nah liegen im Fußball Glück und Versagen beisammen. Ich habe bis jetzt eine super WM gespielt, der große Pelé hat mich ausdrücklich gelobt, Diego Maradona sag-

te, dass ich einer der besten Außenverteidiger der Welt bin. Aber einer der besten Außenverteidiger der Welt denkt gerade, dass er seine Mannschaft jetzt fast aus dem Turnier gekegelt hätte, dabei hat es niemand außer mir gemerkt, das Spiel läuft gerade so unwirklich ruhig dahin, dass der Gegner wie betäubt ist und seine Chance nicht sieht, und Per Mertesacker dreht sich seelenruhig um, holt sich den Ball und spielt ihn weiter nach vorne, und niemand begreift, dass eben fast die Welt untergegangen wäre, aber dann ist die Situation auch schon wieder vorbei, die restlichen Minuten sind um, der Schiedsrichter pfeift ab, der Weltuntergang ist abgesagt. Das Viertelfinale der WM 2006 wird im Elfmeterschießen entschieden.

Ich gehe zur Bank, schnappe mir eine Wasserflasche. Um den Trainer bildet sich eine Traube von Spielern, denn der Trainer muss jetzt entscheiden, wer die Elfmeter ausführt und in welcher Reihenfolge.

Ich bin zuversichtlich, denn die Deutsche Nationalmannschaft hat gute Elfmeterschützen. Viele unserer Spieler, Schneider, Ballack, Podolski, haben eine großartige Schusstechnik, und darauf kommt es in Momenten an, in denen man unter so gewaltigem Druck steht wie in einem Elfmeterschießen im WM-Viertelfinale: dass man nicht über sich hinauswachsen muss, um erfolgreich zu sein, sondern einfach das bringt, was man kann. Ein guter Schütze bringt den Ball eben leichter im Tor unter als einer, der weiß, dass er von zehn Elfmetern in der Regel nur drei aufs Tor bringt.

Jetzt gibt Jürgen Klinsmann die Reihenfolge der Schützen bekannt.

Oliver Neuville, der kurz vor der Verlängerung erst eingewechselt wurde, beginnt. Dann sind Ballack, Podolski, Borowski und Schneider vorgesehen. Ich bin Schütze Nummer

sechs, für den Fall, dass bis dahin nichts entschieden ist, nach mir wären Mertesacker, Friedrich, Metzelder, Odonkor und Jens Lehmann an der Reihe.

Der Schiedsrichter holt die Kapitäne beider Mannschaften zu sich. Jetzt wird ausgelost, auf welches Tor geschossen wird und wer beginnt. Wir gewinnen das Los. Wir schießen als Erste. Wir legen vor.

Unbemerkt von den meisten Spielern hockt sich jetzt Oliver Kahn zu Jens Lehmann und wünscht ihm Glück. Das ist dem Oli bestimmt nicht leichtgefallen, aber es zeigt, dass die Mannschaft eine Mannschaft ist, dass am Ende des Tages auch Erzrivalen einander nicht die Pest an den Hals wünschen, sondern zusammenhalten. In solchen Momenten zeigt sich die Größe eines Sportlers, wächst ein Sportler über seine Rolle auf dem Spielfeld oder zwischen den Pfosten hinaus, verströmt einen Geist, der den Spitzensport wertvoll macht und beispielhaft.

Ich bin inzwischen auf dem Weg in den Mittelkreis. Die Regel sagt, dass sich die Mannschaft während des Elferschießens dort aufhalten muss. Es ist ein Kreis des Zitterns, kann man anders nicht sagen. Man steht dort drinnen, umgeben von den Kollegen, man spricht kein einziges Wort. Nur im Kopf formen sich Worte, Gedanken. Der geht rein, rein, rein, JAAAA. Den hält er, hält er, scheiße, nein.

Jens Lehmann bekommt den berühmten Zettel zugesteckt, auf dem die Elfergewohnheiten der argentinischen Spieler stehen. Diese Informationen sind Standardinformationen. Jede vernünftige Mannschaft weiß über ihre Gegner in allen Details Bescheid, dazu zählt natürlich auch die Elferstatistik. Jens steckt sich den Zettel in den Stutzen, er holt ihn dann vor jedem Schuss eines Argentiniers heraus, was ihm als epochale

Kriegslist ausgelegt werden wird. Die Informationen selbst sind dabei nicht entscheidend. Zwei Schützen sind gar nicht auf dem Blatt verzeichnet, und einer schießt in die andere als in die gewohnte Ecke. Aber die Story um Jens Lehmanns geheimen Zettel wird Karriere machen.

Die Mannschaft stellt sich in einer Reihe auf, wie beim Abspielen der Hymnen. Ich stehe ganz rechts, links neben mir David Odonkor.

Oliver Neuville haut ihn rechts oben rein, als wäre er auf dem Trainingsplatz.

Julio Cruz gleicht aus, oben links, ebenso souverän.

Michael Ballack. Hammerscharf in die Mitte, kein Wackler.

Ayala schießt viel zu leicht nach rechts unten, Lehmann kann den Ball sogar festhalten.

Wow. Tanz im Mittelkreis. Schnelle Umarmungen. Aber noch ist nichts gewonnen.

Podolski. Die Sicherheit, mit der er den Elfmeter reinhaut, muss die Argentinier zur Verzweiflung bringen. Sie dürfen nicht mehr verfehlten, und unsere Schützen treffen, ohne dass sie auf das kleinste Quäntchen Glück zurückgreifen müssen.

Maxi Rodríguez bringt den Ball ins Tor, aber wieder ist Jens Lehmann mit der Hand dran und bekräftigt die Botschaft, die jeden Argentinier verunsichern muss: Hier ist ein Torwart, der Elfmeter rausfischt. Hier ist ein Torwart, groß und ruhig, der an sich glaubt, der die Überzeugung verströmt, dass er mindestens einen Elfmeter hält, und das macht jeden Schuss um eine Spur schwieriger, und diesen Vorteil nehmen wir mit, diesen Trumpf spielen wir aus ...

Tim Borowski lässt den argentinischen Torwart Leo Franco nach rechts springen und schiebt den Ball souverän in die linke Ecke.

Wir kommen der Entscheidung immer näher.

Eine aggressive Stimmung schlägt uns von der argentinischen Seite des Mittelkreises entgegen. Rodríguez hat Lehmann schon irgend etwas Unschönes an den Kopf geworfen, und Borowski revanchiert sich, indem er nach verwandeltem Elfmeter zurück in den Mittelkreis trottet und mit dem Zeigefinger anzeigt: »Ihr werdet heute nicht gewinnen. Ihr nicht.«

Ich glaube, wenn Cambiasso nicht zum nächsten Schuss dran gewesen wäre, hätte es im Mittelkreis eine Schlägerei gegeben.

Cambiasso läuft weit an, nagelt den Ball halbhoch nach rechts, aber Jens Lehmann ist dran, der Ball prallt ab, rollt irgendwohin, wo er keinen Menschen mehr interessiert, wir sind im Halbfinale, und alle rennen zu Jens, um ihm zu gratulieren, die Jungs von der Ersatzbank legen Sprints hin und sind vor uns am Drücker, und die Party hätte von mir aus schon beginnen können, nur die Argentinier spielen nicht mit.

Auf dem Weg zu Jens Lehmann ein Tumult. Plötzlich sehe ich Per Mertesacker am Boden liegen. Hey, hey, hey, was ist hier los? Beim Ausgang balgen sich argentinische Ersatzspieler und Betreuer mit Spielern von uns, plötzlich spüre ich wie einen Temperatursturz die Aggression der Verlierer, Trubel, Gerempel, und was jetzt im Detail passiert, sehe ich wie alle anderen erst in der Nachbearbeitung durch das Fernsehen, das die hässlichen Szenen nach diesem für uns so großartigen Sieg entschlüsselt.

Per Mertesacker wurde offensichtlich mit Tim Borowski verwechselt, dem ein Ersatzspieler die Geste während des Elfmeterschießens nicht verzieh – er trat Per, als er vom Platz gehen wollte, nach Karatemaniere in den Unterleib, Gott sei Dank wurde Per dabei nicht verletzt.

Aber auch für uns hat die Sache Auswirkungen. Torsten

Frings, der sich im Gerangel gegen einen Argentinier gewehrt hatte, wird von der FIFA wegen Tätlichkeit für das Halbfinale gesperrt. Ich meine, geht's noch? Es besteht kein Zweifel daran, wer den Streit nach dem Spiel vom Zaun gebrochen hat, und trotzdem werden wir bestraft. Gerechtigkeit ist etwas anderes.

Spätabends nach dem Spiel sind wir zurück im Hotel. Im Abendspiel hat Italien gegen die Ukraine 3:0 gewonnen. Die Italiener sind also unser Gegner im Halbfinale. So sieht man sich wieder.

Jetzt bloß nicht schlafen gehen.

Wir sitzen draußen auf der Terrasse des Hotels und reden. Im Park ist es dunkel, der Sommer ist ein Traum, er hüllt uns mit seiner Wärme ein, wir trinken, reden, irgendwer holt noch Bier, und dann besprechen wir das Spiel noch einmal, Argentinien, und wir sind weiter, wir haben doch seit Jahren keine große Nation mehr geschlagen, aber es ist wahr, es ist wahr, Wahnsinn, Miros Tor, noch ein Bier, jetzt wird gelacht, gefeiert, so eine famose Story, und wir mittendrin, ist das nicht groß, ist das nicht ein Hammer? Gerade noch ist gar nichts gegangen, und dann pirschen wir uns an und stehen auf einmal im Halbfinale ...

Es ist spät, als wir schließlich vom Terrassentisch aufstehen. Besser gesagt ist es früh, es ist hell, es ist Tag, und wir stehen im Halbfinale, und die Freude rinnt hinunter wie Wasser, in fünf Tagen, Dortmund, Italien, jetzt erst mal ausschlafen.

Italien ist so stark, weil die Mannschaft geschlossen verteidigen kann. Wir analysieren die bisherigen Spiele und sehen, wie sich alle Gegner schwergetan haben, Chancen gegen die italienische Defensive herauszuarbeiten.

Wir arbeiten unsere Taktik aus. Wir wollen das Spiel schnell von links nach rechts verlagern, weil die Italiener es nicht mögen, wenn sie viel laufen müssen. Sie kontrollieren das Spiel gern in der Vorwärts-Rückwärts-Bewegung, aber sie haben Probleme, wenn sie sich nach den Seiten orientieren müssen.

Wir spielen in Dortmund. Hier hat das Sommermärchen vor drei Wochen begonnen. Wir gehen zuversichtlich in dieses Halbfinale. Der Trainer hat uns motiviert, bis er keine Stimme mehr hatte, aber wer für dieses Spiel motiviert werden muss, dem ist sowieso nicht mehr zu helfen: wir haben die einmalige Chance, im eigenen Land Weltmeister zu werden, und es fehlen nur noch zwei Spiele, noch ein Spiel und dieses Spiel, volles Stadion, die Nation im Fieber, und wir haben einen klugen Plan.

Aber wir kriegen unseren Plan nicht gebacken. Die italienische Defensive steht ungeheuer kompakt, und wir sind nicht mehr so frisch wie in den Spielen davor. Doch auch wir lassen keine Chancen des Gegners zu, das Spiel läuft auf Augenhöhe, ohne die ganz großen Höhepunkte, bis Miro Klose gegen Ende der ersten Halbzeit nach einem schnellen Angriff Bernd Schneider einsetzt, der rechts mitgelaufen ist, und Bernd, der Techniker, derjenige Spieler unserer Mannschaft mit der überragenden Schusstechnik, Bernd ist schon im Strafraum, allein im Strafraum, zieht ab und der Ball geht knapp über das Tor, scharf, gewaltig, daneben.

Im Nachhinein werden solche Szenen immer mit Bedeutung aufgeladen. Was, wenn der Schuss von Bernd im Tor gelandet wäre? Keine Ahnung, vielleicht hätten wir uns freigespielt, vielleicht hätte Italien reagiert und wir hätten Kontermöglichkeiten vorgefunden, vielleicht hätte das Tor die Italiener geschockt, und sie wären nicht mehr zurückgekommen. Vielleicht wäre es aber auch ganz anders gekommen.

Das Spiel wird jetzt von den Defensiven beider Mannschaften geprägt. Weder vor dem einen noch vor dem anderen Tor passiert allzu viel. Nach einem Gewühl vor unserem Tor rollt der Ball plötzlich an den Pfosten, Lukas Podolski bringt den Ball zweimal gefährlich aufs Tor, ein Schuss von Gianluca Zambrotta streift die Latte, das ist alles. Es ist kein gutes Spiel. Es ist das Halbfinale der WM.

Zuschauer sprechen immer von einem guten Spiel, wenn es zügig von einer Seite zur anderen geht, wenn Chancen erarbeitet werden und viele Tore fallen. Spieler sehen das anders. Bei einem Spiel, das ohne Pause hin und her geht, fragen wir uns, was wir eigentlich machen. Das ist nicht Fußball auf höchstem Niveau. Man muss das Spiel auch kontrollieren können und entscheiden, dass man angreift und in Ballbesitz bleibt, bis man wirklich eine gute Möglichkeit hat, den Angriff abzuschließen. Von Sechzehner zu Sechzehner zu rennen, mag gute Unterhaltung für die Zuschauer sein, aber guter Fußball funktioniert so nicht.

In diesem Sinn ist Deutschland gegen Italien eben doch ein gutes Spiel. Beide Mannschaften spielen taktisch erstklassig, beide sind enorm diszipliniert. Beide haben gute Spieler, aber gegen das organisierte Kollektiv des Gegners kommen die nicht entscheidend zur Geltung.

Verlängerung. Schon wieder Verlängerung.

Spätestens jetzt ist klar, dass wir müder sind als die Italiener. Während wir den Krimi gegen Argentinien absolvieren mussten, spielte Italien die Ukraine locker aus und musste dafür weniger Substanz verbrauchen.

Auch in der Verlängerung bleibt das Verhindern von Fehlern das oberste Gebot dieses Spiels. Die Minuten vergehen zäh, und ohne zu viel nachzudenken nistet sich der Gedanke bei uns ein, dass wir uns auch in diesem Halbfinale ins Elfmeterschießen

retten könnten, auch wenn das Spielfeld sich zunehmend zu neigen scheint, der Ball rollt leichter in die Richtung unseres Tors als umgekehrt.

Noch drei Minuten zu spielen, Andrea Pirlo schießt aus zwanzig Metern aufs Tor, Jens Lehmann dreht den Ball zur Ecke.

Der Eckstoß kommt wieder zu Pirlo, der kann an der Strafraumgrenze unbedrängt laufen, spielt dann weiter zu Fabio Grosso, der acht Meter vor dem Tor frei zum Schuss kommt. Grosso trifft den Ball so genau wie ein Boxer das Kinn seines Gegners, der Ball schlägt Zentimeter neben dem langen Pfosten ein, und wir sind k.o.

Wer ist schuld an dem Tor? Oft wird diese Frage an einem Spieler allein festgemacht, weil er im letzten Moment den Gegner nicht am Torerfolg gehindert hat. In Wahrheit ist es viel komplizierter, nimmt ein Fehler schon viel früher seinen Ausgang, ist der nicht verhinderte Torschuss nur das letzte Glied in einer Kette der Verhängnisse.

Ich stehe beim Eckball am kurzen Pfosten, und David Odonkor lauert am langen. Wäre David dort stehen geblieben, hätte er Grossos Ball rausköpfen können. Aber wäre er stehen geblieben und ein Gegner hätte den Schuss knapp vor dem Tor noch abgefälscht, hätte er das Abseits aufgehoben. Welches die richtige Entscheidung gewesen ist, weißt du immer erst im Nachhinein.

Mit diesem Tor sind wir weg. Wir haben nicht mehr die Kraft, entscheidend zurückzukommen. Während des ganzen Spiels haben wir nicht viele Chancen gehabt, und jetzt bleibt uns nur noch die brachiale Methode gegen die beste Defensive der Welt, alle Mann vor, lange Bälle vors Tor, hoffen, dass mit dem Ball noch irgendeine Chance vom Himmel fällt.

Aber die Italiener lassen nichts mehr zu. Sie tun, wofür sie berühmt sind. Ein Abpraller wird schnell nach vorn gespielt, wir sind hinten völlig offen, Del Piero macht nach schnellem Konter das 2:0, ein Tor, an das sich niemand mehr erinnert, weil das Spiel schon durch Grossos 1:0 entschieden war, dann der Schlusspfiff, und zum ersten Mal bei dieser WM ist es ruhig im Stadion, herrscht eine trübe Sekunde lang Betretenheit.

Es gibt nichts Schlimmeres, als nach einer Niederlage in einem so wichtigen Spiel noch auf dem Spielfeld zu stehen. Da ist diese Traurigkeit, diese innere Kälte, das Bewusstsein, welche Chance du gerade verpasst hast, dass du in deinem Leben nur ganz selten eine Chance wie diese haben wirst, und jetzt ist sie versemmt, und während du gerade noch Teil der Mannschaft warst, Puzzlestein im Kollektiv, bist du jetzt nur noch du selbst, und du willst nirgendwohin außer in dein Schneckenhaus, in die Kabine und dort den Fußboden anstarren, bis es irgendwann nicht mehr so wehtut.

Aber ich höre, wie der Applaus zurückkommt. Ich sehe, wie die Menschen auf den Tribünen aufstehen und applaudieren. Das ist außergewöhnlich, nach jedem normalen Spiel, das verloren geht, sind die Fans weg, verschwunden, aber unsere Fans stehen und jubeln, und ihr Jubel gilt nicht den siegreichen Italienern, sondern uns, und das dringt selbst durch den Schleier der Enttäuschung zu mir durch, und ich klatsche zurück, und es tut trotzdem weh, und es ist auch ein bisschen schön, aber dann gehe ich in die Kabine, da hat sich die Enttäuschung ihr Terrain schon wieder zurückeroberert.

In der Kabine Totenstille.

Jeder hockt vor seinem Spind und hängt irgendwelchen Gedanken nach, die alle um denselben Satz kreisen: Wir waren so nahe dran. Wir waren so nahe dran.

Es sind die Physiotherapeuten, die nach einer ewig langen Schweigeminute durch die Kabine gehen und uns aufrichten, indem sie mit ihren Handgriffen beginnen wie nach jedem Spiel, aber das war nicht jedes Spiel, und die Stille beginnt erst zu bröckeln, als irgendwer einen lauten Ruf loslässt.

»Jungs, die Kanzlerin kommt.«

Oliver Bierhoff möchte sichergehen, dass keiner von uns im nächsten Augenblick nackt aus der Dusche kommt.

Die Tür geht auf, und der Tross der Kanzlerin eilt zur Tür herein. Dass wichtige Menschen immer in Eile sein müssen!

Kurze Ansprache der Kanzlerin. Schade, dass Sie verloren haben, meine Herren. Aber Sie dürfen auf das, was Sie erreicht haben, sehr stolz sein. Sie haben für eine Stimmung im Land gesorgt, die in Deutschland noch nie da gewesen ist.

Schon. Aber gerade haben wir verloren.

Noch am selben Abend fliegen wir zurück nach Berlin. Das Quartier sieht anders aus als vor zwei Tagen, als wir es zuletzt verlassen haben. Die Zimmer warten darauf, geräumt zu werden. In den Gemeinschaftsräumen lächeln dieselben Ölschinken von der Wand wie zuvor, aber aus den Gesichtern ist die Hoffnung verschwunden, die wir dort wochenlang gesehen haben.

Manche Spieler verschwinden auf ihr Zimmer, aber ein bisschen später sind die meisten wieder da, heute fühlt es sich komisch an, alleine zu sein.

Wir sitzen genauso auf der Terrasse wie nach dem Argentinien-Spiel. Wieder sind auch die Betreuer dabei, und während wir das Italien-Spiel in seine Fasern zerlegen, während wir nach Möglichkeiten und Eventualitäten suchen, wie wir das Schicksal in eine andere Richtung zu lenken vermocht hätten, wäh-

rend wir unsere vergebenen Chancen noch einmal durchleiden und alle Gedanken sortieren, die Grosso am Schuss auf unser Tor hätten hindern können, ihn umlenken, auf den Mond zaubern, wächst langsam die Idee, dass wir es weit gebracht haben, dass, was wir erreichten, großartig ist.

Wenn um drei Uhr früh noch zehn zerknirschte Gesellen am Tisch saßen, ist die Enttäuschung um sechs Uhr früh nicht mehr so wach – so wie wir.

Hätte uns der Teufel vor der WM den Pakt angeboten, ihr kommt bis ins Halbfinale, verliert aber dort in der Verlängerung gegen Italien, ich glaube, jeder von uns hätte eingeschlagen.

Die WM ist für uns vorbei, und sie ist nicht vorbei. Statt im Finale in Berlin gegen Frankreich anzutreten, müssen wir nach Stuttgart, um dort im Spiel um den dritten Platz gegen Portugal zu spielen.

Boaah, Spiel um den dritten Platz. Noch nie habe ich mir ein Spiel um den dritten Platz freiwillig angeschaut. Im Quartier dreht sich die Diskussion entsprechend um etwas ganz anderes als um dieses Spiel. Sollen wir von Stuttgart noch einmal zurück nach Berlin, um uns dort noch einmal geschlossen den Fans zu präsentieren, oder bleiben wir gleich in Stuttgart und fliegen von dort direkt nach Hause oder in den Urlaub?

Die meisten sind dafür, noch einmal zurück nach Berlin zu reisen, nur ein paar wollen lieber gleich nach Hause.

Als wir in Stuttgart ankommen, regnet es. Das Flugzeug hat Verspätung, und der Bus, der uns ins Hotel bringen soll, kommt nicht weiter.

»Was ist denn hier los?«, fragt irgendwer in den vorderen Reihen.

»Der Hauptbahnhof ist gesperrt«, antwortet der Busfahrer.

»Wieso das denn? Muss das sein«, raunzt ein anderer Spieler.

Aber dann antwortet der Busfahrer, der per Handy Informationen über die aktuelle Lage einholt: »Vor dem Bahnhof stehen zehntausend Leute. Die warten auf euch.«

Der Bus pflügt durch die Menge wie Moses durchs Meer. Tausende Gesichter, die lächeln, lachen, aus denen Begeisterung spricht, weil wir hier ankommen, in Stuttgart, zum völlig überflüssigen Spiel um den dritten Platz, und plötzlich rinnt es mir kalt über den Rücken und ich habe Gänsehaut.

Der Wahnsinn. Zehntausend im Regen. Weil sie ihrer Mannschaft zuzubeln wollen. Uns.

Im Bus steigt die Temperatur der Stimmung. Ist das wahr, was wir hier sehen?

Wahnsinn, sagt einer.

Wahnsinn, antworten zwei andere.

Als wir beim Hotel ankommen und aussteigen, unsere Taschen in die Lobby schleppen, hören wir »Deutschland, Deutschland«-Chöre. Als wir eine Stunde später beim Abendessen sitzen, höre ich von draußen einen Schrei, als hätten wir gerade den Ausgleich gegen Italien geschossen. Aber es ist nur Lukas Podolski, der vor dem großen Panoramafenster des Speisesaals steht und sich vergewissert, dass noch kein Mensch den Platz verlassen hat.

»Die sind noch immer da«, sagt Poldi.

Die Menge schreit, weil sie Poldi sieht.

Zehntausend Menschen sind noch immer da. Zehntausend Menschen wollen sich im strömenden Regen dafür bedanken, dass wir eine super WM gespielt haben, dass wir ihnen Spaß und Freude gemacht und Hoffnung vermittelt haben. Keiner von diesen Zehntausend ist enttäuscht über die Niederlage gegen Italien. Hätten wir die Italiener geschlagen, die Stimmung

könnte kein bisschen ausgelassener, euphorischer, freundschaftlicher sein.

Später am Abend, als ich mich vom Physiotherapeuten behandeln lasse, sind die Menschen immer noch da. Es ist zehn, es ist dunkel, und wir sind sprachlos über so viel Zuwendung. Ein paar Spieler schmeißen T-Shirts und Handtücher hinunter auf den Bahnhofplatz, eine hilflose Geste, um Danke zu sagen, um irgendwas zu sagen, um zu verstehen zu geben, hey, Leute, Wahnsinn, dass ihr da seid.

Jetzt muss uns niemand mehr ein Wort sagen, damit wir das Spiel um den dritten Platz ernst nehmen. Wir sind diesen Menschen verpflichtet. Sie haben uns auf ihre Zuneigung eingeschworen, und das muss auch im letzten Spiel mit Vollgas zurückgezahlt werden.

Bevor wir ins Stadion aufbrechen, spielt uns Oliver Bierhoff im Besprechungsraum einen Song vor, den er gerade von Xavier Naidoo zugeschickt bekommen hat. Wir haben in diesen Wochen oft Xavier Naidoo gehört. Sein Song »Dieser Weg wird kein leichter sein« war die inoffizielle Hymne unserer Mannschaft, er hat uns von Anfang an begleitet, lief in der Kabine, hat uns immer wieder motiviert und aufgemuntert:

»Dieser Weg wird kein leichter sein
dieser Weg wird steinig und schwer ...«

Jetzt hat Xavier ein Lied aufgenommen, das ganz schlicht »Danke« heißt, und wir alle sind verblüfft, als wir es hören. Es ist ein Lied, das von uns handelt, sich an uns richtet, an jeden Einzelnen von uns.

Xavier singt: »Ihr habt uns so viel geboten, eure Namen sollen klingen ...«, und dann kriegt jeder von uns seinen Reim, »Kapitän Michael Ballack / du hast famos geballert ...«, »der

famose / Miro Klose ...«, »Arne Friedrich / Deutschland liebt dich«.

Ich kriege die Zeile »Vor dem blauen Auge / war schon der verletzte Arm / doch das erste Tor Deutschlands / schoss Philipp Lahm / dich spielen zu sehen / war 'ne Offenbarung / nie vergessen wir deinen Namen ...«

Geil.

Das Stuttgarter Stadion ist schon voll, als wir mit dem Bus ankommen. Vor dem Stadion warten noch einmal so viele Menschen wie im Stadion selbst. Die Stimmung unglaublich. Wir gehen ohne Verbissenheit, aber dafür mit unendlich viel Dankbarkeit und dem Bedürfnis, den Fans zurückzugeben, was sie uns spüren ließen, in das Spiel. Es ist Oliver Kahns letztes Länderspiel. Basti Schweinsteiger spielt eine Riesenpartie, er macht alle drei Tore zu unserem 3:1-Sieg.

Nach dem Spiel nehmen wir die Medaille für den dritten Platz entgegen. Schon unter der Dusche merke ich, wie die Last der vergangenen fünf Wochen von mir abfällt und mich eine zufriedene Erschöpfung durchströmt.

Abends feiern wir, unsere Frauen und Familien sind da, und das Bier, das vor mir steht, ist gut gezapft.

Es ist ein schönes Bier. Morgen fahren wir nach Berlin auf die Fanmeile, um den Fans symbolisch Danke zu sagen, Xavier Naidoo wird auch dort sein und viele, viele tausend Menschen. Abends werden wir zurück nach München fliegen, und dann, nach noch einer kurzen Nacht, wird der Urlaub anfangen und der Wecker morgens nicht läuten.

WAS IST DAS FÜR EIN BALL?

Wie ein Spieler mit Leidenschaft eine ganze Mannschaft mitreißen kann

Wie eine Mannschaft funktioniert – was ist Leidenschaft auf dem Platz – wie wirst du zum leidenschaftlichen Spieler – wie man Leidenschaft trainiert – wie Respekt und Autorität entstehen – was Selbstbewusstsein bewirkt – wie ein Spiel kippt

Fußball ist ein einfacher Sport, jeder versteht die Regeln. Okay, fast jeder, mit der Abseitsregel haben nicht nur die Omas junger Spieler, sondern auch manche Linienrichter ihre Mühe, aber im Grunde liegt der Erfolg unseres Spiels an der einfachen Gleichung: wer mehr Tore macht, hat gewonnen.

Aber dann wird es auch schon kompliziert.

Fußball ist ein Mannschaftssport. Elf Spieler auf dem Platz, ein Ziel, das gegnerische Tor. Hier beginnen die Probleme. Denn eine Mannschaft besteht nicht nur aus den Spielern, die bei Anpfiff des Spiels auf dem Platz stehen. Profiklubs wie der FC Bayern beschäftigen zwischen 22 und 30 Profis, und für den Fall, dass dieses Personal nicht ausreicht, stehen weitere 30 Jugendspieler und Amateure Gewehr bei Fuß, um zu zeigen, dass auch sie Fußball spielen können.

Ein guter Trainer weiß die Kräfte, die ihm zur Verfügung stehen, zu bündeln – oder umgekehrt: ein gutes Team repräsentiert eine Spielweise, die der Trainer jeweils verfeinert und ideal be-

setzt. Der Spieler geht im modernen Fußball also mit einer genau definierten Aufgabe auf den Platz. Er weiß, was er tun muss, wenn die eigene Mannschaft in Ballbesitz ist. Er kennt die Spielweise und die Laufwege aller Mannschaftskollegen. Er weiß, wer welche Stärken hat und wer welche Schwächen. Er kennt den Gegner. Er weiß, womit er zu rechnen hat, wenn der Gegner angreift. Er hat eine sehr genaue Vorstellung davon, was auf dem Platz passieren muss, damit die eigene Mannschaft Erfolg hat.

Guter Fußball ist also berechenbar – bis zu einem gewissen Grad. Mannschaften, deren einzelne Spieler mehr Qualität haben als die des Gegners, gewinnen in der Regel das Spiel. Oder sagen wir so: sie würden neun von zehn Spielen gewinnen, wenn in einer Serie so lange gegeneinander gespielt würde, dass statistische Abweichungen ausgeschaltet werden könnten. Aber natürlich sind es genau die Ausnahmen von der Regel, die den Fußball so interessant machen. Denn unter dem Strich jedes einzelnen Spiels zählen nicht nur die Fähigkeiten der auflaufenden Akteure, sondern auch die Faktoren Glück, Zufall und Leidenschaft.

Glück und Zufall lassen sich nicht steuern. Leidenschaft hingegen ist die Eigenschaft, die im ausgeglichenen Wettkampf den Unterschied machen kann.

Leidenschaft ist eine Emotion, die Energien freisetzt, von denen man gar nicht wusste, dass man über sie verfügt. Mit seiner Leidenschaft kann ein Spieler – ein Spieler ganz allein – die Leistung der ganzen Mannschaft hochziehen.

Leidenschaft ist keine Frage der technischen Fähigkeiten eines Spielers – wie gut er den Ball annimmt, wie präzise er zum nächsten frei stehenden Kollegen weiterpasst, wie virtuos er einen schwierigen Ball aufs Tor lenkt, während drei Verteidiger

ihn gerade in den Boden stampfen wollen –, sondern ein Produkt seines Charakters, seiner Hingabe an die Mannschaft und den Fußball. Leidenschaft äußert sich darin, dass man Dinge tut, die andere Spieler nicht tun. Der leidenschaftliche Spieler gibt einen Ball, der verloren scheint, nicht auf, sondern sprintet ihm nach, und wenn er Glück hat, erreicht er ihn noch, hält ihn im Spiel, in der Mannschaft, und er erobert damit nicht nur den Ball für das Team, sondern er setzt auch ein Zeichen: schaut mich an, es geht, wenn wir nur wollen, wenn wir mit ganzem Einsatz dabei sind.

Solche Momente stärken eine Mannschaft, verändern ihre Aura. Leidenschaft macht ein Team schneller, entschlossener, steigert seine Spannkraft. Die Ausstrahlung der Mannschaft verändert sich, sie verströmt kompakte Energie. Eine leidenschaftliche Mannschaft ist schwer zu biegen, denn sie bügelt die Fehler, die jedem Einzelnen passieren können, durch besonderen Einsatz aus. Das spürt nicht nur der Gegner, der sich auf jeder Position unter Druck gesetzt fühlt. Die Botschaft kommt genauso bei jedem Spieler der eigenen Mannschaft an. Die Leidenschaft deines Mitspielers ist eine Aufforderung, selbst über dich hinauszuwachsen. Komm in die Puschen, Mann! Einzelne Spieler, die das Spiel mit Seele und Energie an sich reißen, bringen auf diese Weise eine ganze Mannschaft ins Rollen. Ihr Einsatz ist eine Botschaft an alle anderen, die Zügel nicht schleifen zu lassen. Sie prägen für einen Augenblick den Charakter der ganzen Mannschaft.

Es ist nicht leicht, jedes Spiel leidenschaftlich anzugehen. Wir spielen pro Saison 65 Partien, und ich müsste lügen, wenn ich sage, dass mir jedes dieser Spiele gleich wichtig wäre. Eine Champions-League-Partie gegen einen starken Gegner, Flut-

licht in der Allianz-Arena und 66.000 Menschen, die schon lange vor dem Anpfiff singen und großartige Choreografien zeigen: wie könnte ein Profi da ohne Emotionen ins Spiel gehen? An solchen Abenden wecken bereits die äußeren Umstände unsere Leidenschaft, durchfluten Körper und Geist, schicken uns hellwach aufs Feld.

Umgekehrt ist der Alltag in der Liga nicht weniger wichtig. Wir werden von unseren Klubs gut dafür bezahlt, dass wir jedes Pflichtspiel so gut wie möglich bestreiten. Jeder von uns ist Profi geworden, weil er ehrgeizig ist, weil er gewinnen will, nicht nur jedes Spiel in der Champions League, auch jedes Spiel in der Bundesliga, und wenn ich für mich spreche, dann auch jedes Spiel im Training.

Du gehst also aufs Feld, hast Lust, bist heiß und willst jeden Zweikampf gewinnen. Das ist gut. Aber deine Mitspieler sind bei ihren Zweikämpfen zu spät dran, schon früh landet ein unpräziser Pass im Aus, und die Mannschaft, die in der Vorwärtsbewegung war, wird gestoppt, muss zurück, kommt aus dem Takt.

Es sind diese Momente, die darüber entscheiden, ob ein Spiel zum Erfolg oder Misserfolg wird.

Schafft es die Mannschaft, sich zu straffen und mindestens so viel Leidenschaft aufzubringen wie der Gegner? Das ist für uns beim FC Bayern sozusagen der psychologische Urmeter jedes Spiels, denn die individuelle Qualität unserer Spieler ist so hoch, dass wir jedes Spiel gewinnen können.

Aber das ist nur Theorie. Denn selbst Mannschaften aus unteren Spielklassen können mit leidenschaftlichem Spiel Teams besiegen, die auf jeder einzelnen Position besser besetzt sind. Es ist kein Zufall, dass im DFB-Pokal immer wieder Mannschaften aus der zweiten, manchmal auch aus der dritten Liga uner-

klärlich weit kommen: es ist die Leidenschaft dieser Teams, die Bereitschaft, mehr zu geben, als sie haben. Dagegen hilft es manchmal auch nichts, erstklassig Fußball spielen zu können. Dann ist Fußball mehr als einfach nur Fußball.

Daher trainieren wir nicht nur Spielzüge und Fitness, sondern auch Leidenschaft. Natürlich kann man Leidenschaft nicht isoliert trainieren. Aber man kann daran arbeiten, zu jeder Zeit voll bei der Sache zu sein, mit dem nötigen Einsatz von Körper und Geist Fußball zu spielen. Großer Einsatz schärft die Wahrnehmung, und ein kompetenter Trainer sieht jeden kleinen Fehler, nimmt jede Konzentrationsschwäche wahr und weist den Spieler an, hellwach zu sein, sobald er Fußball spielt, und weder während einer Trainingseinheit noch während eines Spiels diese Aufmerksamkeit zu verlieren. Natürlich sollte Konzentration selbstverständlich sein, aber manchmal braucht jeder Profi eine Erinnerung.

»Was ist das für ein Ball«, ruft der Trainer, »was soll das für ein Pass sein?« Oder er unterricht und erklärt dem Spieler, der das Spiel eröffnen sollte, dass sein erster Ballkontakt schlecht war und deshalb der ganze Spielaufbau im Eimer ist. So geht das ständig. Der Trainer will, dass wir hundert Prozent bei der Sache sind, er spornt uns an und kritisiert, er stellt sicher, dass sich keiner hängen lässt. Spieler, die im Training nicht bei der Sache sind, kann kein Trainer brauchen, sie laufen Gefahr, dass sie nicht eingesetzt werden. Der Trainer erreicht mit dieser entschlossenen Aufmerksamkeit, mit seinem fast schon manischen Hang zum perfekten Passspiel, dass jeder von uns aggressiv und konzentriert trainiert, damit Präsenz und Aggressivität automatisiert ins Spiel mitgenommen werden. Das ist nicht unbedingt ein großer Spaß, aber so muss eine Mannschaft geführt werden.

Ich bin in der Regel ein konzentrierter Spieler, aber auch mir passiert es manchmal, dass ein leichter Ball viel zu weit vom Fuß wegspringt. Das ist ein Alarmzeichen für mich, und mein Routinezentrum im Gehirn sendet augenblicklich die Botschaft aus: Konzentration, jetzt! Der Fehler betrifft schließlich nicht nur mich. Wenn der Ball ins Aus kullert, kriegt die ganze Mannschaft die Botschaft mit, hey, Philipp ist heute nicht bei der Sache.

Logisch, dass Fehler jedem von uns passieren. Aber als Führungsspieler, als Spieler, der so viele Einsätze hat wie kaum ein anderer in der Mannschaft, hast du eine besondere Verantwortung, hast du einfach konzentriert zu sein. Punkt. Schließlich ist die eigene Leistung, die Konstanz der Leistung, die du in jedem Spiel ablieferst, die Grundlage für deinen Platz in der Hierarchie der Mannschaft. Nur die konstante Leistung verleiht dir die Autorität, deinen Mitspielern Anweisungen zu geben. Nur dann steht es dir zu, für die Mannschaft als Ganzes zu denken, zu sprechen und zu agieren.

Der Erfolg einer Mannschaft funktioniert wie eine Pyramide. Die Grundlage ist die Leistung der einzelnen Spieler. Darauf baut die Sicherheit der Mannschaft auf, und nur wenn eine Mannschaft sich sicher fühlt, wird sie in kritischen Momenten nicht an sich zweifeln. Dann verwandeln sich Leistung, Leidenschaft und Sicherheit in einen Lauf: in messbare, nachweisbare Erfolge.

Borussia Dortmund war in der Saison 2010/2011 zeitweise ein Beispiel dafür. Dortmund spielt einen Stil, der von Euphorie geprägt ist. Das ist ein großer Unterschied zu den großen Mannschaften wie Barcelona oder Manchester United, bei denen taktisch alles im Detail durchdacht wird. Es war interessant zu sehen, wie die Mannschaft von Dortmund, die individuell

mit Sicherheit nicht so gut besetzt ist wie der FC Bayern, mit jedem Spiel an Sicherheit gewann. Ich hatte den Eindruck, dass jeder einzelne Spieler Selbstvertrauen und Sicherheit ausstrahlte, das Passspiel funktionierte, kein Zweifel störte die Entscheidungen der Spieler. Alles passierte natürlich, pünktlich und präzis. Auch Gegentore störten die Mannschaft nicht. Die Spieler waren sich einfach sicher, dass sie jedes Spiel, auch wenn sie im Rückstand lagen, noch umdrehen können – und so geschah es auch in vielen Spielen. Ich kenne diese Situation aus mehreren Läufen, die ich mit dem FC Bayern erlebte: du *weißt* einfach, dass du deine Chance bekommst, und du *weißt*, dass du sie nutzen wirst.

Und was du *weißt*, geschieht auch. Eckball oder Freistoß, Flanke vors Tor, Lücke, Treffer. Dann kippt das Spiel, man gewinnt nach Rückstand und geht mit noch mehr Selbstbewusstsein vom Platz, als man beim Anpfiff hatte.

Wir hingegen schlügen uns in der Saison 2010/2011 unter Louis van Gaal mit dem entgegengesetzten Phänomen herum. Ich erinnere mich gut an das beispielhafte Auswärtsspiel gegen Borussia Mönchengladbach in der letzten Hinrunde. Die Spielzeit hatte nicht so begonnen, wie wir uns das vorgestellt hatten. Wir hatten viele Verletzte, Arjen Robben zum Beispiel konnte die ganze Hinrunde nicht spielen. Wir spielten anständige Spiele, bekamen aber viel zu oft blöde Tore oder konnten die Chancen, die wir herausspielten, nicht in Tore umwandeln.

In Mönchengladbach scheint uns der Befreiungsschlag zu glücken. Gladbach steht unten in der Tabelle, wir kämpfen um den Anschluss an die Spitzengruppe. Wir spielen eine Halbzeit lang überragend. So wie wir das trainiert haben, mit Leidenschaft und Spaß, und obwohl wir wieder einmal viele Chancen

vergeben, führen wir 2:1, was das Kräfteverhältnis nicht an nähernd widerspiegelt.

Kurz vor der Pause Elfmeter für uns. Ich habe das Gefühl – nein, ich weiß –, dass wir Gladbach wegschießen, wenn der Elfmeter sitzt. Aber Basti Schweinsteiger setzt den Ball an den Pfosten, und selbst in den zwei Minuten, die noch bis zur Pause bleiben, ist zu spüren, wie Gladbach wieder kommt, wie sie Hoffnung schöpfen, wie ihnen bewusst wird, dass sie gegen den FC Bayern nur mit einem Tor im Rückstand liegen statt mit zwei, dass ein Spiel, das schon gekippt war, doch noch zu schultern sein könnte, es geht schließlich nur um ein Tor, ein Tor, und man ist wieder im Spiel.

In der Pause sagt der Trainer: Super gespielt, meine Herren, jetzt bloß dranbleiben, dann machen wir unsere Tore schon noch.

Aber mit dem verpatzten Elfer ist unsere Sicherheit, unsere Präzision, unser Selbstvertrauen flöten gegangen. Sicherheit geht dann verloren, wenn die Mannschaft sehr viel investiert und das Ergebnis nicht stimmt.

Wir sind kaum auf dem Platz, und schon rennt uns Gladbach über den Haufen. Es geht zackzack, und der Gegner führt 3:2, dabei wissen wir, dass wir unbedingt gewinnen müssen, und dieses Wissen belastet uns und macht jede einzelne Entscheidung schwer und holzig, sodass unser Spiel die ganze Leichtigkeit und Souveränität verliert, die uns in der ersten Halbzeit beflügelt haben.

Am Schluss des Spieles müssen wir froh sein, dass uns ein paar Minuten vor Schluss noch der Ausgleich gelingt. Aber das Unentschieden fühlt sich wie eine Niederlage an. Diesen Ballast nehmen wir ins nächste Spiel mit. Daran ändert das beste Training, die sorgfältigste Betreuung nichts. Um leicht und souve-

rän gewinnen zu können, musst du souveräne Siege hinter dir haben. Erfolg kommt vom Gewinnen, und Sicherheit kannst du nicht simulieren. Ich gebe zu, dass ich in diesen Wochen mit einigem Neid nach Dortmund geschaut habe, wo ein Erfolg wie zwangsläufig in den nächsten mündete.

Dabei weiß ich sehr genau, wie großartig es sich anfühlt, Spiele, die man schon verloren hat, doch noch zu gewinnen – es ist erst eine Saison her.

Am 7. April 2010, in der ersten Van-Gaal-Saison spielen wir in Manchester gegen United unser zweites Viertelfinalspiel der Champions League. In München haben wir 2:1 gewonnen. Die Ausgangsposition ist also okay, wenn auch nicht brillant, denn Manchester reicht ein 1:0, um uns aus dem Wettbewerb zu schmeißen.

Wir laufen in Old Trafford auf, aber »laufen« ist das falsche Wort. Wir schlafen noch, als der Schiedsrichter das Spiel anpfieft, sieben Minuten später steht es 2:0 für Manchester. Wir sind draußen. Wir treffen, wie der Trainer es nennt, keinen Ball, und als Nani kurz vor der Pause das 3:0 macht, hätte kein Buchmacher mehr Wetten auf Manchester United angenommen, zu klar war die Angelegenheit. Aber dann macht Ivica Olić, einer unserer leidenschaftlichsten Spieler, aus dem Nichts das 1:3, und plötzlich sind wir nur noch ein Tor von unserem Ziel entfernt, ins Halbfinale der Champions League aufzusteigen. Nur ein Tor. Wir sind der FC Bayern, ein Tor können wir jederzeit machen.

Diese Zwischenbilanz ziehen wir auch in der Pause. Okay, wir haben desolat gespielt, aber es ist nur ein Tor, das uns fehlt.

Zu diesem Zeitpunkt steht diese simple Erkenntnis auf einem Fundament aus Selbstvertrauen. In der Bundesliga haben

wir Wochen hinter uns, in denen wir großartigen Fußball abgeliefert haben. Mit Arjen Robben und Franck Ribéry stehen zwei der besten Flügelspieler der Welt in unserer Mannschaft, die mit ihren individuellen Fähigkeiten jederzeit ein Tor erzielen können. Und Manchester muss zunächst einmal verkraften, dass der Aufstieg, der nach dem 3:0 so gut wie sicher war, plötzlich noch einmal erarbeitet werden muss. Wir liegen also 1:3 im Rückstand, aber wir wissen, wenn wir kompakt spielen, wenn wir zäh sind und unsere Chancen leidenschaftlich nutzen, dann haben wir noch eine gute Chance.

Aufgeladen bis unter die Schädeldecke kommen wir zurück aufs Spielfeld. Das Spiel beginnt noch einmal von vorn.

Nach fünf Minuten geht Franck Ribéry ins Dribbling gegen Rafael, der reißt ihn am Trikot nieder. Der Brasilianer hat schon in der ersten Halbzeit eine gelbe Karte für ein fieses Foul an Mark van Bommel gesehen, also fliegt er jetzt völlig zu Recht vom Platz. Noch vierzig Minuten zu spielen, wir sind elf, sie sind zehn, und wir brauchen nur ein Tor. Alex Ferguson nimmt Wayne Rooney aus dem Spiel, um hinten zuzumachen.

Es klingt vermessend, aber in diesem Augenblick weiß ich, dass wir nicht ausscheiden werden. Unsere Mannschaft hat ein verdammt gutes Positionsspiel, was in Überzahl ein echter Trumpf ist, und an den Flanken sind Arjen und Franck permanent für eine Überraschung gut.

Die Sicherheit bei Manchester ist weg. Die Mannschaft, in der blendende Einzelspieler stehen, steht unter Schock. Statt den Sack zuzumachen und in die nächste Runde zu tänzeln, müssen sie noch einmal alle Kräfte mobilisieren, um uns nicht auf Touren kommen zu lassen. Aber dafür reicht es nicht. Wir übernehmen das Kommando, spielen mit voller Konzentration nach vorne, zeitweise sieht es so aus, als würden wir um den

Strafraum von Manchester Handball spielen, so tief steht der Gegner in seiner Hälfte.

Wir kriegen auch Chancen. Mario Gomez setzt einen Kopfball knapp neben das Tor. Basti Schweinsteiger schießt aus 17 Metern wundervoll aufs Tor, aber van der Sar im Tor von United zeigt, dass man auch im hohen Alter noch fantastisch Fußball spielen kann. Der Mann ist fast vierzig! Der kann doch solche Bälle nicht mehr halten!

Wir spielen unseren besten Fußball. Sind dominant. Arbeiten eine Chance nach der anderen heraus. Es geht noch etwas mehr als eine Viertelstunde, und ich bin noch immer seltsam ruhig, habe nicht das Gefühl, dass wir das Tor, das wir zum Aufstieg brauchen, nicht schießen könnten.

Eckball von links. Während sich fast alle Spieler rempelnd und kratzend im Strafraum tummeln, spielt Franck den Ball auf die rechte Strafraumecke, dort steht Arjen und erwischt den Ball, wie man den Ball einmal im Leben erwischt, es macht einen Knall und der Ball hat in der langen Ecke eingeschlagen.

3:2.

Das genügt.

Manchester United hat mit zehn Mann nicht mehr die Kraft, noch einmal zurückzukommen. Schlusspfiff. Wir stehen im Halbfinale der Champions League. Ich kann die Augen zusammen und spüre, wie sich das anfühlt. Es fühlt sich gut an. Erfolg fühlt sich richtig gut an, und Leidenschaft ist der Schlüssel zu diesem Erfolg.

Aber das gilt auch umgekehrt. Ohne Leidenschaft ist die beste Mannschaft nicht gut genug, um große Spiele zu gewinnen. Das erleben wir mit der Deutschen Nationalmannschaft bei der EM 2008 in allen Facetten.

8. Kapitel

ZEIT FÜR KLARTEXT

Scheitern auf höchstem Niveau. Die EM 2008

Ordnung in der Mannschaft – warum Veränderungen beleben – was Solidarität auf dem Platz bedeutet – Sympathie und Antipathie zu Mitspielern – Erfolg als Problemlöser – warum Harmonie hilft

Die EM in Österreich und der Schweiz beginnen wir mit einem souveränen 2:0 gegen Polen in Klagenfurt. Wir sind nie in Gefahr, Punkte abzugeben. Ich spiele auf meiner Lieblingsposition als rechter Verteidiger. Die Abwehr steht gut, und vorne bringt uns Lukas Podolski mit zwei Toren in die Spur.

Das ist einmal ein Anfang. Wir haben uns zwar souverän für die EM qualifiziert, aber von der überragenden Stimmung der Heim-WM 2006 ist nicht viel übrig geblieben. In unserer Gruppe sind wir nur Zweiter hinter Tschechien geworden, das Heimspiel gegen die Tschechen haben wir sogar ziemlich blamabel 0:3 verloren. Irgendwie steht die Mannschaft nicht so unter Strom, wie das vor einem großen Turnier eigentlich selbstverständlich sein sollte. Umso wichtiger der gute Einstand in Klagenfurt.

Unsere weiteren Gruppengegner auf dem Weg ins Viertelfinale sind Kroatien und Österreich. Das musst du als Deutsche Nationalmannschaft im Normalfall ohne zu wackeln schaffen.

Aber ein Spaziergang wird es nicht. Das müssen wir nur ein

paar Tage später zur Kenntnis nehmen. Gegen Kroatien liegen wir zur Pause 0:1 im Rückstand. Eine Niederlage gegen die Kroaten würde uns unter Zugzwang setzen, wir müssten dann im dritten Gruppenspiel gegen Österreich unbedingt punkten. Das scheint zwar machbar, aber man weiß ja nie, wozu eine Heimmannschaft mit dem eigenen Publikum im Rücken fähig ist. Vielleicht kommen die aus der Kabine und sind plötzlich Brasilien. Ich war schon einmal dabei, wie eine Deutsche Nationalmannschaft nach der Vorrunde die Koffer gepackt hat, 2004 in Portugal, bei meinem ersten großen Turnier. Kein Bedarf, das noch mal zu erleben.

Der Bundestrainer reagiert in der Halbzeit. Wir sind so schlecht, dass er ein Zeichen setzen muss, etwas Drastisches ändern, einen Eingriff vornehmen, der unser Spiel von Grund auf ändert. Denn eines ist klar: In der Verfassung, in der wir heute sind, wird ohne Neustart gar nichts gehen.

Jogi Löw nimmt Marcell Jansen, den linken Verteidiger, vom Platz und sagt zu mir: »Du wechselst nach links, Philipp.«

Nicht ideal, denke ich mir, aber wenn's denn sein soll. Während eines Spiels die Position von der einen auf die andere Seite zu verändern, ist etwa so anspruchsvoll, wie mit einem linksgesteuerten Auto im dichten Berufsverkehr von London ausgesetzt zu werden.

Unser Spiel ändert sich tatsächlich, aber es wird nicht besser. Wir spielen immer noch schlecht. Wir sind nicht auf einer Position schlecht, wir sind heute auf jeder Position schlecht. Wenn ein Spieler einen schlechten Tag hat, kann eine solidarische Mannschaft das ausgleichen. Aber solidarisch sind wir schon gar nicht. Ein Durcheinander und Gemecker auf dem Platz, aber keine ordnende Energie, die den Spielern etwas zum Anhalten gibt.

Wenn die Deutsche Nationalmannschaft auf jeder Position unter Niveau spielt, dann bekommt eine schlechtere Mannschaft mit guten Einzelspielern plötzlich ihre Chancen. Die Kroaten haben gute Einzelspieler: Daro Srnja zum Beispiel, der hat uns den ersten reingemacht. Ivica Olić, der macht uns in der 62. Minute den zweiten rein.

Wir holen zehn Minuten vor Schluss durch Podolski ein Tor auf, und um ein Haar hätten wir knapp vor Schluss noch den Ausgleich gemacht. Aber wir haben nicht die Energie, das Spiel wirklich noch zu drehen. Die Mannschaft tritt nicht als Mannschaft auf. Jeder braucht seine Energie, um sich selbst am Laufen zu halten, für die Mannschaft ist nichts mehr übrig. Als der Schiedsrichter abpfiff, stehen wir genau vor der Situation, die wir unbedingt vermeiden wollten. Wir müssen im letzten Gruppenspiel gegen Österreich punkten.

Die österreichische Mannschaft ist am selben Abend in ihrem Spiel gegen Polen fast schon ausgeschieden, bekommt aber in der letzten Minute einen Elfmeter geschenkt. Nach dem 1:1 heißt es dann plötzlich im ganzen Land: Jetzt hauen wir die Deutschen weg und sind weiter. Alle reden von Córdoba. Córdoba? Wir spielen doch in Wien.

Eines ist klar: Wenn wir auch gegen Österreich als der zerstrittene Haufen auftreten, der wir gegen Kroatien waren, müssen wir uns über die K.o.-Phase dieser EM keine Gedanken mehr machen. Ältere Spieler scheißen junge Spieler auf dem Platz zusammen. Statt füreinander in die Bresche zu springen, zieht einer den anderen runter, lässt das falsche Wort zur falschen Gelegenheit fallen, zeigt mit demotivierender Körpersprache, dass er nicht mehr kann und, schlimmer noch, dass er nicht hundert Prozent geben will, und das reicht nicht auf diesem Niveau.

Wir müssen reden.

Am nächsten Tag setzen wir uns zusammen, nachdem der Frust, der uns in der Kabine zu ein paar hässlichen Dialogen verleitet hat, fürs Erste weggeschlafen ist.

In unserem Sitzungsraum setzen wir uns auf einen Kreis aus Stühlen. Alle Spieler sind da. Die, die kritisiert wurden, und die, die kritisiert haben und dafür kritisiert wurden. Zeit für Klar- text.

Die Luft vibriert immer noch von negativer Energie. Manche Spieler machen kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen andere. Aber es wird nichts ausgesprochen.

Erfolg ist für uns Profis der entscheidende Faktor. Das gilt für jeden von uns, ob er den anderen jetzt mag oder nicht. Alle Streithanseln wissen, dass sie auch die Spieler brauchen, die ihnen furchtbar auf die Nerven gehen, um eine erfolgreiche EM spielen zu können.

Wir können uns zu diesem Zeitpunkt nicht mit Befindlichkeiten aufhalten. Wir müssen uns aufs Sachliche besinnen. In aller Offenheit werden die Versäumnisse aus dem Kroatien-Spiel benannt, und wir ziehen jetzt besser schnell unsere Schlüsse daraus.

Als wir nach der Sitzung aufstehen, sind die Probleme nicht gelöst, aber wenigstens ist die Marschrichtung klar. Alle wissen, welche Aufgabe sie zu erfüllen haben, wenigstens in der Theorie. Alle wissen, dass sie ihre Antipathien wegstecken müssen. Vieles, was vorher zu spüren gewesen war, ist ungesagt geblieben, denn zu viel Ehrlichkeit bringt dich in einer Mannschaft auch nicht weiter. Keiner von uns kann aufstehen und gehen, weil er das Gesicht des anderen nicht mehr aushält, also bleiben hässliche Worte, auch wenn sie ehrlich wären, besser ungesagt.

Kann sein, dass die Harmonie in einer Deutschen Nationalmannschaft schon einmal besser war, aber wenigstens haben wir erkannt, welches der kleinste gemeinsame Nenner ist, auf den sich alle einigen können: ein Erfolg gegen Österreich.

Als wir im Wiener Ernst-Happel-Stadion gegen die Hausherren auf den Platz laufen, ist nach wenigen Minuten klar, dass heute nichts anbrennen wird. Heute setzen wir um, was wir besprochen haben, zeigen Leidenschaft, Einsatz und üben von Beginn an Druck auf den Gegner aus. Als Balle knapp nach der Pause mit einem Superhammer ein herrliches Freistoßtor erzielt, weiß ich, dass wir das Spiel gewinnen werden, und so kommt es dann auch.

Weil wir in unserer Gruppe nur Zweiter geworden sind, müssen wir im Viertelfinale gegen Portugal antreten, einen der Turnierfavoriten. Portugal hat die Gruppe A mit souveränen Leistungen gewonnen, und mit Deco, Ronaldo, Nani und Nuno Gomes haben sie einige der großen Stars dieser EM in ihren Reihen. Wir lassen uns also besser etwas einfallen.

In den bisherigen Partien haben wir ein klassisches 4-4-2-System gespielt, mit Klose und Podolski bzw. Klose und Gomez als Duo im Sturm. Jetzt wechselt der Trainer das System auf 4-5-1. Miro Klose bleibt als Sturmspitze gesetzt, für den zweiten Stürmer kommt Basti Schweinsteiger in die Mannschaft. Basti war bei der Niederlage gegen Kroatien eingewechselt worden und hatte in der 90. Minute gelb-rot bekommen, sodass er gegen Österreich gesperrt war. Er war stinksauer auf sich selbst und brennt darauf, sich auf dem Platz zu rehabilitieren.

Die Verteidigung besteht jetzt aus Arne Friedrich rechts, Metzelder und Mertesacker innen und mir auf der linken Position. Im Mittelfeld stehen Frings, Hitzlsperger und Ballack in

der Mitte, Podolski links und Schweinsteiger rechts. Klose ist die einzige Spitze.

Am Tag vor unserem Viertelfinale hat die Türkei in einem denkwürdigen Spiel Kroatien nach Elfmeterschießen geschlagen. Der Sieger aus Portugal-Deutschland trifft also auf die Türkei, und in den Zeitungen steht, dass in unserem Viertelfinale bereits über die Finalteilnahme entschieden wird. So ein Quatsch, aber irgendwie setzt sich dieser Floh in unsere Ohren.

Portugal gilt als Favorit, und es erweist sich schnell, dass uns diese Rolle liegt. Wir lassen die portugiesischen Künstler kommen und sehen, dass sie mit dem Spielaufbau überfordert sind. In der Abwehr stehen wir gut und sind hellwach, wir lassen keine größeren Chancen des Gegners zu. Unser Konterspiel funktioniert wie am Schnürchen. Zuerst kommt Podolski nach zwei Doppelpässen links durch und legt den Ball scharf und schnell in die Mitte, wo Basti mit vollem Tempo ankommt und das 1:0 macht. Dann köpft Miro Klose einen Freistoß von Schweinsteiger ins Tor, und nach einer halben Stunde liegen wir 2:0 in Führung. Zum ersten Mal bei dieser EM liefern wir richtig guten Fußball ab.

Geht doch, denke ich. Die ganze Mannschaft denkt: Geht doch.

Kurz vor der Pause verkürzt Portugal jedoch auf 1:2 und nimmt den Schwung dieses Tors in die zweite Halbzeit mit. Aber mitten in einer echten Drangperiode des Gegners bekommen wir nach einem Entlastungsangriff einen Freistoß zehn Meter außerhalb des portugiesischen Strafraums. Basti hebt den Ball wie schon in der ersten Halbzeit perfekt in den Fünfmeterraum, der Torhüter der Portugiesen läuft vogelwild im Strafraum herum, und diesmal ist es Balle, der den Ball per Kopf ins Tor lenkt.

Diese Führung will die Mannschaft nicht mehr aus der Hand geben. Die Mannschaft, ja, eine Mannschaft. Heute stehen wir gut. Heute gibt jeder, was er hat. Da ist eine Temperatur, ein Feuer. Jeder spürt sich selbst und die anderen. Die Mannschaft verströmt eine Aura der Entschlossenheit.

Als Portugal vier Minuten vor Schluss den Anschlusstreffer erzielt, könnte es noch einmal eng werden, aber wir beginnen nicht ernsthaft zu wackeln. Die letzte echte Chance im Spiel haben in der Nachspielzeit wir. Podolski verlädt nach einem Konter wie aus dem Lehrbuch den Rest der portugiesischen Defensive, bringt den Ball aber nicht mehr am Torwart vorbei. Egal. Der Schiedsrichter pfeift ab. Wir stehen im Halbfinale.

Plötzlich zeigt der Euphoriepegel unserer Mannschaft wieder ruckartig nach oben. Erfolg ist ein erstaunliches Medikament gegen schlechte Stimmung und interne Probleme.

Aber was dann passiert, ist ein Phänomen, das nur auftreten kann, wenn die psychischen Verhältnisse einer Mannschaft nicht stabil sind: Niemand vertraut dem Frieden wirklich. Tags darauf ist trotz überragender Kritiken in den Zeitungen schon wieder die Luft draußen. Was, wenn die brillante erste Halbzeit gegen Portugal die berühmte Ausnahme von der Regel war? Ein Strohfeuer? Zu klar steht uns vor Augen, dass wir uns bis auf dieses eine Spiel bloß durch die EM gemogelt haben. Statt die Euphorie mit ins Halbfinale gegen die Türkei zu nehmen, lassen wir zu, dass sich bei vielen von uns die Zweifel zurückmelden, ob wir wirklich so gut sind, wie wir in der letzten Partie gespielt haben.

Die Dynamik dieses Turniers ist merkwürdig genug. Nach den Unstimmigkeiten zu Beginn finden wir uns jetzt vor einer lösbar Aufgabe. Klar hat die Türkei gute Spiele gemacht. Sie

hat vor allem eine überragende Moral bewiesen, als sie zweimal in den allerletzten Minuten ein verloren geglaubtes Spiel noch drehte.

Im letzten Gruppenspiel gegen Tschechien, den direkten Gegner um den Aufstieg ins Viertelfinale, schoss Nihat Kahveci von Villarreal in der 87. und 89. Minute zwei Tore zum 3:2-Sieg, der den Aufstieg fixierte. Wahnsinn.

Das Viertelfinale gegen Kroatien noch mehr Krimi. 0:0 nach regulärer Spielzeit, dann machen die Kroaten in der 119. Minute das 1:0. Keiner zweifelt mehr, dass Kroatien im Halbfinale steht. Aber Sekunden vor dem Schlusspfiff gleichen die Türken durch Semih Şentürk aus, ohne dass sie streng genommen eine Chance gehabt hätten. Aber sie wollten dieses Tor so sehr, mit allen Mitteln, und manchmal macht genau das den Unterschied aus. Im Elfmeterschießen verwandeln die Türken und die Kroaten nicht. So einfach ist Fußball. So kommt man ins Halbfinale einer Europameisterschaft.

Überragende Moral: da haben uns die Türken in diesem Moment etwas Entscheidendes voraus.

Es ändert nichts an der Tatsache, dass wir die stärkeren Spieler als die Türkei haben. Aber was sich in unseren Köpfen einnistet, ist nicht die Überzeugung, dass wir mit energischem, selbstbewussten Spiel die Türkei ausschalten können, sondern eine Angst, an einer lösbarer Aufgabe zu scheitern.

Das Spiel gegen die Türken findet in Basel statt. Das Basler Stadion ist elegant und klein, von denselben Architekten gebaut, die unsere fantastische Allianz-Arena geplant haben. Im ersten Augenblick sehe ich auf den Tribünen nur unzählige rote Fahnen. Das wird kein Heimspiel.

Ich spiele gleich am Anfang einen blöden Fehlpass, direkt in

die Beine meines Vereinskollegen Hamit Altintop. Es bleibt nicht der einzige. Das Spiel ist erst ein paar Minuten alt, als von der Zuversicht, die wir uns gegen Portugal erarbeitet haben, gar nichts mehr übrig ist. Die Türkei ist stärker als wir, wacher, entschlossener. Sie gehen auf jeden Ball, total unkonventionell, und wir entwickeln keine Idee, wie wir unser Spiel aufbauen sollen.

Dazu kommt, wie oft in solchen Situationen, der Faktor Glück. Das Glück schlägt sich immer auf die Seite dessen, der es heftiger umwirbt. Der Ball kommt irgendwie in unseren Strafraum, ein türkischer Stürmer wirft sich dem Pass entgegen, der Ball steigt in einer unwahrscheinlichen Kurve auf und fällt auf unser Tor, prallt von der Latte zurück ins Spiel, wo natürlich völlig ungedeckt ein aufgerückter Verteidiger des Gegners steht und den Ball durch die Beine von Jens Lehmann über die Linie nudelt.

Darf nicht wahr sein.

Drei Minuten später spielen wir haargenau den gleichen Konter wie gegen Portugal: Podolski auf links, scharfer Pass in die Mitte, da steht Schweinsteiger und macht den Ausgleich.

Aber das 1:1 ist nicht die passende Übersetzung dafür, dass bei uns in Wahrheit gar nichts geht. Als hätte die Mannschaft Valium gefrühstückt. Lethargisch schleppen wir uns in die Pause.

In der Kabine sagt uns der Trainer, was jeder ohnehin weiß:
Konzentriert euch, Jungs.

Steht zusammen.

Jeder von uns muss besser spielen, wenn wir ins Finale kommen wollen.

Wollt ihr ins Finale?

Na eben, dann zeigt es auch.

Aber das Spiel plätschert weiter auf bescheidenem Niveau dahin, unterbrochen von Einzelaktionen, die ohne Erfolg bleiben.

Über zwei Stationen kommt der Ball aus dem Mittelfeld auf die linke Seite zu mir. Wenn der Gegner tief steht, rücke ich auf. Ich lege den Ball auf rechts und bin schon im Strafraum, als mich ein Verteidiger grob von den Beinen holt.

Ich kann es nicht fassen. Der Schiedsrichter ist schon auf dem Rückweg zur Mittellinie und winkt mit größter Selbstsicherheit ab, kein Elfmeter, sicher nicht, niemals. Soll doch meine Beine fragen, der Gute, die wüssten die richtige Antwort.

Der Zorn macht mich für eine Sekunde fassungslos. Jetzt bloß nicht verlieren. Bloß nicht wegen eines vorenthaltenen Elfmeters in so einem wichtigen Spiel verlieren.

Aber es dauert bis zur 78. Minute, bis ich wieder in den Angriff mitgehen kann und den Ball auch zugespielt kriege. Ich schlage eine Flanke auf rechts, lang in die Mitte des Strafraums, dort geht Miro Klose hoch und köpft den Ball am herumtumelnden Torwart der Türken vorbei ins Tor.

Das ganze Stadion stöhnt. Die Herzen der Fans aus der neutralen Schweiz haben wir nicht gewonnen. Aber wir sind vorn, es sind nur noch zwölf Minuten zu spielen, und es soll schon andere Generationen Deutscher Nationalmannschaften geben haben, die gewannen, ohne zu glänzen. Warum nicht heute auch wir?

Jetzt müssen wir nur noch die Kontrolle über das Spiel behalten. Keine spitzenmäßigen Einfälle mehr, keine Kunst. Nur noch das Ergebnis abwickeln.

Die Türken schaffen es nicht mehr, Druck aufzubauen. Die Minuten der letzten Viertelstunde, die oft so lang wie das gan-

ze Spiel bis dahin sein können, plätschern dahin. Keine Mannschaft bekommt nennenswerte Chancen. Aber dann kommt die 86. Minute.

Die Türken greifen an, und der Fehler, den ich gleich machen werde, nimmt seinen Anfang, als der Angreifer, der rechts im Mittelfeld den Ball führt, nicht attackiert wird, sodass ich ihm den Weg in den Strafraum zumachen muss, ohne mich um den rechten Flügelstürmer der Türken kümmern zu können, Sabri Sarioğlu, der heute in Spiellaune ist und mir einige Probleme bereitet hat. Ein kurzer Antritt des Türken zur Mitte, jetzt bin ich schon unter Druck, dann spielt er den Ball nach rechts zu Sabri. Ich muss dem Ball nachlaufen, lege einen kurzen Sprint ein, Sabri ist fast schon an der Grundlinie, legt sich den Ball auf links, als ob er flanken will, flankt aber nicht, deckt den Ball gut mit dem Körper ab, und während ich versuche, den Ball irgendwie ins Aus zu zangeln, legt Sabri den Ball an meinem linken Bein vorbei und tritt selbst rechts an, ich stehe auf dem falschen Fuß und komme ihm nicht mehr nach, mein Tackling kommt zu spät, Sabri kann von der Grundlinie vor das Tor passen, dort steht Semih und spitzelt den Ball an Jens Lehmann vorbei in die kurze Ecke.

Lehmann schaut nicht gut aus, aber ich schaue noch viel schlechter aus. Es gibt immer Eins-zu-eins-Situationen, die man verliert, aber in so einem Spiel zu diesem Zeitpunkt – was für eine Scheiße. Auch wenn eine Anzahl von Fehlern dazu geführt hat, dass Sabri mich austanzen kann, das Tor gehört mir. Jeder hat's gesehen.

Für einen Augenblick schäme ich mich. Ich kniee, die Arme in die Hüften gestemmt, auf dem Spielfeld und starre den Rasen an. Kurz geschnittene Halme, einzelne Löcher im Boden, aufgerissen von den Stollen der Fußballschuhe. Dann spüre ich,

wie die Wut in mir aufsteigt, eine wilde Entschlossenheit, den eigenen Fehler wieder auszubügeln, und drei Minuten später bekomme ich die Chance.

Durch unsere Mannschaft ist ein Ruck gegangen. Keiner von uns hat Lust, gegen die Türken in die Verlängerung zu gehen – dafür haben sie in den letzten Spielen zu viel Kampfgeist bewiesen. Wir suchen die Entscheidung, und die Entscheidung findet in der Hälfte der Türken statt. Sie haben sich nach dem Ausgleich hinten reingestellt und wollen das Ergebnis ganz offensichtlich erst mal über die Distanz bringen, um in der Verlängerung wieder zuschlagen zu können oder das etwaige Elfmeterschießen zu gewinnen. Wenn der Gegner so tief steht, ist ein Außenverteidiger gefragt, als zusätzlicher Angreifer Druck zu machen.

Thomas Hitzlsperger am Mittelkreis spielt den Ball nach links hinaus zu mir, ich treibe ihn ein paar Meter, bis ein Türke zu mir aufrückt, dann gehe ich mit kurzem Antritt nach innen, wie so oft von dieser Position, mein Gegenspieler rutscht aus, und ich habe plötzlich freie Sicht in den Strafraum.

Ich spiele den Ball zu Hitzlsperger zurück, der aufgerückt ist, und gehe mit vollem Tempo in die Lücke im Strafraum, bin ganz frei und rufe »Hopp«, meine Chiffre für »Spiel mich an«, Hitzlsperger hört mich, spielt scharf in meinen Laufweg, Basti Schweinsteiger läuft zwei Meter neben mir, auch frei, aber ich sehe, dass ich besser stehe, und schreie »Leo« – den Kurzbefehl für: »Lass ihn durch, Basti« – und Basti lässt ihn durch, der Ball kommt genau auf meinen rechten Fuß, der erste Kontakt zum Ball ist perfekt, Kleinigkeiten, die über den Erfolg einer Torszene entscheiden, ich muss mir den Ball nicht mehr herrichten, kann genau drei Schritte laufen und dann, aus sechs Metern, haue ich ihn rein, und er ist drin, und wir sind vorn ...

Ein Tor zu schießen, ist immer etwas Besonderes. Selbst Stürmer, deren Job es ist, zu treffen, bekommen einen ganz verklärten Blick, wenn sie beschreiben sollen, was sie nach erfolgreichem Abschluss fühlen. Jemand wie ich, der nicht viele Tore schießt, kann da normalerweise nicht mitreden. Aber in dieser Sekunde war der Treffer eine Erlösung, fast etwas Religiöses.

Ich muss die Freude weglassen, drehe ab, renne über den Platz, reiße an meinem Trikot, weil gerade keiner da ist, den ich drücken oder anpacken kann, renne in die Richtung unserer Bank, wo alle aufgesprungen sind und am Spielfeldrand stehen und jubeln, und jetzt höre ich endlich auch unsere Fans, es sind also doch welche im Stadion, und dann kommt mir Piotr Tropchowski von der Bank entgegengerannt, und ich pralle voll mit ihm zusammen, aber ich spüre ihn gar nicht, während er sich noch drei Tage lang die Brust reiben wird, wo ich ihm mit der Schulter eine mitgegeben habe, dann bin ich in der Mitte einer Traube von Menschen, und als ich schließlich zurück in die eigene Hälfte laufe, kommt Thomas Hitzlsperger zu mir und legt seinen Arm um meine Schulter, und wir besprechen noch mal kurz, was uns gerade gelungen ist – super Pass – ich wusste gar nicht, dass du ein Stürmer bist –, aber dann pfeift der Schiedsrichter das Spiel auch schon wieder an und wir müssen dafür sorgen, dass jetzt wirklich nichts mehr anbrennt, aber es brennt nichts mehr an, und wir stehen im Finale.

Es fühlt sich gut an, ein entscheidendes Tor gemacht zu haben. Noch dazu, wenn ein Gegentor auf die eigene Kappe gegangen ist. Ich weiß nicht, ob das Gefühl, etwas gutmachen zu müssen, mir das letzte Quäntchen Entschlossenheit verliehen hat, das du brauchst, um im gegnerischen Strafraum das Richtige zu tun. Kann gut sein.

Der Tag endet schön. Man fährt mit einem anderen Gefühl

aus dem Stadion ins Quartier, wenn man etwas Entscheidendes zu einem Sieg beigetragen hat – ein Tor oder eine überdurchschnittliche Leistung. Heute habe ich eigentlich deutlich unter meinen Möglichkeiten gespielt, aber das Tor macht das irgendwie wett, auch wenn ich nach jedem Spiel kritisch hinterfrage, ob ich, was ich kann, abrufen konnte.

Denn darin besteht die wichtigste Qualität des Fußballprofis: so gut zu spielen, wie er spielen kann, und zwar bei jeder Gelegenheit. Dann ist er für die Mannschaft wertvoll, und am Schluss ist jeder Sieg ein Sieg der Mannschaft. Es ist die Mannschaft, die jetzt im Finale der Europameisterschaft 2008 steht. Noch wissen wir nicht, gegen wen es im Endspiel gehen wird, aber am Abend des nächsten Tages wird Spanien gegen Russland 3:0 gewonnen haben und Kurs auf das Ernst-Happel-Stadion in Wien nehmen, wo am Abend des 29. Juni der Titel vergeben wird.

Spanien ist eine großartige Mannschaft. In ihren Reihen stehen zahlreiche Weltstars. Casillas im Tor, Puyol und Sergio Ramos in der Abwehr, das Barcelona-Mittelfeld mit Xavi und Iniesta, dazu Arsenal-Star Fàbregas, und vorne mit Torres und David Villa nicht ein, sondern gleich zwei Knipser.

Auch im bisherigen Turnier hat Spanien den besten Fußball gespielt. Mit einem gewissen Respekt analysieren wir gemeinsam die bisherigen Spiele unseres nächsten Gegners. Sie sind auf jeder einzelnen Position top besetzt, im Vergleich der Einzelspieler ohne Frage stärker als wir. Sie spielen ein System von geradezu manischem Ballbesitz, das alle Spieler verinnerlicht haben und aus dem Effeff beherrschen. Die große Ballsicherheit dieser Mannschaft, die auf den technischen Fertigkeiten ihrer Spieler aufbaut, macht es für jeden Gegner schwer, überhaupt

den Ball zu bekommen, geschweige denn einen eigenen Spielrhythmus zu finden.

Spanien ist Favorit, klar. Aber wann hat Spanien den letzten Titel gewonnen? Vor 44 Jahren. Muss sich das unbedingt heute Abend ändern? Nein. Gibt es Beispiele dafür, dass dominante Mannschaften am Schluss eines Turniers mit leeren Händen dastehen? Jede Menge.

Wir laufen also keineswegs eingeschüchtert aufs Spielfeld, und gleich nach drei oder vier Minuten haben wir die erste Chance. Thomas Hitzlsperger kommt knapp innerhalb des Strafraums frei zum Schuss, aber der fällt viel zu leicht aus.

Was wir während der ersten zwanzig Minuten zeigen, ist ganz ordentlich. Nicht mehr. Wir können mit den Spaniern mithalten, aber wir bringen sie nicht zum Wackeln.

Umgekehrt kommen sie immer öfter gefährlich vor unser Tor. Einmal hält Lehmann klasse, dann köpft Fernando Torres an den Pfosten. Nicht die Spanier, wir wackeln, und plötzlich ist das Spiel nicht mehr im Gleichgewicht. Jeder im Stadion kann sehen, dass Spanien als Mannschaft stärker ist als wir – und dazu die besseren Einzelspieler hat.

Das sehen wir auch auf dem Platz. Die Taktik, die uns mitgegeben wurde, sieht vor, dass wir den Gegner bereits im Mittelfeld stark unter Druck setzen und ihm jedes Abspiel möglichst schwer machen. Damit wollen wir verhindern, dass die Spanier ihre Stärke, den entscheidenden Pass durch unsere Abwehr zu stecken, ausspielen können. Aber das klappt nicht.

In der 32. Minute Freistoß aus der Hälfte der Spanier. Während wir uns noch sortieren, machen die Spanier exakt das, was wir unterbinden wollten. Ein einfacher Pass in den Mittelkreis, Senna spielt unbedrängt weiter zu Xavi, der schon in unserer Hälfte steht, Xavi wird vom defensiven Mittelfeld nicht atta-

ckiert, spielt den Ball zwischen Metzelder und mir in die Tiefe, hinter mir startet Torres.

Eigentlich bin ich vor Torres, sollte also an den Ball kommen, denn Torres ist nicht schneller als ich. Aber ich sehe, dass Jens Lehmann aus dem Tor kommt, und intuitiv nehme ich das Tempo um eine Winzigkeit zurück, da der Torhüter, indem er rauskommt, signalisiert: ich habe den Ball, im selben Augenblick touchiert mich Torres, und ich komme ein wenig aus dem Gleichgewicht, schlingere einen Schritt lang, und schon ist Torres vor mir, vor Jens am Ball und chipt ihn dann sehr geschickt in die lange Ecke, gleich neben den Pfosten.

Wieder sehe ich bei einem Gegentor nicht gut aus, aber wieder ist der Fehler das Resultat vieler Faktoren. Klar, ich hätte voll durchlaufen und den Ball wegschießen müssen. Aber die Irritation mit Jens, der Kontakt zu Torres, die Vermischung dieser scheinbar winzigen Einflüsse, die zum Gegentor führen, und da ist die Tatsache, dass Xavi in unserer Hälfte völlig frei zum Pass kommt, noch gar nicht mitberechnet.

Anders als gegen die Türkei geht kein Ruck durch die Mannschaft. Spanien ist praktisch permanent in Ballbesitz, und wir laufen dem Ball hinterher.

Ein paar Minuten später steige ich in unserem Strafraum zu einem Kopfball hoch. Als ich lande, steigt mir ein Spanier mit voller Wucht auf den Fuß.

Es tut weh, aber anders weh als normalerweise, wenn so etwas im Eifer des Gefechts passiert. Ein Brennen, das nicht abklingt. Aber ich zwinge mich, nicht darauf zu achten. Vor der Pause ein zweites Gegentor und wir können uns die letzte Hoffnung abschminken.

Als ich in der Halbzeit in der Kabine den Schuh öffne, sehe ich, dass der weiße Stutzen voller Blut ist. Ich schäle den Socken

vom Fuß und sehe eine klaffende Wunde. Der Stollen des Gegners hat meinen Fuß aufplatzen lassen.

Der Mannschaftsarzt wird gerufen und schaut sich aufmerksam die Wunde an.

»Doktor, kann ich weiterspielen?«

»Sieht nicht gut aus. Das ist so tief, dass wir es eigentlich nähen müssen.«

Schock.

»Und wenn ich doch weiterspiele?«

»Dann riskierst du eine schwere Verletzung. Wenn dir noch mal einer auf den Fuß steigt, weiß ich nicht, was mit der verklebten Narbe passiert.«

»Wie groß ist das Risiko, Doktor?«

»Zu groß.«

Während der Bundestrainer Marcell Jansen zum Aufwärmen schickt, sitze ich in der Kabine und heule. Schlimmer geht's nicht. Zuerst einen Bock schießen und dann nicht mehr mithelfen können, die Scharte auszuwetzen.

Ein einsamer Moment. Die anderen müssen wieder raus aufs Spielfeld. Ich fische das Handy aus meinem Spind und rufe meine Freundin an, die uns auf der Tribüne die Daumen drückt. Sie erschrickt, als meine Nummer auf ihrem Display aufleuchtet.

»Claudi, ich kann nicht weiterspielen.«

Und während die Kameraden auf das Spielfeld laufen, muss Claudia mir drei Minuten beim Weinen zuhören.

Dann näht der Doktor die Wunde und ich gehe duschen. Es gibt keinen stilleren Ort auf der Welt als die Duschen während eines EM-Finales.

Nachher setze ich mich auf die Bank und sehe mit unseren Auswechselspielern und Betreuern, wie wir keine Chance mehr

auf den Titel bekommen. Die Spanier spielen ihr Spiel nach Belieben, wir haben bloß noch eine halbe Chance, die vom Schiedsrichter noch dazu abgepfiffen wird.

Der euphorische Jubel der Spanier, als das Spiel zu Ende ist: Folter in Reinkultur. Nur ein Mensch, der die Psychologie von Fußballspielern nicht kennt, kann sich diese Preisverleihungszeremonie ausgedacht haben. Die unterlegene Mannschaft, die ohnehin schon an ihrer Niederlage zu knabbern hat, darf nicht einmal in der Kabine verschwinden. Stattdessen muss sie in Gesellschaft leiden, demütig die Silbermedaille entgegennehmen, während der Gegner nur darauf wartet, im Anschluss daran beim Feiern die Sau rauslassen zu können.

Bitter, bitter, bitter. Die Niederlage ist bitter. Die Art und Weise, wie sie zustande gekommen ist, ist bitter. Meine Verletzung ist bitter.

Und bitter ist auch, dass mir abends, als die Mannschaft noch gemeinsam was trinken geht, maximal ein Glas Bier erlaubt ist. Mehr hat mir der Mannschaftsarzt verboten, aufgrund der Medikamente, die ich wegen meinem Fuß bekomme.

Es wird trotzdem spät. Nach Mitternacht schimmert da und dort ein bisschen Freude durch den Ärger über unsere Finalniederlage, Freude darüber, dass wir es bis ins Finale geschafft haben, eine Freude, die wir mit 100.000 Fans teilen werden, die uns tags darauf in Berlin empfangen.

Nach dem Spiel hat die UEFA das »All Star Team« dieser EM veröffentlicht. Neben Michael Ballack und Lukas Podolski bin ich der dritte nominierte Deutsche.

Hm. Trotzdem wird diese Europameisterschaft ein Turnier bleiben, an das ich mit gemischten Gefühlen denke. Zu schräg die Schieflage in der Mannschaft. Zu sprunghaft unsere Leistungen, zu viel Egoismus und zu viele Fehler, und da fasse ich

mir auch an die eigenen Nase. Es ist absehbar, dass diese Mannschaft frische Energien braucht, und ich weiß auch, wer das noch viel besser weiß als ich: der Bundestrainer.

9. Kapitel

BACKHENDL MIT DER KANZLERIN

Die nationale Frage. Fußballspielen für Deutschland

Nationalmannschaft und Integration – Herkunft und Identität – Fußball als Bühne für Politik – Prominenz und Politik – die Kanzlerin und das Nationalteam – Sympathie für unser Multikulti-team – der wahre Wert einer Mannschaft

Bevor wir in der Qualifikation für die EM 2012 in Polen und der Ukraine gegen die Türkei spielen, ruft der DFB beim FC Bayern an. Ob Hamit Altintop und ich gemeinsam ein Interview geben können.

Der Hintergrund: Wenn am 8. Oktober 2010 in Berlin das Länderspiel Deutschland gegen die Türkei stattfindet, sollen die Emotionen der Zuschauer durch ein paar mäßigende Worte von zwei Spielern, die im Länderspiel Gegner sein werden, aber im Alltag Mannschaftskollegen sind, runtergekocht werden.

Ich sage sofort Ja, und Hamit ist auch einverstanden. Der DFB fürchtet, dass es im Stadion zu Unruhen kommen könnte. Es werden Zehntausende Türken, die in Berlin leben, zum Spiel erwartet. Vielleicht nicht unbedingt die beste Programmierung eines Spielorts durch den DFB, aber bitte. Wir werden schon die richtigen Worte finden.

Der DFB schickt Uli Voigt von der DFB-Pressestelle. Uli soll das Gespräch mit Hamit und mir führen. Die wichtigsten Sze-

nen werden dann zusammengeschnitten und vor dem Länderspiel in Berlin auf der Videowall eingespielt.

Wir sitzen in einem Presseraum, und Uli stellt unverbindliche Fragen zu Fairplay und Kameradschaft. Dann kommt er zum Kern der Sache, zum Thema Integration.

»Der FC Bayern ist ja eine internationale Mannschaft. Es kommen viele Nationalitäten zusammen ...«

»Ja«, sage ich. »Ich finde das was Schönes, wenn sich bei uns viele Kulturen treffen. Es hat immer was Bereicherndes, wenn Franck Ribéry mit südlichem Temperament ins Training einsteigt. Oder wenn Hamit« – ich lege ihm sozusagen seine Wortmeldung auf – »mit vollem Einsatz für den FC Bayern aufläuft. Denn das haben Nationalspieler aus Deutschland und der Türkei gemeinsam: Fußball ist unsere gemeinsame Sprache.«

Aber Hamit schaut mich irgendwie abwesend an. Er ist ein netter, großer Kerl mit einem superscharfen Schuss. An guten Tagen hat er eine eindrucksvolle physische Präsenz auf dem Platz und kann ein ganzes Spiel tragen. Beim FC Bayern hat er es nicht immer einfach gehabt. Er kam nicht so oft zum Einsatz, dass er über eine längere Phase zeigen konnte, was er draufhat.

Uli gibt das Mikrofon an Hamit weiter.

Aber der nimmt meine Vorlage nicht auf, sondern beginnt von etwas ganz anderem zu erzählen.

Dass es für ihn eine Herzensangelegenheit sei, für die Nationalmannschaft zu spielen, und während ich verständnisvoll nicke, weil das selbstverständlich auch für mich gilt, fängt Hamit davon an, dass er nicht verstehen kann, warum Mesut Özil für Deutschland spielt.

Unser Gespräch scheint jetzt eher auf einen Streit zuzusteuern als auf den ausgleichenden Tonfall, den wir eigentlich abliefern sollen, aber dann kriegen wir doch noch die Kurve. Der

Dialog wird auf seine versöhnlichen Stellen zusammengeschritten und kann am Spieltag wunschgemäß eingesetzt werden.

Hamit ist damit aber offensichtlich nicht zufrieden. In einem großen Interview mit der »Süddeutschen Zeitung«, das zwei Tage vor dem Spiel erscheint, legt er nach: »Es heißt doch ›Länder-Spiel‹, man hört die Hymne, und da spielt man doch für das Land, dem man sich zugehörig fühlt. Ich bin Deutschland sehr, sehr dankbar, ich habe hier sehr viel gelernt und sehr viele Chancen bekommen. Aber meine Mama kommt aus der Türkei, mein Vater kommt aus der Türkei, ich bin Türke.«

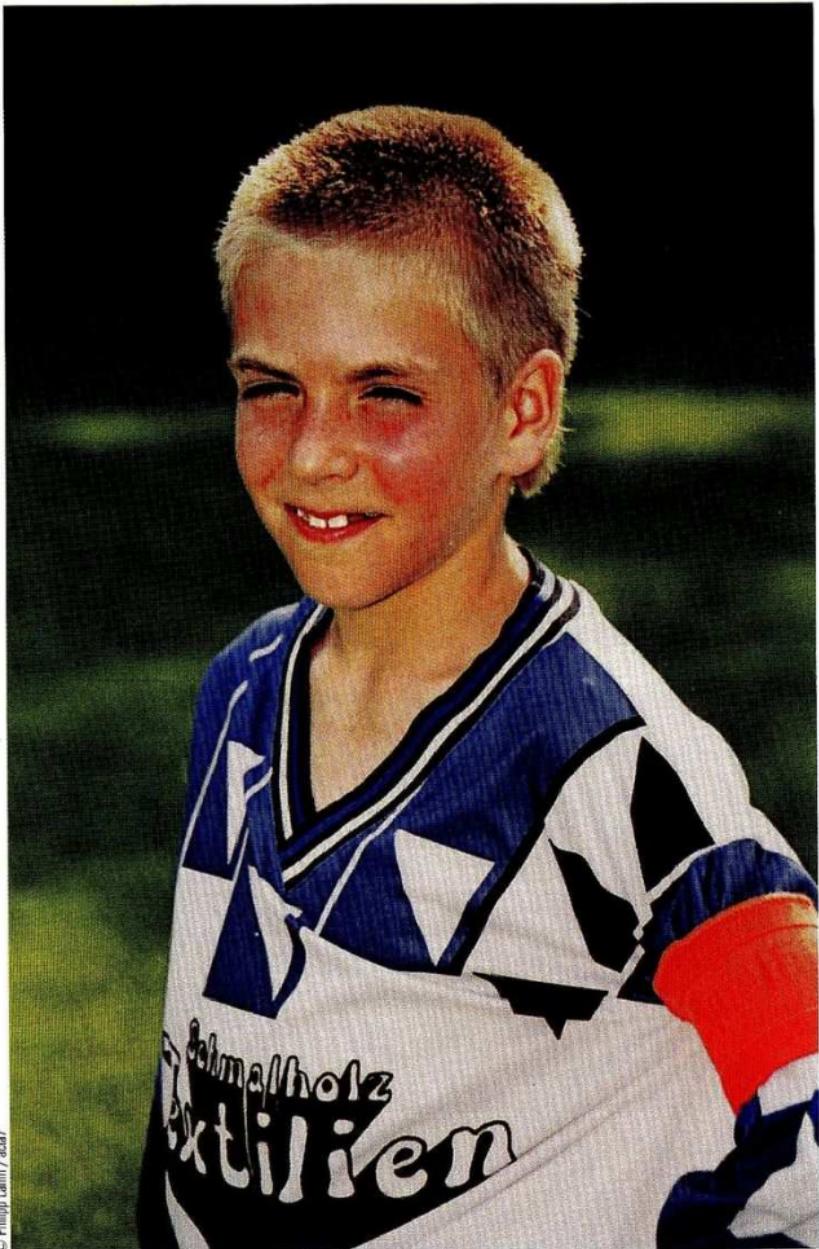
Auf die unvermeidliche Frage nach Mesut Özil antwortet er: »Ich bin ein toleranter Mensch und respektiere Mesuts Weg, aber unterstützen kann ich ihn nicht.«

Damit befinden wir uns mitten in der Integrationsdebatte. Die entscheidende Frage heißt: was bedeutet es, für Deutschland zu spielen?

Für mich war von klein auf klar: eine Berufung in die Nationalmannschaft ist die höchste Ehre, die einem Spieler widerfahren kann. Noch dazu in einer großen Fußballnation wie Deutschland.

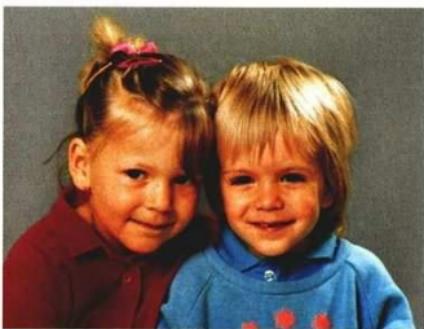
Als es dann so weit war, viel früher, als ich daran zu denken gewagt hatte, empfand ich vor allem Ehrfurcht: vor den Kollegen einer anderen Generation, den Spielern, die ich als Jugendspieler schon bei Weltmeisterschaften und großen Länderspielen gesehen hatte: Oliver Kahn, Jens Nowotny, Didi Hamann, Christian Ziege.

Einen Eindruck davon, wie wichtig die Leistung einer Nationalmannschaft für die Befindlichkeit einer Nation sein kann, bekam ich erst nach dem ersten Turnier, an dem ich teilnahm, nach der EM in Portugal 2004. Als wir nach unserem Aus-



© Philipp Lahm / acta7

1995 als Spielführer der FT Gern



links oben: Philipp und Melanie
1987

oben: Erstes Spiel für die FT Gern
1989

links: FT Gern 1991



Alle Fotos © Philipp Laim / acta7

1989 am Strand



© Philipp Lahm / acta7

Mannschaftsfoto der FT Gern, Mini EM 1992, im Trikot der Niederlande



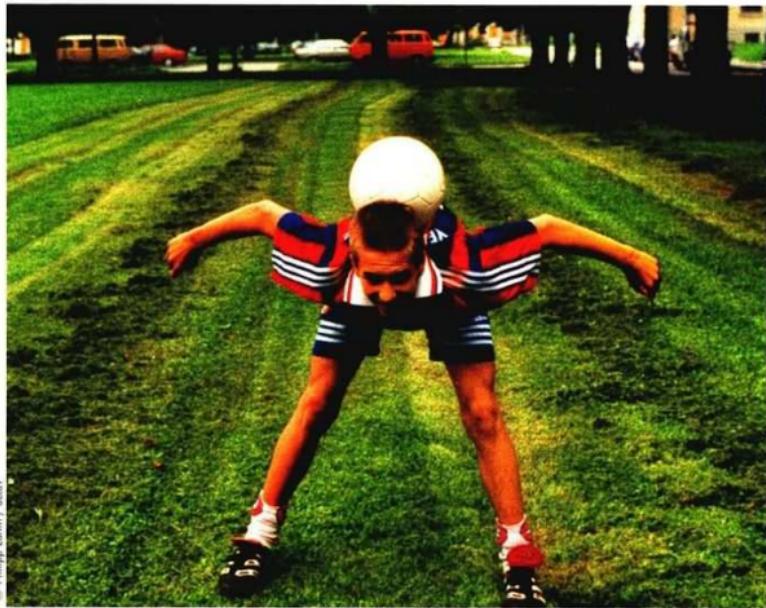
© Philipp Lahm / acta7

1996 beim FC Bayern



© Philipp Lahm / acta2

1997 FC Bayern gegen Borussia Dortmund

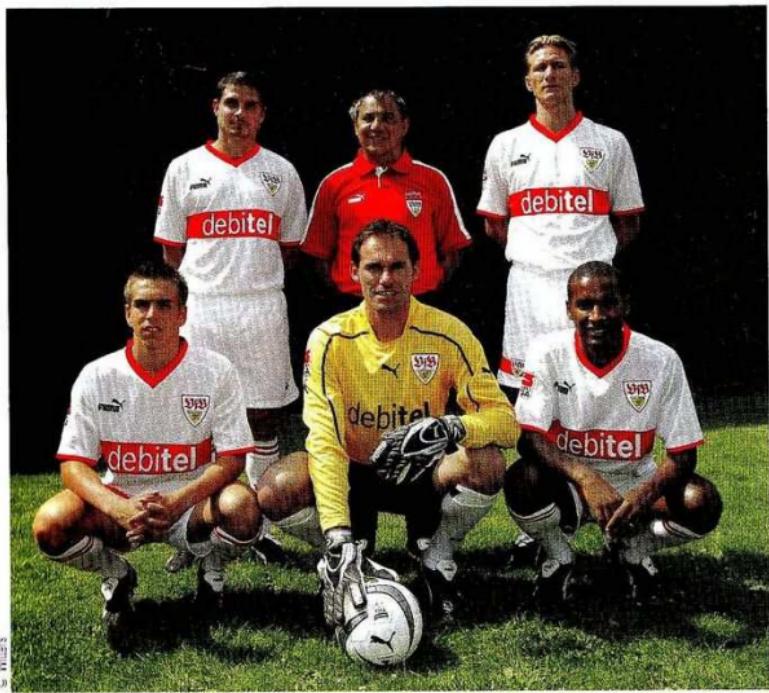


© Philipp Lahm / acta2

1999 beim FC Bayern



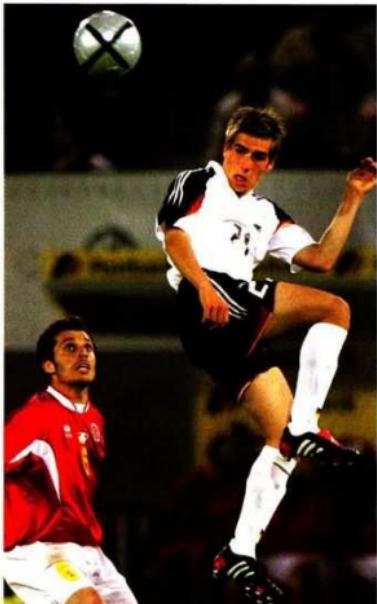
Philipp, Roland, Daniela und Melanie Lahm 2006



VfB Stuttgart Saison 2003/2004: Imre Szabics, Felix Magath, Jurica Vranjes,
Philipp Lahm, Dirk Heinen, Cacau



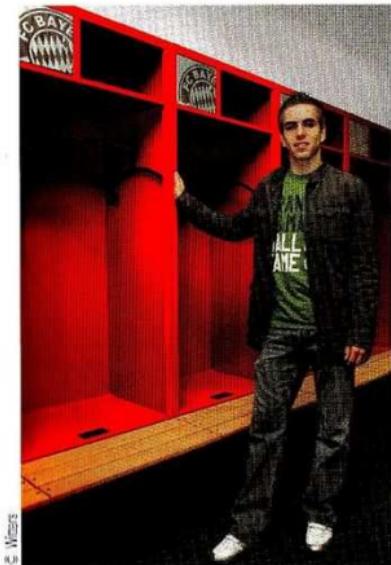
Mit Jürgen Klinsmann beim Spiel gegen Kamerun 2004



2004



Mit Oliver Kahn beim Länderspiel
gegen Kroatien 2004



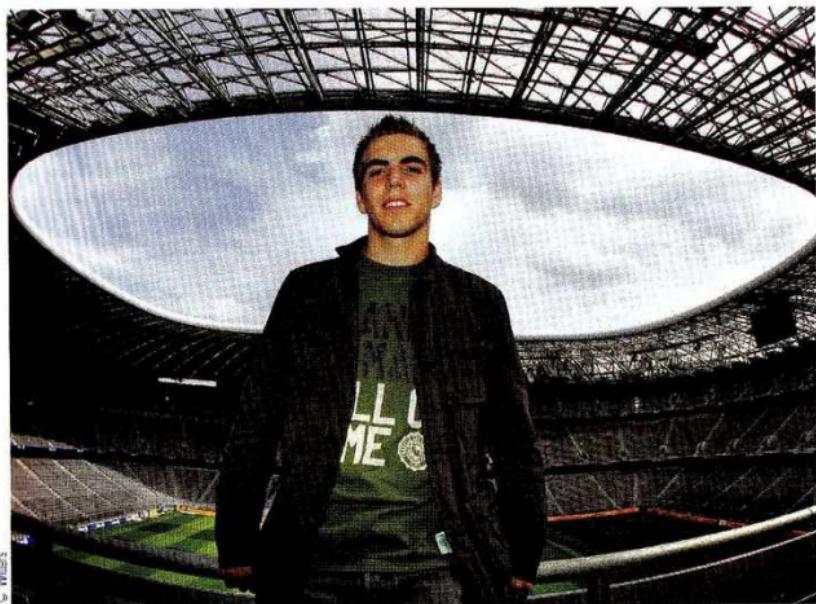
© Wiers

Kabine des FC Bayern in der Allianz Arena
2005



© picture-alliance/dpa/dpa/retro

Auf Krücken 2005

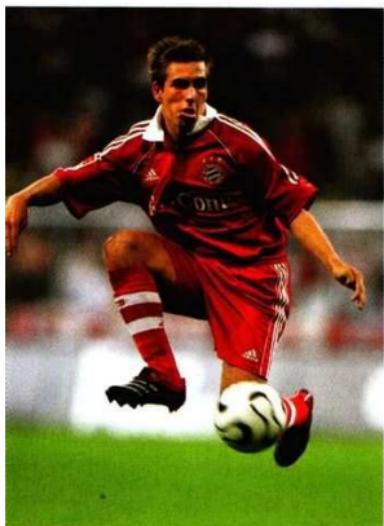


© Wiers

In der Allianz-Arena 2005



Das Tor gegen Costa Rica bei der WM 2006



2006



Das Tor gegen die Türkei bei der EM 2008

© picture-alliance/dpa



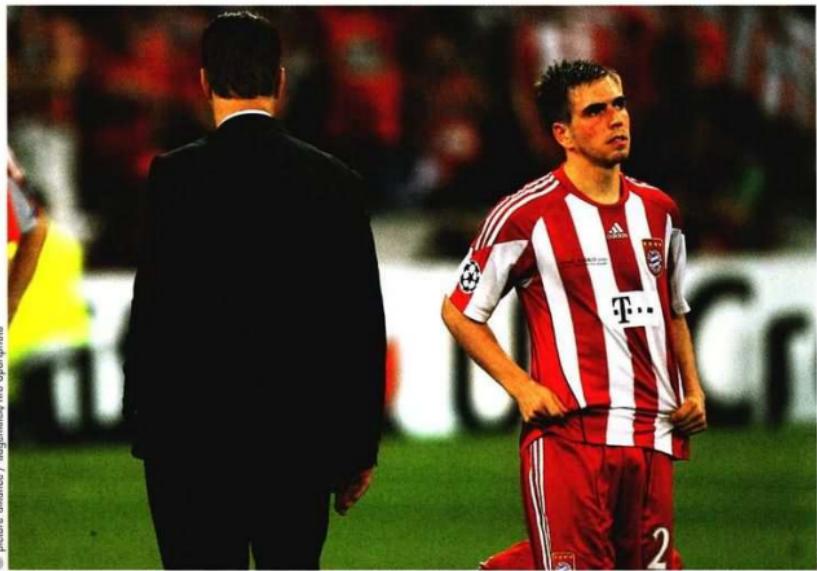
Mit Michael Ballack bei der EM 2008



Gegen Werder Bremen 2010



Halbfinale gegen Spanien bei der WM 2010



Champions-League-Finale gegen Inter Mailand 2010

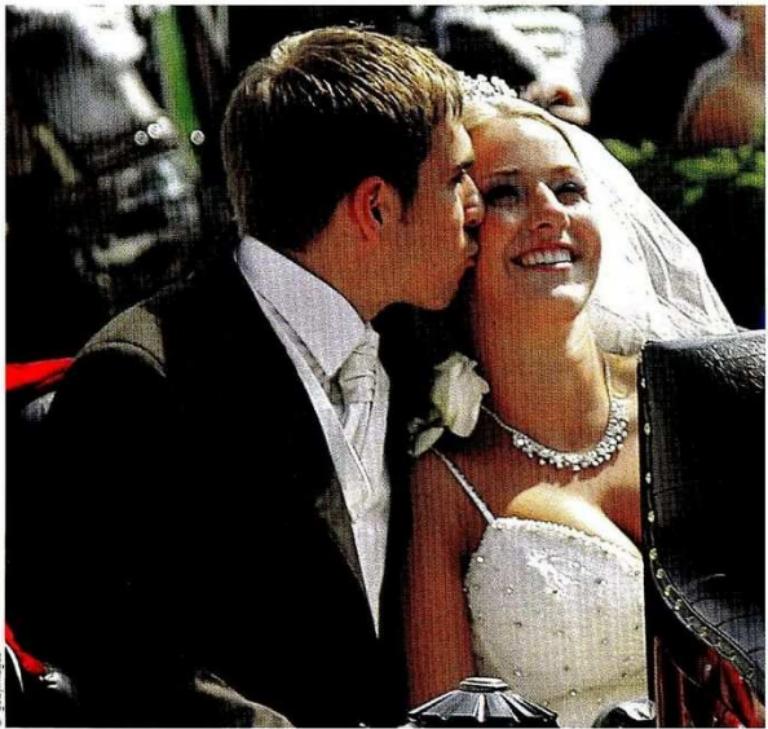


Meisterfeier mit Franck Ribéry 2010



© Wims

Pokalfeier mit Claudia 2010



© 2011/7/29:5

Hochzeit 2010



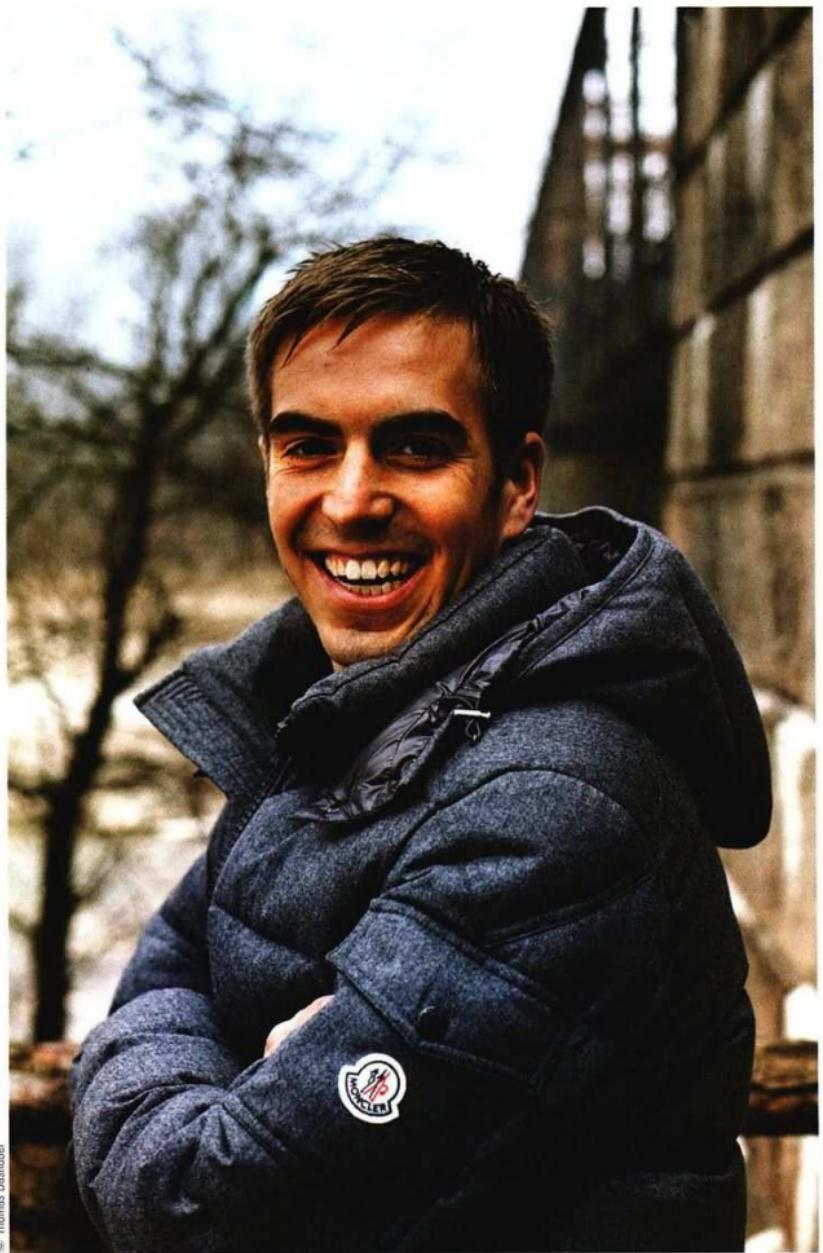
FTL-Scoutteam
Foto: Stefan Maria

Das Sommercamp 2010





Nach dem Gespräch mit dem Bayern-Vorstand zum SZ-Interview 2010



© Thomas Bastereder

2011

scheiden nach Deutschland zurückkehrten, war die öffentliche Aufmerksamkeit exponentiell angestiegen. Ich spürte diese Aufmerksamkeit geradezu körperlich. Blicke, Fragen, kurze Dialoge. Plötzlich fanden wildfremde Menschen, dass ich ihnen Auskunft schuldig sei, dass sie mit mir besprechen wollten, was in Portugal passiert ist, und das fanden sie nur, weil ich für Deutschland gespielt hatte, für eine Mannschaft, hinter der sie gestanden, mit der sie mitgefiebert hatten.

Fußball setzt so viele Emotionen frei. Sobald du Fan einer Mannschaft bist, kannst du dich dem Sog von Sieg und Niederlage, von Euphorie und Traurigkeit nicht mehr entziehen. Es besteht eine unsichtbare Verbindung zwischen dir und dem, was auf dem Platz passiert.

Das gilt für jede Klubmannschaft. Jeder Klub spricht die Fans in seiner Stadt, in seinem Stadtteil, auf seinem Dorf an. Jeder Klub transportiert eine Geschichte und eine Stimmung. Wer in München Fan der Sechziger ist, verbindet damit die erdige, eher mit dem Leben der einfachen Leute verbundene Story dieses Klubs. Der FC Bayern spricht wiederum eine Klientel an, die den Glanz dieser Mannschaft liebt und wie der Klub auf der Basis seiner großen Tradition stets nach ganz oben strebt.

Die Nationalmannschaft aber ist eine Mannschaft, die mehr als nur eine Geschichte hat. Sie repräsentiert die ganze Nation für die Dauer eines Spiels oder eines Turniers, und je nachdem, wie sie auftritt, fühlt sich diese Nation gut oder schlecht vertreten.

Als wir bei der WM 2006 gut spielen und begeisternden Fußball abliefern, springt der Funke über. Deutschland tanzt, das Sommermärchen. Aber nicht nur auf den Sportseiten der Tageszeitungen wird unsere Mannschaft gefeiert, sogar die politischen Magazine deuten die Begeisterung in den Stadien, den Fanzonen, in den Kneipen und vor den Fernsehern zu Hause als

ein neues Nationalgefühl, als selbstverständliches Miteinander von Nationalstolz, Multikulti und Party. Das ist nicht wenig in einem Land, das mit seiner jüngeren Geschichte zu Recht ein Problem hat und jeder Form von Patriotismus erst mal misstrauisch gegenübersteht.

Kein Sport ist an und für sich politisch. Aber seit jeher dient der Fußball als Vehikel für Überzeugungen und Ideologien. In vielen Stadien treffen mehr als Sympathien für verschiedene Mannschaften aufeinander.

In Glasgow gibt es bis heute eine erbitterte Rivalität zwischen Rangers und Celtic, weil die Rangers historisch eine protestantische und Celtic eine katholische Mannschaft sind. Wenn die beiden Klubs im Derby aufeinandertreffen, schwingen die Differenzen zwischen irischen Einwanderern und königstreuen Schotten mit, und bis heute ist das Spiel weit mehr als ein Fußballspiel, nämlich eine Auseinandersetzung sozialer Zugehörigkeiten und politischer Überzeugungen.

Als der SSC Napoli 1987 zum ersten Mal die italienische Meisterschaft gewann, war das ein unvergleichlicher Triumph des italienischen Südens über den reichen Norden. Überall südlich von Rom wurde gefeiert, dass man den arroganten, tonangebenden Mannschaften Norditaliens endlich einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Der Hintergrund dafür war, dass sich der Süden Italiens seit jeher vom wirtschaftsstarken Norden gedemütigt fühlt, und der Meistertitel für Neapel – damals mit Diego Maradona, der in Neapel bis heute wie ein Heiliger verehrt wird – war ein deutliches Zeichen des Widerstands, des Aufbegehrens des armen Süden gegen den reichen Norden – oder wurde wenigstens von den Fans so interpretiert.

In jeder größeren Stadt haben verschiedene Klubs traditionell Anhänger aus verschiedenen sozialen Schichten, deshalb sind Derbys oft so spezielle Spiele, deren Bedeutung über das jeweilige Match hinausgeht. Im Fußballstadion werden Konflikte ausgetragen, die sonst keine klar erkennbare Bühne haben.

Das muss nicht unbedingt negativ sein. Als die französische Nationalmannschaft 1998 im eigenen Land den Weltmeistertitel gewann, wurde das aus vielen Immigrantenkindern gebildete Team zu einem Sinnbild für eine gelungene Integrationspolitik Frankreichs.

Fußball ist für die Politik interessant, weil das Spiel die Aufmerksamkeit so vieler Menschen auf sich zieht. Als wir 2006 bei blendendem Sommerwetter den Slogan der WM – »die Welt zu Gast bei Freunden« – mit guten Leistungen begleiten, sodass eine unbeschreibliche Euphorie entsteht, wird die Nationalmannschaft zu einem Symbol neuer deutscher Tugenden. Nicht mehr das Klischee der Kampfmaschinen, die mit eisernem Willen das Glück zwingen wollen, steht im Vordergrund, sondern eine neue Generation von Deutschen, die Freude am Spiel haben, die positiv und leichtfüßig ihre Ziele erreichen.

Manchmal muss ich schmunzeln, was alles in eine Fußballmannschaft hineininterpretiert wird. Ich bin zum Beispiel fest davon überzeugt, dass das Sommermärchen während der WM 2006 nicht stattgefunden hätte, wenn es dauernd geregnet hätte. Aber während dieser Wochen war alles so, wie es sein sollte, und die Mannschaft passte mit ihren Spielen, ihren Ergebnissen und ihrer Ausstrahlung ins Bild dieser überdimensionalen »Deutschland-Party«, wie es der »Spiegel« nannte.

Klar, dass sich auch die Politik ihren Anteil an der guten

Stimmung abholen möchte. Die TV-Kameras schwenken bei großen Spielen regelmäßig von den jubelnden Spielern auf dem Platz auf die Ehrentribüne, wo Bundespräsidenten, Kanzler und Ehrengäste einander beglückwünschen oder trösten. Die jubelnde Kanzlerin gehört inzwischen fast zu jeder Übertragung eines wichtigen Spiels.

Angela Merkel ist erst seit einem halben Jahr Kanzlerin, als die WM in Deutschland stattfindet. Am Anfang sieht es noch ungewohnt aus, wenn sie auf der Ehrentribüne aufspringt und mit geballten Fäusten über ein Tor von uns jubelt. Sie macht einen oder zwei Besuche in der Kabine, es gibt jeweils ein Riesengedränge von Sicherheitsleuten, Entourage und den sonstigen Anwesenden.

Besser lerne ich Angela Merkel kennen, als sie die Mannschaft während der WM zum Essen ins Kanzleramt einlädt. Oliver Bierhoff lässt einen Zettel kursieren, auf dem sich alle, die Lust dazu haben, eintragen dürfen. Ich melde mich sofort.

Angela Merkel empfängt uns an einem milden, warmen Abend auf der Terrasse des Kanzleramts. Prächtiger Blick über die Spree und das Regierungsviertel. Acht Spieler sind gekommen und zwei Betreuer. Es gibt Backhendl und Kartoffelsalat.

Frau Merkel ist extrem entspannt. Es sind weder Journalisten noch Fotografen da. Sie sagt, dass sie sich so bei uns bedanken möchte, für die Freude, die wir Deutschland während der WM gemacht haben. Damit ist der offizielle Teil der Veranstaltung abgehakt. Dann möchte sich die Kanzlerin über Fußball unterhalten.

Wir sitzen alle an einem größeren Tisch, und die Bundeskanzlerin stellt Fragen. Sie will über die Hintergründe unseres Berufs Bescheid wissen. Wie ein Profi zum Profi wird, wie sein

Alltag aussieht, wie er sich aus Formkrisen rettet, welchen Einfluss Trainer haben, wer die Taktik für ein Spiel festlegt.

Wir antworten frei von der Leber weg. Es wird viel gelacht. Die Kanzlerin amüsiert sich, das Gespräch verläuft so freundschaftlich, als ob wir uns schon lange kennen würden.

Im Lauf des Abends beginnen wir, die Kanzlerin zu befragen, zum Beispiel zum Thema Sicherheit. Sie erzählt, wie viele Vorkehrungen getroffen werden, um eine deutsche Bundeskanzlerin zu schützen, und wie lästig das sein kann. Sie erzählt von ihrem Alltag als Kanzlerin, wie wir über unseren Alltag als Profi berichtet haben.

Das Gespräch ist ganz zwanglos, nicht mehr so formell wie zu Beginn des Abends. Selbst was uns absolut selbstverständlich zu sein scheint, findet sie interessant, und umgekehrt ist das auch so. Ich bin überrascht, sie so offen sprechen zu hören. Als wir gegen Mitternacht aus dem Kanzleramt aufbrechen, habe ich das Gefühl, unsere Kanzlerin ein bisschen kennengelernt zu haben, und das empfinde ich als Privileg.

Das Backhendl war übrigens ausgezeichnet.

Natürlich pflegen Politiker Beziehungen zu populären Fußballern nicht, weil sie sich plötzlich so sehr für Fußball interessieren. Sie wollen vom Image einer erfolgreichen Mannschaft profitieren, logisch.

Bei der Bundeskanzlerin habe ich aber das Gefühl, dass sie wirklich zum Fan der Mannschaft geworden ist. Wie viele Bundeskanzler stehen schon bei uns in der Kabine und trinken Bier aus der Flasche, weil wir gerade ein wichtiges Spiel gewonnen haben? Frau Merkel schon. Wir sehen sie seit Jahren regelmäßig. Ich habe das Gefühl, dass sie in uns irgendwie Schicksalsgefährten sieht: Auch wir stehen permanent in der Öffentlich-

keit, die hohe Ansprüche an uns hat. Klar, wir spielen nur Fußball. Aber es gibt in unseren Berufen einige Gemeinsamkeiten, und über die tauschen wir uns aus.

Im Herbst nach der WM 2010 habe ich ein Interview gegeben, in dem ich über die Müdigkeit spreche, die mir nach den anstrengenden Wochen in Afrika in den Knochen sitzt.

»Wissen Sie, Herr Lahm«, sagt die Kanzlerin nach dem Türkei-Spiel. »Ich habe Ihr Interview gelesen. Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich diese Müdigkeit ganz genau kenne. Sie haben das wirklich sehr anschaulich beschrieben.«

Da bin ich baff. Dass die Kanzlerin auch Interviews mit Fußballern liest.

Auch nach unserem Spiel am 8. Oktober 2010 in Berlin, das wir gegen die Türkei mit 3:0 gewonnen haben, kommt die Kanzlerin in die Kabine. Es ist knapp vor elf Uhr abends. Diesmal kommt sie mit dem Bundespräsidenten und hat zum ersten Mal ihren Fotografen dabei.

Ein paar Spieler stehen unter der Dusche, ein paar sitzen mit nacktem Oberkörper vor ihrem Spind und plaudern, manche föhnen schon ihre anspruchsvolle Frisur. Es riecht nach Schweiß und Massageöl.

Dann ein Ruf: »Achtung, die Kanzlerin und der Bundespräsident kommen.«

Wer gerade noch nackt durch die Kabine lief, schnappt sich das nächste Handtuch, bindet es sich um die Hüfte, und dann ist der Tross schon da.

»Gratulation, meine Herren«, sagt die Kanzlerin, macht die Runde und schüttelt die Hände. »Verdient gewonnen«, sagt sie. »Ein tolles Spiel.«

Als sie Mesut Özil sieht, steuert sie direkt auf ihn zu. Mesut

hat heute brillant gespielt und ein Tor geschossen. Vor dem Spiel gab es die bekannten Diskussionen. Sollte er für die Türkei spielen oder für Deutschland? Im Stadion hat es Pfiffe gegeben, wenn er in Ballbesitz war. Ihm wird vorgeworfen, dass er sich als Kind von türkischen Einwanderern nicht für die türkische Nationalelf entschieden hat.

Ich finde gut, dass Mesut für Deutschland spielt. Er ist in diesem Land geboren und aufgewachsen, also ist nichts falsch daran, für Deutschland zu spielen. Deutschland war noch nie ein Land von Menschen, deren Eltern und Großeltern nur Deutsche waren, das ganze Land hat von den Fähigkeiten seiner Einwanderer profitiert.

Die Bundeskanzlerin bedankt sich bei Mesut, der verschämt lächelnd vor ihr steht und nur seine Shorts anhat. Ihm ist es sichtlich peinlich, halb nackt mit der Regierungschefin zu sprechen.

Der kurze Dialog wird vom permanenten Klicken des Fotoapparats begleitet. Wenig später wählen der Fotograf und die DFB-Pressestelle fünf Fotos aus, die Angela Merkel und Bundespräsident Wulff bei ihrem Kabinenbesuch zeigen. Die Zeitungen werden freilich nur ein einziges Bild drucken: das, auf dem die Kanzlerin in ihrer grünen Jacke und Mesut Özil mit nacktem Oberkörper zu sehen sind.

Das Thema Integration ist in der Presse und in der Politik ein Dauerthema. In der Mannschaft aber läuft das Thema nur so mit. Das hat viele Gründe. Der wichtigste ist, dass es im Fußball keine Rolle spielt, woher jemand kommt, welche Färbung seine Sprache hat und welchen sozialen Hintergrund er mitbringt. Hauptsache, er spielt gut. Jeder von uns wird aufgrund seiner fußballerischen Fähigkeiten und sozialen Kompetenz gebraucht, nicht aufgrund seiner Familiengeschichte – das wäre

doch eine Formel für Integration, auf die man sich einigen könnte.

Als uns nach der WM 2010 so viele Sympathien zufliegen, weil unsere Mannschaft so multikultimäßig rübergekommen ist, müssen wir uns erst darüber klar werden, was das überhaupt bedeuten soll. Wir untereinander machen diese Unterschiede nicht. Mesut Özil ist für uns ein super Mittelfeldspieler, und ob seine Großeltern in der Türkei aufgewachsen, ist dafür uninteressant. Sami Khedira ist ein großartiger Sechser. Was hat das damit zu tun, dass sein Vater aus Tunesien stammt? Und wenn Miro Klose und Lukas Podolski gerne polnisch miteinander sprechen – sollen sie. Basti Schweinsteiger und ich können auch gut Bayrisch. So ist das moderne Deutschland, und das ist auch gut so.

Mir selbst kommt viel logischer vor, dass die deutsche Nationalmannschaft dafür gemocht wird, wie sie Fußball spielt. Schnell und attraktiv, unkonventionell und überraschend. Ein junges Team. Ein Team, das sich mag und diese Harmonie auch ausstrahlt. Eine gemeinsame Sprache im Denken und Handeln auf dem Platz. Wenn das ein Beispiel für gelungene Integration ist, einverstanden.

PHILIPP, DU MUSST WAS UNTERNEHMEN

Die Geschichte der Philipp-Lahm-Stiftung

Reise nach Afrika – zu große Kontraste – Busisiwes geraubte Kindheit – die Pflicht, etwas zu tun – die Stiftung – Schuhe für Bokoji – Shongi Soccer – Fußball in Philippi – Mädchen an den Ball – das Sommercamp

Im Sommer 2007 fliege ich nach Südafrika. Ich möchte einen Eindruck von dem Land bekommen, in dem in drei Jahren die Fußball-WM stattfindet.

Mit mir im Flieger sitzen Piotr Trochowski, ein Kollege aus der Bayern-Jugend, der zu dieser Zeit beim HSV und mit mir in der Nationalmannschaft spielt, Roman Grill, mein Berater, und einige Kollegen aus der Agentur, die mir geholfen haben, die Reise zu organisieren.

Wir wollen diesmal anders reisen als sonst, wenn wir mit der Mannschaft unterwegs sind, denn da steht immer das nächste Spiel im Mittelpunkt: wann angepfiffen wird, wann wir fliegen, wo das Hotel steht, wann wir essen, wann wir schlafen.

Das hat einen paradoxen Effekt: zwar reisen wir so viel wie die Manager von globalisierten Konzernen, aber wir sehen immer nur Hotels, Flughäfen und Stadien. Manchmal stellen wir nicht einmal die Uhr um, zum Beispiel bei einer Reise nach Kasachstan, wo das Spiel abends um zehn stattfindet, bei uns wäre es sieben Uhr. Wir tun einfach so, als wären wir zu Hause, schla-

fen bis zwölf, frühstücken um eins und spielen abends um zehn Fußball, dabei haben wir das Gefühl, es sei acht, neun oder sieben Uhr abends. Es kommt oft genug vor, dass man nach einer mehrtägigen Reise keine Ahnung hat, aus welchem Land man gerade zurückgekommen ist.

Deshalb nehmen wir uns jetzt im Urlaub Zeit, um Südafrika ein bisschen kennenzulernen.

Zuerst besuchen wir ein S.O.S.-Kinderdorf in Ennerdale, dreißig Kilometer südlich von Johannesburg. Hier leben 160 Kinder. Es gibt eine Kindertagesstätte, Gruppenräume, einen Spielplatz, Betreuer, die sich liebevoll um die Kinder kümmern.

Als wir in die benachbarten Townships spazieren, ein Schock. Die Zustände, unter denen die Menschen hier leben, spotten jeder Beschreibung. Winzige Hütten ohne jede sanitäre Einrichtung, in denen auf engstem Raum ganze Familien leben, von den Großeltern bis zu den Kleinsten. Während ich noch gar nicht fassen kann, unter welchen Umständen Menschen leben müssen, während ich zutiefst bewegt und beschämt bin, werden wir an jeder Ecke wie selbstverständlich mit größter Herzlichkeit empfangen. Wer seid ihr? Was macht ihr hier? Wollt ihr was trinken?

Die Freundlichkeit der Menschen bewegt mich, und gleichzeitig steigt Beklemmung in mir auf, ausgelöst durch die extremen Kontraste. Auf der anderen Seite der Straße, in unmittelbarer Nachbarschaft der winzigen Hütten, in denen wir gerade Hände schütteln und uns so gut wir können mit den Bewohnern unterhalten, stehen riesige Villen, von denen man nur sieht, wie groß sie sind, weil sie von meterhohen Mauern umgeben sind, befestigt wie ein Gefängnis.

Eine Begegnung bringt mich schließlich völlig aus dem Konzept. In Swasiland lerne ich Busisiwe kennen. Ihr Name be-

deutet auf Zulu: »Die Gesegnete«. Sie zieht ihre zwei kleinen Geschwister groß. Ihre Eltern sind tot. Aids. Ihre Onkel und Tanten sind tot. Eine ganze Generation ist ausgelöscht von der Krankheit, die man zu Recht »die Geißel Afrikas« nennt. Busisiwe ist dreizehn Jahre alt.

Am nächsten Tag besuchen wir ein Projekt, wo der Kampf gegen Aids am Beispiel von Fußball erklärt wird. Der Ball liegt außerhalb des Strafraums, und die Verteidiger müssen eine Mauer formieren. Diese Mauer soll symbolisieren, dass Aids abgewehrt werden muss. Der spielerische Zugang soll das, was den Kindern in der Theorie vermittelt wird, noch mal unterstreichen.

Dann spielen wir ein Spiel gegen die Schüler der Schule, zweimal dreißig Minuten, wir in Jeans und Turnschuhen, sie im besten Sportgewand, und mit so viel Einsatz und Engagement, dass unsere Mannschaft – immerhin zwei deutsche Nationalspieler und der Rest unserer Reisegruppe – 5:0 verliert. Über das Spiel wird tags darauf in allen Zeitungen Swasilands berichtet. Auf der Titelseite. Wer nicht genau hinsieht, könnte meinen, Swaziland hätte die Deutsche Nationalmannschaft 5:0 weggeputzt.

Aber Busisiwe geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Wir schauen uns in den kommenden Tagen Museen an, Baustellen, treffen Offizielle und Repräsentanten von Firmen, sehen Städte und Townships, sprechen mit Journalisten, mit vielen einfachen Leuten, verschaffen uns ein plausibles Bild von diesem wunderschönen Land – und seinen immensen Problemen. Aber immer wieder fällt mir Busisiwe ein. Immer wieder muss ich daran denken, dass sie keine Kindheit hat – ganz im Gegensatz zu mir. Meine Kindheit war eine heitere, behütete Zeit, in der eine

ganze Familie davon beseelt war, meiner Schwester und mir die beste Zukunft zu ermöglichen, die man sich ausdenken kann. Sobald ich an Busisiwe denke, steigen mir Tränen in die Augen.

Das ist der Moment, als ich mir denke: Philipp, du musst was unternehmen. Ich bin ein bekannter Fußballer, ich kenne Gott und die Welt. Und ich fühle die Verpflichtung, die Möglichkeiten, die ich habe, dafür einzusetzen, anderen zu helfen, die diese Hilfe dringend nötig haben.

Wir beschließen, eine Stiftung zu gründen, und holen uns dafür die Unterstützung von Fachleuten und kompetenten Freunden.

Die Stiftung wird Philipp-Lahm-Stiftung heißen. Unsere Hilfe soll Kindern und Jugendlichen zugutekommen: Menschen, die ihr ganzes Leben noch vor sich haben. Die Themenkreise, auf die wir uns konzentrieren wollen, sind Sport und Bildung.

Unser erstes Projekt heißt »Schuhe für Bokoji«. Aus einer Radioreportage haben wir erfahren, dass eine ganze Generation junger, begabter Läufer aus dem äthiopischen Hochland ohne Schuhe ins Lauftraining muss.

Bokoji liegt etwa hundert Kilometer südlich von Addis Abeba in zweitausend Metern Höhe. Die Stadt hat etwa 17.000 Einwohner. Die Verbindung in die Hauptstadt besteht aus Staubstraßen. Die Verhältnisse sind unvorstellbar ärmlich. Aus Bokoji stammen einige der berühmtesten Langstreckenläufer der Welt: Haile Gebrselassie, Kenenisa Bekele, Tirunesh Dibaba.

Schnell wissen wir: wir wollen diese jungen Läufer mit Schuhen versorgen. Laufen ist ihr Lebensinhalt und der Motor ihrer Hoffnungen. Sie wollen es ihren berühmten Vorbildern nachmachen und erfolgreiche Langstreckenläufer werden. Sie

träumen vom sozialen Aufstieg, dem Sprung aus ihrer Heimat nach Europa. Schuhe sind eine Voraussetzung dafür, dass ihnen das gelingen kann.

Wir schließen uns mit der Hamburger »Gesellschaft zur Förderung der Demokratie und des Völkerrechts e.V.« und mit Karlheinz Böhms Äthiopienhilfe »Menschen für Menschen« kurz. Diese Verbände haben das nötige Know-how für Hilfsaktionen in Afrika.

Dafür bringen wir den Kontakt zu Adidas mit. Es braucht nur ein paar Telefonate, bis klar ist: kein Problem, die Schuhe zu bekommen.

Man könnte jetzt meinen, dass man die Ware einfach in ein paar Kisten packt und an den Bestimmungsort schickt, aber so simpel ist das nicht. Der Zoll macht Probleme. Außerdem ist es sowieso sinnvoller, Händlern vor Ort die gleichen Produkte abzukaufen und dann zu verteilen. So machen wir es dann. Es ist ein berührender Moment, als im von Grashügeln abgegrenzten Laufstadion von Bokoji Schuhe an 300 Kinder verteilt werden, die in einer langen Schlange darauf warten, bis auch sie an der Reihe sind.

Das erste Projekt, das wir ohne Unterstützung von Partnern verwirklichen können, ist ein Fußballplatz in der Nähe von Johannesburg, den wir zwischen zwei Townships anlegen: Shongi Soccer. Viele Kinder und Jugendliche sind dort sich selbst überlassen, weil ihre Eltern an Aids gestorben sind, wie im Fall von Busisiwe. Sie haben keine Möglichkeit, aus der Armut herauszukommen.

Der Platz ist eingezäunt. Die Türen sind immer offen. Ein Aufseher ist angestellt, um nach dem Rechten zu sehen. Neben dem Fußballplatz haben wir permanente Containerhütten auf-

stellen lassen. Der Platzwart wohnt in der ersten, die anderen dienen als Computerraum, Lagerraum und als Bibliothek, in der auch Hausaufgaben gemacht werden können. Hier treffen sich junge Menschen, so wie auf der Tribüne, die den Fußballplatz einrahmt. Es ist ein Ort, an dem gespielt wird, aber auch geredet, gefeiert und gelernt. Für festliche Veranstaltungen wird ein großes weißes Festzelt aufgebaut.

Mehrere südafrikanische NGOs, Vereine, die aus Eigeninitiative entstanden sind, führen hier regelmäßig Veranstaltungen durch. Dabei geht es um Fußball: um Teamgeist, Fairness und Regelkunde, aber auch um Aids-Prävention und Gesundheitsthemen. Wichtig ist uns, dass die Kids einen anderen Platz als die Straße haben, um sich zu treffen – und Fußball zu spielen.

Wir unterstützen das »Lutheran Community Centre iThemba Labantu« in Philippi in der Nähe von Kapstadt. Es ist der reine Zufall, dass diese Township »Philippi« heißt, der Name stammt wohl aus der Kolonialzeit, als hier deutsche Bauern Gemüse anbauten, mit dem die Großstadt Kapstadt versorgt wurde. Aber schon bei unserem ersten Besuch erschien es uns als Wink des Schicksals, dass wir hier am richtigen Platz sind.

Das Zentrum steht mitten in den Elendsvierteln, in denen unvorstellbare Verhältnisse herrschen. Bereits elfjährige Kinder sind Mitglieder bewaffneter Streetgangs, auf den Straßen herrschen Gewalt und Selbstjustiz. 90 Prozent der Menschen haben keine Arbeit, 40 Prozent sind mit Aids infiziert.

Das Zentrum wird von dem Berliner Pfarrer Otto Kornstock geleitet, der Großartiges geleistet hat. Die Einrichtung ist permanent für die Menschen des Viertels geöffnet. Außerhalb der Gottesdienstzeiten wird Karate trainiert und auf Fitnessgeräten Kraft gepumpt. Um die Kirche herum sind eine Suppen-

küche und eine Aidsstation errichtet worden, eine Töpfer- und Keramikwerkstätte, eine Kindertagesstätte, Räume für eine Theatergruppe. Im Elend dieser Township ist Ottos Zentrum ein Oase.

Wir helfen Otto, für die Jugendlichen des Viertels auch Fußball anzubieten. Fußball kann tröstlich sein: es gelten klare Regeln, Mannschaftsgeist und Fairness, Ideen, die vielleicht auch in den Alltag der Townships einsickern können.

Das Angebot hat den Zweck, die Spirale nach unten, auf der sich viele Jugendliche befinden, zu durchbrechen. Für mich ist es schon ein handfester Erfolg, wenn ein 15-Jähriger die Frage, warum er im Zentrum Fußball spielt, so beantwortet: »Ich spiele, weil ich nicht in der Ecke stehen und irgendwann Drogen nehmen und Waffen tragen möchte.«

Aber das ist nur ein Anfang. Die Fußballarbeit verschränkt sich immer mehr mit sozialer Arbeit. Wir bekommen Berichte über begabte Spieler, die keinen Platz in der Soccer-Academy bekommen, weil sie keine Geburtsurkunde besitzen und ihre Mutter nicht als Zeugin aufbieten können, weil die Mutter tot ist. Wir helfen ihnen dabei, die nötigen Dokumente zu bekommen. Manchmal müssen wir in Philippi auch einfach dafür sorgen, dass die Kinder zu essen bekommen. Wir geben ihnen Trikots und Hosen, wenn sie bei Turnieren antreten. Sie sollen aus der depressiven No-Future-Stimmung ihres Townships herausgerissen werden.

Der Klub »iThemba Labantu F.C.« ist inzwischen zum Begriff geworden. Viele Jugendliche identifizieren sich mit dem Klub, und die erste Mannschaft gewann die Meisterschaft mit 29 Siegen in 31 Partien und stieg in die erste Liga auf. In sechs Jugendklassen betreuen wir 120 Kinder.

Unsere Trainer sind aber mehr als Fußballexperten. Sie müs-

sen sich um Todesfälle kümmern, um Kriminalität, zuweilen um Bandenkriege, die auf die Fußballplätze überzugreifen drohen. Es ist eine dunkle Welt, in der wir mit Fußball für etwas Licht sorgen können.

In Mosambik kümmern wir uns um den Ausbau von Strukturen für den Jugendfußball. Hier arbeiten wir mit dem Bayrischen Fußballverband zusammen, und wieder ist die Stoßrichtung klar: Mosambik ist eines der ärmsten Länder der Welt. Begeisterung für Fußball ist ein Mittel, um Kindern und Jugendlichen einen Anhaltspunkt zu bieten und sie mit begleitenden Maßnahmen zu erreichen.

Ein Trainer mit langjähriger Verbandserfahrung ist in Mosambik damit beschäftigt, Strukturen für die Sichtung von Talenten zu erarbeiten. Mit dem bayrischen Verband ist ein regelmäßiger Jugendaustausch zwischen Deutschland und Afrika vereinbart – so können wir unsere Botschaft am besten verbreiten. Junge Sportler aus Deutschland lernen die afrikanischen Verhältnisse kennen – und umgekehrt.

In Deutschland helfen wir dem Projekt »Mädchen an den Ball«. Der Sport scheint uns ein ideales Mittel zu sein, um Mädchen aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten zusammenzubringen und auf eine gemeinsame Sache einzuschwören. »Mädchen an den Ball« wurde vom gemeinnützigen Münchner Verein »Lilalu« ins Leben gerufen. Gemeinsam bieten wir jetzt wöchentliches Fußballtraining an sechs Standorten in München an: in Moosach, Gern, Neuperlach, Milbertshofen, Fürstenried West und Nymphenburg. Dort treffen sich mehr als 120 Mädchen zwischen 6 und 17 Jahren, viele von ihnen mit Migrationshintergrund, viele auch aus Problemfamilien.

Auch hier beweist der Fußball seine verbindende Kraft. Mädchen verschiedener Sprache und Herkunft finden wie selbstverständlich miteinander ins Spiel. Die gemeinsamen Erlebnisse auf dem Platz gleichen soziale Barrieren spielend aus. Freundschaften, die im Training begonnen wurden, setzen sich im Alltag fort. Das allein wäre schon ein großer Erfolg, aber auch die sportlichen Leistungen sind hoffnungsvoll. Wir sind dabei, weitere Standorte für »Mädchen an den Ball« zu finden und zu eröffnen.

Unser aufwändigstes Projekt ist das Philipp-Lahm-Sommercamp. Das Camp baut auf den Erfahrungen auf, die wir in Afrika und Deutschland gemacht haben. Wir wollen in dieser Ferienwoche bei 80 Kindern Begeisterung für Sport und Bildung wecken und haben uns dafür etwas ganz Besonderes einfallen lassen.

Kinder bauen Labyrinthe, probieren Essen aus allen Erdteilen, kochen einander selbst Mahlzeiten. Sie spielen Persönlichkeitsspiele und werden an gesellschaftliche Probleme herangeführt. Zum Beispiel erfahren sie in einer Simulation, wie man sich als alter Mensch fühlen könnte. Sie probieren mit verbundenen Augen ihre Sinne aus. Sie schleppen in einem Ganzkörperkostüm überflüssiges Gewicht herum, um zu erleben, wie anstrengend es ist, dick zu sein. Sie überlegen sich, welche Eigenschaften sie von einem Freund erwarten – und erfahren so, welche Maßstäbe sie an sich selbst anlegen sollen.

Auf diese Weise werden die Themen Bewegung, Ernährung und Persönlichkeit spielerisch erkundet. Die Woche im Camp ist so bunt und intensiv, dass alle Kinder Anregungen mit nach Hause nehmen, die sie in ihrem Alltag verankern werden. Mindestens so wichtig aber sind die Freundschaften, die im Camp entstehen – Freundschaften über soziale Schwierigkeiten und Sprachgrenzen hinweg.

Das erste Camp fand im Jahr 2009 in der Nähe von München statt. Ein Jahr später schafften wir es bereits, das Sommercamp an zwei Orten durchzuführen, in München und Hamburg. 2011 fand das Camp in München und Berlin statt. Wir bekommen, nachdem »Antenne Bayern« berichtet hat, binnen drei Tagen insgesamt 8000 Anmeldungen für die 160 Plätze, die wir vergeben können. Der Bedarf ist groß. Wir arbeiten daran, unser Camp an noch mehr Plätzen in Deutschland stattfinden zu lassen.

11. Kapitel

WIE GEIL IST DAS DENN ...

Die WM 2010. Geburt einer großen Mannschaft

Wie man Pech in Glück verwandelt – das Beschwören von Vertrauen – wie Erfolg sich auswirkt – die Kunst, Entscheidungen zu erzwingen – in Spielrausch geraten – Vorbereitung auf große Partien – Grenzen des Wachstums – die Reife der Sieger

Das Training ist verblüffend wie ein Film von Pedro Almodóvar. Dauernd passiert etwas Unvorhergesehenes. Jungs, die gerade erst zur Nationalmannschaft gestoßen sind, packen grandiose Tricks aus. Stürmer, die in der Bundesliga Ladehemmung hatten, treffen aus den unmöglichsten Positionen ins Tor. Ein Torhüter, der gerade noch als Youngster galt, steht plötzlich so groß und eindrucksvoll zwischen den Pfosten, als hätte man für ihn das Tor geschrumpft. Und es wird gelacht. Es wird viel gelacht. Manchmal, wenn auf dem Trainingsplatz ein Wort das andere gibt, frage ich mich, ob das wirklich die Deutsche Nationalmannschaft ist, die kurz vor der WM in Südafrika eine Pechsträhne hat.

Innerhalb weniger Tage mussten René Adler, Michael Ballack, Simon Rolfes, Heiko Westermann und Christian Träsch für die Reise nach Kapstadt absagen. Der erweiterte Kader, aus dem sich am Schluss die 23 Mann rekrutieren, die Deutschland in Südafrika vertreten werden, ist plötzlich nur noch 24 Mann groß, und für einen Augenblick lang herrscht betretene Stim-

mung im Camp, als Andreas Beck vom Bundestrainer die Mitteilung bekommt, dass ausgerechnet er es ist, für den kein WM-Ticket mehr gelöst werden kann.

Sami Khedira und Bastian Schweinsteiger gewöhnen sich im zentralen Mittelfeld so schnell aneinander, dass es bald so aussieht, als wären sie als Zwillinge im Geist geboren. Mesut Özil spielt Bälle, die so elegant sind wie die Klamotten von Strenesse, die wir für unsere offiziellen Auftritte bekommen. Manuel Neuer strahlt im Tor die Ruhe eines großen Routiniers aus.

Ich bin 26, einer der Ältesten dieser Mannschaft und seit sechs Jahren dabei. Aber noch nie habe ich in der Vorbereitung auf ein Turnier eine Mannschaft erlebt, die so talentiert, so engagiert, so gut drauf ist. Nominell müssen wir zwar Mängel verwalten, aber ich habe kein schlechtes Gefühl. Als mich in Südafrika ein Journalist fragt, wie ich die Qualität dieser jungen, ersatzgeschwächten Mannschaft einschätze, antworte ich wahrheitsgemäß: »Das ist die beste Deutsche Nationalelf, in der ich je gespielt habe.«

Die verblüffte Gegenfrage lautet: »Ist das Ihr Ernst?« Schließlich müssen wir auf einige Stammspieler verzichten. Die Mannschaft, die zum Eröffnungsspiel gegen Australien auflaufen wird, wird noch nie in dieser Aufstellung zusammen gespielt haben.

Aber auch wenn die Fakten gegen mein Gefühl sprechen: ich sehe während des Trainings die Qualität unserer Spieler, wie sie sonst niemand sieht. Wir haben Spieler, die ins Dribbling gehen und jederzeit den entscheidenden Pass spielen können. Wir entwickeln auf vielen Positionen Torgefahr, zum Teil auf ganz unkonventionelle Weise. Da sind Spieler, die etwas Überraschendes, Kreatives machen können und auf diese Weise Räume öffnen und eingefahrene Spielsituationen über den Haufen

werfen. Hatten wir vor vier Jahren bei der WM in Deutschland mit Bernd Schneider einen »Brasilianer«, haben wir jetzt fünf, sechs, sieben, acht. Genau das hat uns in den letzten Jahren immer gefehlt.

Noch 2008 bestand die Qualität dieser Mannschaft vor allem darin, dass sie schwer zu schlagen war. Aber wir hatten kaum die Mittel, um selbst einen Gegner an die Wand zu spielen.

Jetzt, noch vor dem ersten Spiel, ist mir klar, dass sich das geändert hat. Noch immer ist es nicht einfach, uns zu schlagen. Aber jetzt können auch wir guten Fußball spielen, weil wir die richtigen Spieler dafür haben. Begeistert schaue ich zu, wie der Ball im Training mit ein paar Kontakten nach vorne gespielt wird, wie die Mannschaft Tempo aufnimmt und vorne im eins zu eins die gegnerische Verteidigung unter Druck setzt. Ich sehe großartige Spielzüge und geniale Einfälle. Ich sehe fantastische Dribblings. Das ist kein Zufall. Spieler wie Mesut Özil, Toni Kroos, Thomas Müller sind eine Frischzellenkur für unser Team.

Es ist Zeit, den Begriff der »deutschen Tugenden« neu zu definieren. Während Jahrzehnten bestand die Kraft der Deutschen Nationalmannschaft darin, bei Standardsituationen gefährlich und in der Defensive aufmerksam zu sein. Jetzt kommen Kreativität im Spielaufbau und die Aktionen großartiger Einzelspieler dazu.

Noch bevor wir unser erstes Spiel absolviert haben, bin ich fest davon überzeugt, dass diese Mannschaft nicht in der Vorrunde scheitern wird. Das Tempo, der Wille, die im Training zu sehen sind, der Hunger, bei der WM auf dem Platz zu stehen, die Entschlossenheit, die Chance, die sich plötzlich eröffnet, auch zu nutzen. Die Spieler vom FC Bayern brachten nach einer fast vollendeten Champions-League-Saison noch eine Ex-

traportion Selbstvertrauen mit, und das vermengte sich mit den anderen Eigenschaften der Nationalmannschaft: Schnelligkeit der Gedanken, Spielintelligenz, kontrollierte Leidenschaft. Eine fabelhafte Mischung.

Letztes Testspiel in Frankfurt gegen Bosnien-Herzegowina, wir gewinnen 3:1. Die erste Halbzeit ist mau, die zweite klasse. Ich schieße eines meiner seltenen Länderspieltore. Nach dem Spiel haben wir noch mal zwei Tage frei, fahren nach Hause, schlafen aus, atmen durch. Dann steigen wir in den Jumbo der Lufthansa, der uns von Frankfurt nach Johannesburg bringt. Fünf Tage später beginnt für uns die Weltmeisterschaft mit dem Spiel gegen Australien.

Der Bundestrainer holt in diesen Tagen immer wieder Basti und mich zu sich. Jogi Löw ist ein präziser Denker mit einem guten Gespür für die taktischen Möglichkeiten einer Mannschaft. Er trifft keine einsamen Entscheidungen. Immer wieder erwägt er in seinem schwäbischen Singsang Möglichkeiten, fragt, hört zu, fragt nach, wägt ab. Wenn eine Entscheidung dann reif ist, sitzt sie.

Die Mannschaft soll in einem 4-5-1-System spielen, das ist klar. Wir diskutieren, wer in diesem System welche Position ideal besetzt.

Miro Klose zum Beispiel hat eine miserable Saison hinter sich. Aber der Trainer vermittelt ihm in jedem Spiel, wie sehr er ihn schätzt, wie sehr er auf ihn setzt. Manche Spieler brauchen die Gewissheit, dass sie nach einem schlechten Spiel trotzdem im nächsten wieder mit dabei sind.

In der Nationalmannschaft ist Miro immer präsent. Er kann beim FC Bayern noch so schlechte Wochen gehabt haben,

kaum hat er den Bundesadler auf der Brust, ruft er seine oft gezeigten Qualitäten ab wie nichts.

Hätte der Bundestrainer vor dem Australienspiel entschieden, Cacau oder Mario Gomez als Spitze auflaufen zu lassen, der Boulevard hätte ihm applaudiert. Aber Jogi Löw folgt in seinen Entscheidungen keinen Moden. Er stellt Miro als einzige Spitze vor einem blutjungen Mittelfeld auf, das im Zentrum aus Basti Schweinsteiger und Sami Khedira besteht, an den Seiten aus Podolski und Thomas Müller und Mesut Özil hinter Miro Klose.

In der Abwehr stehen Arne Friedrich und Per Mertesacker als Innenverteidiger, Holger Badstuber links, ich rechts. Im Tor Manuel Neuer.

Insgesamt fünf Spieler aus unserer Elf spielen ihr erstes Turnier. Das Durchschnittsalter beträgt keine 25 Jahre. Nur Ghana und Nordkorea schicken noch jüngere Mannschaften in den Wettbewerb.

Als das Spiel in Durban angepfiffen wird, fällt die Nervosität wie ein Netz vom schwarzen Himmel, und es braucht einige Minuten, bis wir uns davon befreien können. Aber das Wie ist entscheidend. Özil spielt auf der rechten Seite Thomas Müller frei, der einen genialen Pass schräg durch den Strafraum zurücklegt auf Lukas Podolski, der an der linken Strafraumecke zum Schuss kommt und den flatternden Jabulani zum ersten Mal am australischen Torhüter vorbei ins Netz schießt, was heißt schießt, donnert!

In diesem Augenblick ist die Nervosität weg. Die Mannschaft wittert: was im Training genial war, ist hier gegen Australien genauso genial, und der Spaß, der uns in der Vorbereitung beseelt hat, bricht aus wie ein Vulkan. Dass es dann Miro Klose ist, der das 2:0 erzielt, fällt fast schon unter die Kategorie Zu-schön-um-wahr-zu-sein.

Thomas Müller und Cacau erhöhen nach der Pause auf 4:0, aber nicht nur das Ergebnis ist ein Glück, sondern vor allem, wie es zustande kam.

Manuel Neuer repräsentiert eine völlig neue Torwartgeneration. Er spielt die Bälle von hinten überragend heraus. Das Mittelfeld schaltet blitzschnell, und statt wie früher die Bälle lang in den gegnerischen Strafraum zu schlagen und auf die Kopfballstärke der eigenen Stürmer zu hoffen, wird munter kombiniert, mit kurzen Pässen, unkonventionellen Einfällen und einer gedanklichen Präsenz, die uns in jeder Phase des Spiels – ausgenommen die ersten paar Minuten – näher am Spiel sein lässt als den Gegner.

Gelächter in der Kabine. Die ganze Mannschaft hat ein spitzbübisches Nicht-schlecht-was?-Lächeln im Gesicht. Erstes Spiel, erste Party, aber dann beginnt schon wieder die spezielle Turnierarithmetik: wir sind gut gestartet, gewiss, aber in der Zwischenrunde sind wir noch nicht. Jetzt zählt das nächste Spiel gegen Serbien, denn mit einem Sieg können wir uns bereits fix qualifizieren. Das schont Nerven und Kraft, und außerdem steht der Beweis noch aus, dass diese junge Mannschaft auch unter Druck so gut spielen kann wie gegen Australien.

Ich mag es sehr, wenn selbst im Training erste Anzeichen von Euphorie sichtbar werden. Dann weiß ich, dass der Erfolg Wirkung zeigt, die Atmosphäre lockert, den Glauben an die Mannschaft stärkt. Aber als erfahrener Spieler weiß ich genauso, dass ein gutes Spiel allein noch gar nichts bedeutet. Im Fußball passiert so schnell etwas Unvorhergesehenes. Zum Beispiel hat die Schweiz gerade Spanien geschlagen. Gibt's das?

In der zweiten Partie gegen Serbien tun wir uns deutlich schwerer als gegen Australien. Wir kommen nicht besonders gut ins

Spiel, dann kassiert Miro Klose für sein zweites Foul in diesem Spiel die gelb-rote Karte, ein Witz. Wir müssen ab der 37. Minute in Unterzahl weiterspielen. Eine Minute später erzielen die Serben das 1:0.

Aber wir halten auch zu zehnt dagegen. Sami Khedira nagelt den Ball kurz vor der Pause an die Unterkante der Latte, den Nachschuss von Thomas Müller kratzt ein Serbe gerade noch von der Linie. Nach der Pause spielen wir phasenweise auf ein Tor, erarbeiten uns eine Chance nach der anderen, kriegen aber den Ball nicht hinein, nicht einmal vom Elfmeterpunkt: nach einem Handspiel von Nemanja Vidić schießt Lukas Podolski den Strafstoß so unplatziert, dass der serbische Torhüter abwehren kann.

Die Niederlage gegen Serbien fühlt sich für mich anders an als andere Niederlagen. Wir haben phasenweise wieder ausgezeichnet gespielt, elf starke Serben mit zehn Mann kontrolliert und in die Defensive gedrängt, und mit ein bisschen Glück hätten wir auch ohne Weiteres den Ausgleich machen können. Wir dürfen nach wie vor zuversichtlich sein.

Andererseits stehen wir wieder genau vor der Situation, die wir uns ersparen wollten: das letzte Gruppenspiel gegen Ghana müssen wir gewinnen, sonst sind wir draußen.

Hilfreich in diesen Tagen ist die Unterstützung der Freunde von der Presse: keiner der anwesenden Journalisten versäumt es, uns darauf hinzuweisen, dass Deutschland in der Geschichte der Fußballweltmeisterschaften noch nie in der Vorrunde ausgeschieden ist – wir wären die Ersten. Vielen Dank, aber das wussten wir schon.

In der »Süddeutschen« erscheint ein Porträt von mir auf Seite 3. Darin schreibt Holger Gertz, dass ich »das Glückskind des deutschen Fußballs« sei: »Aber erst nach dem Spiel gegen

Ghana werden wir wissen, ob der Kapitän und seine Kultur hier eine Zukunft haben.«

Es stimmt, für mich persönlich steht auch einiges auf dem Spiel. Verlieren wir gegen Ghana, leidet auch meine Reputation als Führungskraft, und es werden andere den Anspruch stellen, diese Mannschaft zu führen. So einfach ist das im Sport.

Die Faktenlage ist schwierig. Miro Klose gesperrt. Das lächerliche Foul aus dem Serbien-Spiel zieht auch noch eine Sperre für dieses wichtige Spiel nach sich.

Die junge Mannschaft ist zum ersten Mal wirklich unter Druck. Nicht auszudenken, wenn wir tatsächlich rausgekegelt werden. Ergebnis sticht im Zweifelsfall immer Leistung, und wenn wir in der Vorrunde rausfliegen, kriegt auch der Bundestrainer Schwierigkeiten und alles, was vorgestern noch nach grandioser Zukunft aussah, ist plötzlich graues Scheitern von gestern. Das Spiel gegen Ghana verdient also allen Ernstes den Begriff Schlüsselspiel.

Wir führen viele Gespräche im Quartier. Die erfahrenen Spieler sprechen den Jungen Mut zu. *Wenn du spielst wie in den letzten Partien, kann nichts schiefgehen. Lass dich nicht vom Rummel aus der Balance bringen. Bleib konzentriert. Konzentration hilft dir, deine Qualität abzurufen, und wenn alle ihre Qualität abrufen, gewinnen wir auch gegen Ghana.* Es geht darum, den Druck auf alle Schultern zu verteilen, die ihn aushalten können. Uns, den erfahrenen Spielern, wird in diesem Entscheidungsspiel noch mehr Bedeutung zukommen als sonst. Wir müssen Souveränität verströmen und dürfen noch weniger Fehler machen als die Jungs, die noch nie so ein Spiel spielen mussten. Wir sind dafür verantwortlich, dass sie nicht zu belastet ins Spiel gehen.

In der Presse wird der Bruderzwist im Hause Boateng rau

und runter geschrieben. Kevin-Prince spielt für Ghana, Jérôme für Deutschland, ein Integrationslehrstück. Beide Spieler, deren Vater aus Ghana stammt, sind in Deutschland aufgewachsen, haben sich aber aus diversen Gründen entschieden, für die jeweils andere Nationalmannschaft zu spielen. Außerdem ist Kevin-Prince dafür verantwortlich, dass Michael Ballack nicht mit von der Partie ist: sein Foul im englischen FA-Cupfinale hat Balle die Teilnahme an der WM gekostet. Allein die Frage, wie sich die deutsche Mannschaft revanchieren wird, ist ein unendliches Thema, als ob es irgendeine andere vernünftige Reaktion gäbe, als das Spiel zu gewinnen und weiterzukommen.

Alle vier Mannschaften haben noch die Chance, ins Viertelfinale aufzusteigen. Wenn die Serben Australien schlagen, sind sie durch. Wenn wir Ghana schlagen, sind wir durch. Wenn Ghana uns schlägt, ist Ghana durch. Wenn Australien Serbien hoch schlägt und wir Ghana hoch schlagen, ist Australien durch. Wenn Australien gegen Serbien unentschieden spielt oder knapp gewinnt, reicht uns ein Unentschieden gegen Ghana. Wenn wir knapp gegen Ghana gewinnen und Australien knapp Serbien schlägt, sind Ghana und wir weiter.

Die »Black Stars« aus Ghana sind stark. Sie haben einige gute Spieler in ihren Reihen, Gyan, Asamoah, Boateng, und die Unterstützung des ganzen Kontinents hinter sich. Ghana ist die letzte afrikanische Mannschaft, die noch eine Chance hat, das Achtelfinale zu erreichen, alle anderen sind bereits ausgeschieden, und die Euphorie der Zuschauer konzentriert sich jetzt ganz auf die Helden aus Ghana, die Serbien 1:0 geschlagen und gegen Australien 1:1 unentschieden gespielt haben.

Ich habe eine große Sympathie für diese Mannschaft. Außer sie spielt gegen uns.

Über 80.000 Zuschauer im First National Bank Stadium in

Johannesburg. Gleichzeitig wird in Nelspruit das Spiel zwischen Australien und Serbien angepfiffen.

Es geht um so viel, und wir spüren die Last. Als hätten wir Bleieinlagen in den Fußballschuhen. Ich begegne dem Druck, indem ich jeden Handgriff ganz bewusst wie immer tue. Wie ich mich anziehe, die Schuhe schnüre, noch etwas trinke. Wir beginnen das Spiel reichlich nervös. Die Abwehr wackelt wie bei einem Erdbeben, Ghana bekommt erste Chancen, aber nach zwanzig Minuten finden wir zu unserer Linie, und dann geht es hin und her, her und hin, aber das dauernde Auf und Ab ist nur ein Ausdruck dafür, dass wir die Partie nicht richtig unter Kontrolle bekommen. Als wir in die Halbzeitpause gehen, hat Manuel Neuer schon mehr Schüsse auf sein Tor bekommen als in den ersten beiden Partien zusammen.

Entscheidungsspiele haben einen eigenen Charakter. Sie erlauben keine Freiheit. Sie sind darauf ausgelegt, Fehler zu vermeiden, und werden meistens durch die Fehler, die trotzdem passieren, entschieden.

In der zweiten Halbzeit eine Schrecksekunde: Ghana spielt den Ball durch unsere Verteidigung durch, Gyan kann völlig allein auf unser Tor zulaufen, und Manuel Neuer zeigt, warum er zu Recht Deutschlands Nummer eins ist: er nimmt Gyan mit großartiger Reaktion den Ball ab und hält uns im Spiel.

Von draußen wissen wir, dass es bei Serbien gegen Australien noch 0:0 steht. Bei diesem Spielstand wären Ghana und wir weiter, und das wissen auch unsere Gegenspieler. Sie verlegen sich, unbewusst oder bewusst, darauf, das Resultat zu halten, und fahren zwei mächtige Abwehrriegel vor dem eigenen Tor auf. Wir sind jetzt praktisch ununterbrochen in Ballbesitz, aber zum Abschluss kommen wir nicht, bis in der sechzigsten

Minute Thomas Müller kurz antritt, den Ball in die Mitte zu Mesut Özil schiebt, der an der Strafraumgrenze steht, Mesut legt sich den Ball auf links und schießt ihn unwiderstehlich in die lange Ecke.

Da ist es wieder, dieses Gefühl der Freiheit.

Freiheit, die man mit einem Schrei begrüßen muss, sonst zerreißt es einen. Emotionen, die dich für einen Augenblick schwindlig machen. Tausend Gedanken. Schwebezustand. Eins null.

Aber dann geht es schon wieder weiter. Ghana will jetzt augenblicklich den Ausgleich. Wir riegeln ab. Wir haben Glück. Dann Bewegung auf der Bank, triumphierende Gesten: Australien ist gegen die Serben in Führung gegangen. Ich bin an der Auslinie, um etwas zu trinken, und höre, wie das Spiel steht. Langsam sieht's hier wirklich gut aus. Bei diesem Spielstand sind Ghana und wir im Achtelfinale.

Gleich darauf 2:0 für Australien in Nelspruit. Serbien scheint jetzt keine Gefahr mehr zu sein. Auf dem Rasen wird jetzt »Stratego« gespielt, alle sind mit einem Ohr beim anderen Spiel und versuchen, bloß nichts mehr zu riskieren. Ein Angriff hier, ein Angriff dort, viel Geschiebe im Mittelfeld.

Die Minuten zäh und lang. Wieder das Raunen auf der Bank, Serbien hat den Anschlusstreffer erzielt und braucht jetzt nur noch ein Tor, um Ghana rauszukegeln. Du kannst sehen, wie Ghanas Spieler sich noch einmal aufraffen wollen, um den Ausgleich zu erzielen und das serbische Restrisiko auszuschalten, aber sie können nicht mehr, sie sind platt, und weil auch die Serben den Ausgleich nicht mehr schaffen, geschieht in Johannesburg etwas sehr Seltenes: ein Entscheidungsspiel endet mit zwei Siegern. Wir stehen als Gruppenerster im Achtelfinale gegen England, und Ghana bekommt es mit den USA zu tun.

Im Klangraum Zigtausender Vuvuzelas feiern wir das Absolvieren von Etappe eins. Mindestziel absolviert. Aber wir haben viel mehr erreicht. Eine junge, unbedarfte Mannschaft hat in drei Spielen das ganze Spektrum des modernen Fußballs gezeigt. Wir haben geglänzt und einen starken Gegner an die Wand gespielt. Wir haben ein Spiel unglücklich verloren und nicht damit gehadert, sondern die richtigen Schlüsse gezogen. Wir sind mit der ganzen Konzentration, die es dafür braucht, in ein Entscheidungsspiel gezogen und haben es gewonnen. Das ist keine Mannschaft mehr, die mit ihrem Talent ein Versprechen für die Zukunft ist. Sie löst das Versprechen jetzt ein.

Die Vuvuzela ist inzwischen das wahre Maskottchen dieser WM. Kein TV-Kommentator, der sich nicht lang und breit für den Sound dieser Kindertrumpeten bei seinen Zusehern entschuldigt hätte. Ein anwesender Tontechniker erzählt uns nach einem Interview im Quartier, dass seine Anstalt sogar spezielle Filter über die Tonspur der Live-Übertragungen legen würde, um das permanente Trompeten wegzublenden.

Wir brauchen keine Filter, um uns vor den Vuvuzelas zu schützen. Auf dem Platz ist ihr Lärm weit genug entfernt, um uns nicht abzulenken. Wenn ein Spiel einmal begonnen hat, hören wir sie gar nicht mehr, kein Vergleich zum Klangteppich im Fernsehen.

Achtelfinale gegen England, Nachmittagsspiel in Bloemfontein, der Stadt der Blumen. Wir wissen, dass wir gegen die Briten unsere Chance haben werden. Sie haben in der Vorrunde eher mau gespielt und hatten große Probleme im Spielaufbau. Danach richten wir unsere Taktik aus: wir werden relativ tief stehen und auf schnelle Konter setzen.

Nach einer halben Stunde führen wir 2:0. Beim ersten Tor geht alles fast zu einfach: Neuer schlägt flach und weit in die Mitte der gegnerischen Hälfte ab, die englische Verteidigung schläft, da ist Miro Klose schon durch, lässt sich vom Verteidiger nicht mehr wegempeln und schiebt den Ball am Torwart vorbei ins Netz.

Zehn Minuten später eine Superkombination Marke außirdisch. Miro Klose, der im rechten Mittelfeld auftaucht, spielt den Ball mit dem Außenrist in den Lauf von Thomas Müller, der legt quer zu Podolski, und Podolski knallt den Ball durch die Beine des englischen Keepers in die lange Ecke. Grandios!

Für einen Moment sieht es so aus, als hätten wir Flügel bekommen. Alles gelingt. Jeder Pass kommt an, und in der Luft liegt ein eigenständliches Kichern, als würde sich der Ball mit uns amüsieren.

Nach einem Eckball holt England ein Tor auf, und schon verstummt das Kichern. Jeder von uns weiß, dass die englischen Spieler Qualität haben, was uns gleich darauf ein Bogenschuss von Frank Lampard bestätigt, der von der Latte ins Tor hüpfte und wieder heraus. Manuel Neuer schnappt sich den Ball und tut so, als wäre nichts passiert.

Ich stehe am Sechzehner und sehe ganz genau, dass der Ball hinter der Linie aufschlägt, fast einen Meter hinter der Linie, aber der Augenblick, in dem der Schiedsrichter pfeifen müsste und energisch zur Mitte deuten, dehnt sich länger als erwartet, und während die Engländer alle auf dem Feld stehen und sich den Kopf halten, als hätten sie gestern Abend zu viel Guinness getrunken, geht das Spiel tatsächlich weiter, und ich denke mir nur, Respekt, der Linienrichter traut sich was.

Selbstverständlich ist eine Fehlentscheidung wie diese der pure Wahnsinn. Ich muss mir nur vorstellen, wie ich aus der

Haut gefahren wäre, wenn der Schiedsrichter uns so ein Tor ab-erkannt hätte. Wenn man sich vor Augen hält, welch enormes Unternehmen so eine WM darstellt, wie viel Geld in die Vorbereitung des Turniers, in die Selektion aller Mannschaften, in die perfekte Vorbereitung jedes einzelnen Spielers investiert wird, dann ist die Tatsache, dass ein Linienrichter für einen Augenblick schlecht sieht und damit ein Spiel entscheiden kann, geradezu lächerlich. Ich hoffe, dass Entscheidungen wie diese in Zukunft unmöglich gemacht werden, durch welche Hilfsmittel auch immer.

Aber natürlich ist es für uns perfekt, mit 2:1 in die Pause zu gehen. Geschenk angenommen, herzlichen Dank.

In der zweiten Halbzeit spielen wir so, dass alle Diskussionen über Lampards nicht gegebenes Tor augenblicklich hinfällig sind. Wir stehen super. Wir lassen keine Chance der Engländer mehr zu, höchstens eine halbe. Wir spielen zwei überragende Konter und gewinnen 4:1.

Es ist nicht nur großartig, *dass* wir England schlagen. Noch großartiger ist, *wie* wir England schlagen. Die Schnelligkeit unserer Konter, die Eleganz des Spiels, die Sicherheit im Passspiel, das oft nur mit einem Ballkontakt jedes Spielers auskommt. Mesut Özil ist für dieses Spiel wie geschaffen, er hat sowohl die Technik als auch den Blick dafür, aber diese Fähigkeiten wirken plötzlich ansteckend: wie Miro Klose den Ball mit dem Außenrast in die Tiefe spielt – so etwas gelingt normalerweise nur beim Bolzen im Englischen Garten, aber nicht in der K.o.-Phase einer Weltmeisterschaft.

Und Thomas Müller. Zwanzig Jahre alt. Er hat seine erste Saison bei den Profis vom FC Bayern hinter sich und hat bereits in einem Champions-League-Finale gestanden. Er liebt das Konterspiel, er geht bei jedem Angriff mit hundertprozentiger

Überzeugung mit, weil er weiß, dass er sich gegen jeden Widerstand freilaufen kann.

Wer Thomas Müller beim Fußballspielen zuschaut, weiß, was Talent bedeutet. Er muss nicht darüber nachdenken, wo er sich zu postieren hat, um dem Gegner das Verteidigen schwer zu machen. Er hat es im Blut, er weiß es einfach. Bevor der Verteidiger, der auf ihn aufpassen soll, sich einmal umgedreht hat, ist Thomas schon wieder ganz woanders. Er lungert die längste Zeit irgendwo rum, und dann ist er frei, und wenn er dann den Ball bekommt, haut er ihn in der Regel mit aller Unbekümmertheit rein.

Mir ist diese ganz spezifische Fähigkeit zum ersten Mal aufgefallen, als wir in der Vorbereitung auf die erste Van-Gaal-Saison mit dem FC Bayern ein Freundschaftsspiel spielten. Thomas kam damals frisch gefangen von den Amateuren, und als ich links durchging und eine Anspielstation suchte, sah ich, wie er sich gerade von seinem Verteidiger wegschlich – schleichen ist genau das richtige Wort für seine Art, sich anzubieten. Ich spielte ihm dann den Ball zu, und Thomas machte das Tor, und ich dachte mir, oha, da kommt einer mit einem Bärentalent, der wird uns noch viel Freude machen.

Selten habe ich so fassungslose, begeisterte Journalisten gesehen wie nach dem Spiel gegen England. Hurra! Sie suchen nach Worten, um zu beschreiben, wie super es sich anfühlt, England geschlagen zu haben und noch dazu auf diese Weise. Mir geht es genauso, als ich den englischen Journalisten Interviews gebe – auf englisch. In den Zeitungen erscheinen am nächsten Tag auch nur Spielberichte, die eigentlich als Gedichte durchgehen würden oder – wie hieß das im Mittelalter: Minnegesänge?

Auch bei uns kursiert das Kichern aus der ersten Halbzeit. Aber während wir noch mit einem Auge das gerade gewonnene

Spiel betrachten, schauen wir mit dem anderen bereits auf unseren nächsten Gegner. Der wird abends im Spiel Argentinien gegen Mexiko ermittelt. So ist Fußball: ein ständiges Schielen auf das, was war, und das, was kommt.

Argentinien ist mit Brasilien und Spanien einer der ganz großen Favoriten auf den Weltmeistertitel. Jede Mannschaft, die einen Spieler wie Lionel Messi in den Reihen hat, zählt zu den Favoriten auf den Titel. Und neben Messi laufen in der Offensive überragende Einzelkönner wie Carlos Tévez, Gonzalo Higuaín, Maxi Rodríguez oder Ángel Di María auf.

Im März haben wir in München sang- und klanglos gegen Argentinien verloren. Das Ergebnis von 0:1 war noch das Beste an diesem Spiel.

Aber wir haben unsere Lehren daraus gezogen.

Nach der Analyse sämtlicher Daten steht vor allem eines fest: Argentinien hat blendende Individualisten, funktioniert aber nicht als Mannschaft. Sobald das Team angreift, sind fünf Spieler beteiligt, aber die anderen fünf stehen mit Abstand dahinter. Die Mannschaftsteile sind viel zu weit voneinander entfernt. Wenn du den Ball erobertest und an der argentinischen Offensive vorbeispielst, stehst du nur noch gegen fünf Argentinier, weil die Offensive nicht mehr mitläuft und ihre Verteidiger unterstützt: so kannst du relativ schnell Situationen herstellen, in denen deine Mannschaft in Gleichzahl oder sogar Überzahl auf das gegnerische Tor zukommt.

Die Voraussetzung dafür ist Schnelligkeit. Schnelligkeit im Kopf und Schnelligkeit im Konterspiel. Die ganze Mannschaft muss überfallartig angreifen, und die ganze Mannschaft muss bei Ballverlust augenblicklich entschlossen verteidigen, vom Stürmer bis zum Innenverteidiger.

Wir trainieren diese Spielweise in den Tagen vor dem Argentinien-Spiel ganz intensiv. Ballgewinn in der Defensive, schnelles Durchspielen an den gegnerischen Spitzen vorbei, Herstellen von Überzahl, indem Außenverteidiger und Mittelfeldspieler mit in den Angriff gehen, Abschluss, sofortiges Um-schalten auf Defensive.

In den Taktikbesprechungen laufen Videoclips der besten Argentinier. Tévez. Di María. Messi. Messi. Szenen, in denen Messi tanzt und super Gegenspieler schlecht aussehen lässt. Dann die Analyse: Warum kommt es so weit, dass Messi tanzen kann? Was muss die Mannschaft tun, um ihn gar nicht erst auf die Idee kommen zu lassen, seine technische Brillanz auszuspielen? Auch dafür gibt es Beispiele auf Video. Mannschaften, die Messis Kreise so eingeengt haben, dass er nicht so effektiv werden konnte wie sonst. Beispiele, wie man selbst gegen ihn wirkungsvoll verteidigen kann.

Wir arbeiten eine Strategie gegen Messi aus. Wenn er mit dem Ball auf unsere Verteidigung zuläuft, muss er immer bedrängt und begleitet werden, ohne Foul, bis ein zweiter Spieler dabei ist, der ihn zusätzlich stört. Nicht, dass das ein sicheres Mittel wäre, Messi auszuschalten, dazu ist er zu stark – aber es ist eine vielversprechende Regieanweisung, eine Konzentration von mehreren Kräften, um den Fähigkeiten eines Einzelnen etwas Entsprechendes entgegenzusetzen.

Genauso Tévez. Er darf einfach keinen Platz bekommen, um frei zum Schuss zu kommen und die ganze Energie seines kompakten Körpers hinter den Ball zu hebeln. Wir arbeiten sein Einzelprofil genauso durch wie das von Di María und einigen anderen. Als wir uns auf den Weg nach Kapstadt machen, um am Sonntagabend unser Viertelfinale zu spielen, sind wir voller Respekt, aber vorbereitet. Jeder Spieler weiß ganz genau, was er

zu tun hat. Jeder Verteidiger ist darauf vorbereitet, gemeinsam mit seinen Kameraden einigen der besten Individualisten der Welt den Schneid abzukaufen. Unsere Mannschaft ist eine Mannschaft. Jeder weiß, dass wir nur gewinnen werden, wenn sich unsere individuellen Fähigkeiten in den nächsten 90 Minuten zu einem Paket, zu einem Ganzen formen lassen.

Am Tag vor dem Spiel machen wir eine kleine Rundfahrt durch Kapstadt, wo tags darauf das Viertelfinalspiel stattfinden wird. Wir schauen uns die wunderschöne Stadt an, gehen ein bisschen am Meer spazieren, nehmen in einem Strandcafé einen Espresso. Die Stimmung in Kapstadt ist angenehm locker und gelassen, ganz anders als in Johannesburg, wo unsere Sicherheitsleute die dringende Empfehlung ausgesprochen haben, nicht allein auf die Straße zu gehen.

Es ist wie ein Geschenk, dass wir im Cape Town Stadium schon in der dritten Minute in Führung gehen, denn das kommt unserer Strategie des Abwartens und Auf-unsere-Chancen-Lauerns zusätzlich entgegen. Basti Schweinsteiger dreht einen Freistoß von links vors Tor, und einmal mehr schleicht Thomas Müller allen Verteidigern davon und bringt den Ball per Kopf im Tor unter.

In der Defensive stehen wir sicher. Argentinien hat mehr Ballbesitz. Argentinien sieht vielleicht feldüberlegen aus. Aber Argentinien bekommt keine echten Chancen, denn wir können in der Verteidigung alles umsetzen, was wir geübt, was wir uns vorgenommen haben. Sobald Messi einmal in der Gefahrenzone den Ball hat, sind sofort zwei, drei Verteidiger bei ihm, und die Argentinier haben weder die Mittel noch die Taktik, um die Räume, die sich dadurch auftun, zu nutzen. Umgekehrt gelingt

es auch uns nicht, die geplanten schnellen Angriffe zu Ende zu spielen. Aber mein Gefühl ist gut, mein Optimismus klar. Wir sind so konzentriert, dass uns hinten kein unnötiger Fehler passieren wird, und unsere Chancen werden noch kommen.

Als Argentinien nach der Pause zu drängen beginnt, sehen wir sofort, dass sie zwar wollen, aber keine neuen Einfälle mitbringen. Im Klartext: Diego Maradona hat als Trainer keinen Einfall gehabt, außer seinen Spielern die übliche Ihr-müsst-rennen-bis-zum-Umfallen-Rhetorik in die Ohren zu blasen. Nach wie vor hängen die Mannschaftsteile des Gegners zu wenig zusammen, und es ist nur die Klasse der einzelnen Spieler, die Argentinien gefährlich macht, nicht aber ein System, das diese Klasse zur Geltung bringen kann.

Trotzdem steht das Spiel jetzt auf der Kippe. Die argentinischen Stars rackern sich ab. Immer wieder Schüsse auf unser Tor, aber keiner, der unseren Torhüter in Verlegenheit bringt. Doch der Druck nimmt zu, aber genau jetzt passiert das, worauf wir spekuliert haben.

Bei einem Gegenangriff gelingt es Thomas Müller, obwohl er ausgerutscht ist und am Boden liegt, den Ball an seinem Gegner vorbei in die Tiefe zu spielen, und dann ist Lukas Podolski auf und davon und serviert Miro Klose den Ball so appetitlich, dass der nur noch Danke sagen muss. 2:0.

Als wir nur drei Minuten später das 3:0 erzielen, ist die Partie gelaufen. Basti Schweinsteiger macht, was Messi in diesem Spiel nicht gelungen ist, er spielt von links kommend die gesamte argentinische Hintermannschaft aus und serviert den Ball dann ausgerechnet unserem Innenverteidiger Arne Friedrich, der mit nach vorn gegangen ist, und Arne erzielt ausgerechnet im WM-Viertelfinale sein erstes Länderspieltor – ein Tor, wie man es sich nie und nimmer ausdenken kann,

aber auch das ist eine Stärke dieser Mannschaft. Sie lässt sich von ihrer taktischen Grundausrichtung nicht fesseln, sie agiert unbekümmert und verantwortungsvoll und ideenreich zugleich.

Drei Minuten vor Schluss schließlich der Paukenschlag, mit dem wir ins Fußballparadies gerufen werden: mit dem besten kalkulierten Konter, der uns in diesem Spiel gelingt, mit unserer schärfsten Waffe, machen wir das 4:0, wunderschöner Pass von Özil, knochentrockener Abschluss von Miro Klose, der sich anschließend sogar den Luxus eines Saltos leistet, wie er ihn in jungen Jahren immer nach Toren gezeigt hat.

Vier.

Zu.

Null.

Ich muss mir das Ergebnis immer wieder buchstabieren, damit ich es wirklich glauben kann. 4:0 gegen Argentinien, gegen den großen Favoriten dieser WM. Wie geil ist das denn ...

Auf den Tribünen jubeln jetzt alle. Die argentinischen Fans sind längst verstummt, und die afrikanischen, die bei Anpfiff noch unentschieden waren, sind in unser Lager übergelaufen. Jetzt kann der Schiedsrichter ruhig abpfiffen. Jetzt auf die Ehrenrunde gehen und genießen, was uns gerade gelungen ist.

Diego Maradona am Spielfeldrand, das Gesicht mit dem Salz-und-Pfeffer-Bart zu einer dramatischen Grimasse verzogen. Kaum möglich, dass er diese Schlappe als Teamchef überleben wird.

Irgendwer hat mich gefragt, ob man in solchen Situationen auch eine Spur Mitleid mit dem Gegner spürt. Wie bitte? Mitleid wäre in diesem Moment total falsch am Platz. Fußball funktioniert eben so, und nach einem glänzenden Ergebnis in einem so wichtigen Spiel ist einzig und allein Freude angesagt, herz-

liche Freude darüber, dass wir es geschafft haben, zwei große Fußballnationen großartig zu besiegen und ins Halbfinale der WM aufzusteigen.

In der Kabine ist es heute lustiger als sonst, aber dann müssen wir uns auch schon sputen, erst der Bundeskanzlerin die Hand schütteln, die für dieses Spiel extra aus Deutschland eingeflogen ist, dann in den Bus zum Flughafen, mit unserer Chartermaschine zurück nach Pretoria, wo wir eine halbe Stunde von der Stadt entfernt in einem gut bewachten Hotelkomplex wohnen. Im Hotel Velmore gibt es noch Abendessen, und während wir uns Steaks und Pasta vom Buffet holen, ist schon klar, dass unser Gegner im Halbfinale wie erwartet Spanien sein wird.

Der nächste Kracher. Spanien hat Paraguay in einer mühevollen Partie mit 1:0 besiegt. Wir bekommen also die Chance, uns für das verlorene EM-Finale in Wien zu revanchieren.

Nach dem Essen löst sich die Mannschaft auf. Manche Spieler gehen aufs Zimmer, um Playstation zu spielen, manche setzen sich vor den Fernseher und ziehen sich noch mal die besten Szenen unseres Spiels rein, ein paar sitzen draußen auf der Terrasse und ratschen.

Wenn geratscht wird, bin ich dabei. Ich trinke dann gern noch ein Glas Bier, kann sein, dass dann auch noch die Karten ausgepackt werden und wir schafkopfen oder pokern.

Es ist praktisch unmöglich, nach einem wichtigen Spiel zu einer normalen Zeit einzuschlafen. Selbst wenn ich nach einem Champions-League-Spiel um halb eins im Bett bin, wird es mindestens drei, bis ich endlich einschlafen kann, auch wenn ich müde bin, wenn mir die Beine wehtun, aber der Adrenalin-Spiegel im Blut ist zu hoch, keine Chance, zur Ruhe zu kommen. Da bleib ich lieber wach und hab Spaß mit den Kamera-

den, bis sich irgendwann im Morgengrauen die nötige Bett-schwere einstellt.

Wir bereiten uns auf Spanien vor wie auf Argentinien. Das ist freilich nicht ganz so einfach. Während die Argentinier Stars, aber kein System hatten, ist bei den Spaniern das System der Star. Seit Jahren spielt diese Nationalmannschaft auf höchstem Niveau ein dominantes System mit viel Ballbesitz und kurzen, flachen Bällen. Die Mitglieder der Mannschaft sind allesamt grandiose Techniker, und sie haben ihr System verinnerlicht. Ich bin sicher, Xavi, Iniesta und Kollegen können sogar im Schlaf den Ball mit einem Kontakt hin und her spielen.

Thomas Müller wird das Halbfinale nicht mitmachen. Er hat nach seiner zweiten gelben Karte gegen Argentinien eine Sperre für ein Spiel kassiert. Das ist ärgerlich, weil er die Karte wegen eines blöden Handspiels sah, und es ist bitter für uns, weil Thomas in bester Verfassung ist und mit seinem unkonventionellen Spiel die Mannschaft unberechenbar macht.

Aber als Fußballprofi musst du Pragmatiker sein. Wenn ich von Journalisten gefragt werde, ob uns Thomas fehlen wird, gebe ich die einzige Antwort, die ich geben kann: »Wir haben einen starken Kader. Wir können auf jeder Position einen Aus-fall kompensieren.« Anders darfst du nicht denken, sonst gehst du beim geringsten Gegenwind schon geknickt auf den Platz, leichte Beute. Für Thomas Müller rückt Piotr Trochowski in die Mannschaft.

Unsere Taktik ist ähnlich wie gegen Argentinien. Hinten dicht machen, eng stehen und rasant umschalten, schnelle Konter spielen.

Wenn es zwischen England, Argentinien und Spanien einen entscheidenden Unterschied gibt, dann besteht der darin, dass

die Fehler, die der spanischen Mannschaft unterlaufen, wesentlich geringer sind als die von Engländern und Argentiniern. Nicht nur, dass alle Spieler brillante Techniker sind – sie spielen mit einem Höchstmaß an taktischer Disziplin, und es ist kein Zufall, dass sie regierender Europameister sind und eine Serie mit 38 Spielen ohne Niederlage hingelegt haben: Spanien ist schlicht und einfach die beste Mannschaft der Welt.

Das heißt natürlich nicht, dass die beste Mannschaft der Welt nicht gegen uns verlieren kann. Verzeihung, wer hat letzte Woche acht Tore gegen England und Argentinien geschossen?

Ich kenne den psychischen Zustand von Mannschaften vor entscheidenden Spielen. Vor jedem Spiel verinnerlicht jeder Einzelne, dass er an den Sieg glaubt.

Aber vor dem Spanien-Spiel braucht es keine Psychotricks: die Mannschaft glaubt fest an sich und ihre Chance, ins Finale zu kommen.

Immer wieder lässt irgendwer das WM-Lied der »Sportfreunde Stiller« laufen: Vierundfünfzig-vierundsiebzig-neunzig-zweitausendzehn. Die Daten von Deutschlands bisherigen WM-Titeln – und 2010: Damit sind wir gemeint.

Als wir in Durban im Moses-Mabhida-Stadion auf den Platz laufen, platzt die Mannschaft vor Selbstbewusstsein. Aber schon wenige Minuten nachdem der ungarische Schiedsrichter das Spiel angepfiffen hat, spüren wir, dass es heute besonders schwer wird. Die Spanier spielen ihr Spiel, wir versuchen sie daran zu hindern, die Spanier haben den Ball, wir laufen ihnen nach. Der wichtigste Erfolg besteht darin, dass wir keine ganz klaren Torchancen zulassen. Aber eines ist schnell klar: zu unserem schnellen und eleganten Spiel werden wir gegen diese Spanier nicht leicht finden. Wir sind nicht mehr so weit von ihnen

entfernt wie noch 2008 bei der EM. Aber sie sind nach wie vor die bessere Mannschaft, kein Zweifel.

Das 0:0 zur Pause ist schon ein kleiner Erfolg. Solange es 0:0 steht, ist nichts verloren. Fatal wird es gegen diese Mannschaft erst, wenn du im Rückstand bist, denn dann zelebrieren sie ihren Ballbesitz so, dass du keinen einzigen Ball siehst. Und wenn du zu viel in die Balleroberung investierst, zu weit aufrückst, um wenigstens in einen Zweikampf zu kommen, kontrollieren sie dich mit zwei, drei Ballkontakte aus, so schnell kannst du gar nicht schauen.

Die Überlegenheit von Spanien wird jetzt drückend wie die Flut. Noch immer halten wir dagegen, kämpfen gegen das Brechen des Damms. Wir bekommen sogar die Riesenchance, in Führung zu gehen, 70. Minute, als Lukas Podolski den Ball zu Toni Kroos spielt, der erst wenige Minuten zuvor für Trochowski ins Spiel gekommen ist, und ausgerechnet Toni, ein Spieler mit überragender Technik und einem unnachahmlichen Schuss, trifft den Ball nicht richtig, und die bisher beste Chance des Spiels ist vorbei und vergeben.

Irgendwie bezeichnend, dass wir ausgerechnet nach einer Standardsituation das 0:1 kassieren, Ecke Xavi, Kopfball Puyol, nachdem wir uns so lange mit Erfolg gegen das pulsierende Kurzpassspiel zur Wehr gesetzt haben. Aber es ist ein Zeichen der Reife einer großen Mannschaft wie Spanien, wenn ihre Spieler auch Möglichkeiten nutzen, die nicht ihrem Stil entsprechen.

Genau diese Reife ist notwendig, um eine WM zu gewinnen. Auch Zinédine Zidane, dieser großartige Techniker, hat das vorgemacht, als er 1998 im Finale gegen Brasilien zwei Kopfballtore erzielte – viel mehr Tore per Kopf erzielte er in seiner ganzen Karriere nicht.

Nach dem Gegentreffer wird es noch viel schwieriger für

uns. Die Spanier spielen sich den Ball im Mittelfeld zu, ziehen ein grandioses Positionsspiel auf, und dann vergeht Minute um Minute, und während wir immer weiter aufrücken, um vielleicht doch noch unsere Ausgleichschance zu erzwingen, bekommen die Spanier noch ein, zwei gute Konterchancen, die sie vergeben, und dann ist das Spiel aus, und unsere Chance, Weltmeister zu werden, ist vorbei, vergeben, auf Wiedersehen in vier Jahren.

Gleich nach dem Spiel muss ich zum Interview. Während auf dem Spielfeld einzelne Kameraden herumliegen, als hätte sie der Blitz getroffen, muss ich jetzt vor der Kamera auf die Frage antworten, wie groß meine Enttäuschung ist.

»Groß natürlich«, sage ich, während ich ein paar Phrasen loswerde – »wir haben uns heute viel vorgenommen« – »das ist uns nicht gelungen« –, steigt mir das Blut in die Wangen, und ich würde wahnsinnig gern irgendwo um die Ecke gehen, um loslassen zu können, dabei stehe ich jetzt vor dem Auge von ich-weiß-nicht-wie-vielen Fernsehzuschauern, deren Riesentraum gerade genauso geplatzt ist wie meiner, und dann fragt der Interviewer auch noch, ob für mich gerade ein Riesentraum geplatzt ist, und was soll ich jetzt sagen außer, ja, klar, es ist der Traum jedes Fußballers, einmal Weltmeister zu werden, und als er mich nach einer letzten Frage, ob ich jetzt Lust habe auf das Spiel um Platz drei – »nein, keine Lust!« –, entlässt, ist das die einzige Erleichterung, die ich an diesem Abend spüre.

Beim Abendessen hängt eine Glocke des Schweigens über Spielern und Betreuern. Noch kommt die Gewissheit, dass wir ein super Turnier gespielt haben, nicht gegen die Enttäuschung über die Niederlage an, aber vereinzelt melden sich schon ein

paar Stimmen mit einem kleinen Witzchen oder einer Bemerkung, die den Weg zurück in die Normalität, ins Morgen und Übermorgen weist.

Toni Kroos sitzt bei uns am Tisch. Niemand spricht ihn auf die vergebene Chance an. Manchmal hat eine Mannschaft zwanzig Chancen und macht kein Tor, manchmal nur eine. Sicher ist, dass niemand lieber das Tor gemacht hätte als Toni selbst.

Tags darauf spüre ich, dass irgendetwas mit mir nicht stimmt. Ich werde krank. Die Anspannung während der vergangenen Wochen ist mit der Niederlage von mir abgefallen, und mit der Anspannung bricht auch mein Immunsystem zusammen. Ich bekomme Fieber, Schüttelfrost, Schmerzen am ganzen Körper. Es ist, als würde sich mein Organismus bei mir darüber beschweren, dass wir die große Chance, in ein WM-Finale einzuziehen, gestern ausgelassen haben.

Es geht nicht nur mir so. Auch der Trainer wird krank, auch Lukas Podolski, Mario Gomez und drei andere Betreuer. Bis vier Stunden vor Anpfiff habe ich dennoch vor, das Spiel um Platz drei gegen Uruguay mitzumachen, aber dann muss ich doch absagen. Von der Tribüne aus sehe ich, wie wir 3:2 gewinnen und wie sich Thomas Müller mit seinem fünften Tor den Titel des WM-Torschützenkönigs sichert.

Immerhin kann ich, warm eingepackt in meinen Trainingsanzug, an der Siegerehrung teilnehmen und die Medaille für den dritten Platz in Empfang nehmen, meine zweite nach 2006.

Tags darauf fliegen wir nach Hause.

Jetzt heißt es gesund werden, denn ich habe etwas Wichtiges vor. In drei Tagen werde ich heiraten.

12. Kapitel

PHILIPP, AB JETZT SIND SIE KAPITÄN

Verantwortung leben: Die Kapitänsfrage

Wie sich Verantwortung anfühlt – unangenehme Wahrheiten ansprechen – Gegenwind aushalten – wie man in der Mannschaft Autorität gewinnt – mannschaftsdienlich spielen – wie man Leistungen bestätigt – Fehler entdecken und ansprechen – sich für die richtige Sache starkmachen

Wir bereiten uns im Mai 2010 in Madrid auf das Champions-League-Finale gegen Inter vor, als eine Nachricht in der Kabine die Runde macht.

»Hast du schon von Balle gehört?«, fragt Andi Ottl.

»Was ist?«, frage ich. Ich weiß natürlich, dass Michael Ballack nach einem Foul im Pokalfinale vom Feld musste, aber ich weiß nicht, wie schwer seine Verletzung ist.

»Innenbandriss«, sagt Andi. »Er fällt für die WM aus.«

Es ist wie verhext. Balle ist nicht der erste Spieler, der unserer Mannschaft in Südafrika fehlen wird. Aber er ist der prominenteste. Sein Gesicht ist das Gesicht unserer Mannschaft. In ganz Deutschland ist Balle plakatiert, manchmal auf ganzen Hausfassaden, als Werbeträger für Firmen und für uns, die Nationalmannschaft. Michael Ballack ist unser Kapitän – der »Capitano«, wie ihn Jürgen Klinsmann immer genannt hat.

Ein Kapitän hat viele Funktionen für eine Mannschaft. Er führt sie aufs Feld und repräsentiert sie gegenüber dem Schieds-

richter. Er sorgt auf dem Platz dafür, dass die Anweisungen des Trainers umgesetzt werden. Er steht in der Verantwortung, die Mannschaft anzutreiben und zu motivieren, sobald das Spiel nicht so läuft, wie man es sich wünscht. Er ist die Stimme der Spieler, wenn es darum geht, die Strategie auf dem Platz festzulegen. Er hilft dem Trainer, Entscheidungen zu treffen, und hält dafür seinen Kopf hin. Er besetzt eine wichtige Position in der Entwicklung der Mannschaft. Erfolg oder Misserfolg werden mit seiner Person verknüpft.

Fußball ist wie so oft eine Metapher für das richtige Leben. Auch wenn etwas wirklich Bitteres passiert, muss es weitergehen. Die WM findet statt, auch wenn unser Kapitän für die nächsten Monate nicht mehr daran denken kann, Fußball zu spielen. Jogi Löw bringt das in seinem Statement auf den Punkt: »Im ersten Moment war ich geschockt, aber nun müssen eben andere mehr Verantwortung übernehmen. Es ist für uns natürlich ein großer Verlust, Michael ist ein Weltklassespieler und unser Kapitän.«

Während in den Medien noch darüber spekuliert wird, ob Kevin-Prince Boateng, der das Foul an Michael begangen hat, absichtlich oder nur grob fahrlässig gehandelt hat, denkt der Bundestrainer schon darüber nach, wie sich Michael Ballack ersetzen lässt. Zu diesem Zeitpunkt weiß noch niemand, dass Basti Schweinsteiger und Sami Khedira eine großartige WM spielen werden, aber im Kopf des Trainers entstehen gerade die Grundlagen für diesen Gedanken. Außerdem steht die Entscheidung an, wer Michael während der WM als Kapitän ersetzen soll.

Nachdem wir Spieler vom FC Bayern nach dem Champions-League-Finale zur Nationalmannschaft gestoßen sind und die

Vorbereitungen auf die WM in ihre letzte Phase gehen, schließen die Spekulationen ins Kraut, wer die Mannschaft in Südafrika führen wird. Infrage kommen drei Bayern-Spieler: Miro Klose, der Mann mit den aktuell meisten Länderspielen, Bastian Schweinsteiger und ich.

Wir sind die Spieler mit der größten Erfahrung. Miro, der auch mit Abstand der Älteste in unserer Mannschaft ist, hat gerade eine schwierige Saison beim Klub hinter sich. Ich denke, dass es auf Basti oder mich hinauslaufen wird, und es wäre gelogen, wenn ich sagen würde, dass mir die Entscheidung egal ist.

Mein Spiel ist seit frühester Jugend darauf ausgelegt,mannschaftsdienlich zu sein. Ich bin ein Spieler, der das Spiel fließen lässt und seine Mitspieler in Szene setzt. Meine Position befindet sich nicht im Zentrum des Platzes, aber im modernen Fußball hängt jede Position mit jeder anderen zusammen. Wenn du Mannschaftsspieler bist und kein Solist, kannst du auf jeder Position Kapitän sein. Das Spiel ist so schnell und so komplex geworden, dass du von jeder Position aus deine Mannschaft entscheidend beeinflussen kannst. Brillante Flügelspieler zum Beispiel brauchen immer die Gewissheit, dass in ihrem Rücken nichts anbrennt, wenn sie in der Offensive riskante Spielzüge und Dribblings unternehmen.

Es hat mir immer Freude gemacht, die Spielweise meiner Mannschaft mitzulenken – sei es durch das eigene Spiel, sei es durch Arbeit im Training oder durch Gespräche mit Kameraden und dem Trainer. Kapitän zu sein ist der höchste Ausdruck dafür, dass diese Einstellung geschätzt wird, und ich bin glücklich und dankbar, als mir der Bundestrainer mitteilt, dass ich für die Dauer der WM Michael Ballack vertreten darf.

Die Fußballnation Deutschland während einer Weltmeis-

terschaft aufs Feld zu führen, ist ganz schön viel Ehre. Ich bin erst 26, der jüngste WM-Kapitän aller Zeiten.

Verpatzen wir mit unserer ersatzgeschwächten, jungen Mannschaft dieses Turnier, dann ist mein Name auf ewig mit einer Blamage verbunden. Aber so denke ich nicht. Der Bundestrainer hat sich schließlich etwas dabei gedacht, als er sagte, »nun müssen eben andere mehr Verantwortung übernehmen«.

Ums so schöner, als wir dann eine großartige WM spielen und bis ins Halbfinale vorstoßen.

Die Mannschaft präsentiert sich während der gesamten Zeit als Einheit. Ihre Harmonie und Ruhe strahlen weit über den Platz hinaus. Damit ist alles erreicht, was ich mir als Kapitän wünsche.

Denn ich glaube daran, dass mehrere Spieler Leitwölfe, Anstreiber einer Mannschaft sein können, ja müssen. Es braucht zwei, drei, vier Spieler, die sich einig sind, wann die Mannschaft Gas geben muss, wann die Botschaft durchgegeben wird, hey, Jungs, es geht noch was. Nur so setzt du eine Mannschaft in Bewegung oder reißt sie aus ihrer Lethargie. Jede Mannschaft braucht einen Kern von Spielern, die sich genauso verantwortlich für das Ganze fühlen wie der Kapitän. Das ist meine Theorie der »flachen Hierarchien«. Wer am Schluss den Impuls gibt, ein verloren geglaubtes Spiel zu drehen, ist völlig egal. Wichtig ist, dass das entsprechende Bewusstsein vorhanden ist und dass der Impuls kommt. Deshalb spreche ich auch gerne von, Achtung, Mehrzahl, den Kapitänen einer Mannschaft.

Zwei Tage vor dem Halbfinale gegen Spanien stehen Pressetermine mit der »Bild«-Zeitung und der Münchener »tz« an.

Beide Journalisten stellen während ihrer Interviews unter anderem die Frage, ob ich Lust habe, auch in Zukunft Kapitän dieser Mannschaft zu bleiben.

Meine Antwort ist einfach und ehrlich: »Ja, klar.«

Und einmal mehr erkläre ich, warum: Ich habe zu einem Zeitpunkt, als das notwendig war, Verantwortung übernommen. Während der Vorbereitung auf die WM habe ich einen Führungsstil entwickelt, der von der Mannschaft, wie man sieht, gut aufgenommen wurde. Und ich vertraue mir selbst in meiner Funktion als Kapitän – sonst könnte mir ja die Mannschaft nicht vertrauen.

Während der WM-Vorbereitung habe ich schon gesagt, dass diese Nationalmannschaft die beste ist, in der ich je gespielt habe. Dafür wurde ich noch belächelt und einer platten Motivationsrhetorik verdächtigt. Als wir dann tatsächlich groß aufspielen und nicht nur unsere Fans, sondern sogar unsere Gegner begeistern, soll ich es mir anders überlegt haben? Nein, es ist ein Privileg, Kapitän dieser Mannschaft zu sein, das Höchste, was ein Nationalspieler erreichen kann. Ganz bestimmt will ich Kapitän dieser Mannschaft bleiben.

Ich bin reichlich verwundert, als nach Erscheinen der Interviews ein regelrechter Sturm losbricht. Von einer »Kampfansage« an Michael Ballack steht da zu lesen, von einem »Paukenschlag« oder gar von einem »Machtkampf«. Dabei habe ich mir sehr gut überlegt, was ich auf die Frage antworten soll, und ich bin überzeugt, die richtige Antwort gegeben zu haben.

Natürlich stehst du als Kapitän stärker in der Pflicht als zu der Zeit, als du dich nur um deine Position kümmern musstest. Du hast mehr Verantwortung, also auch mehr Druck. Das ist der Grund, warum nur Spieler in diese Position aufsteigen sollten, die mit Druck umzugehen wissen.

Eine Voraussetzung dafür ist, dass du deine Position im Griff hast. Dafür musst du sie in der Regel jahrelang auf höchstem

Niveau gespielt haben. Erst wenn dich keine Spielsituation mehr wirklich überrascht, bekommst du die spezielle Sicherheit, die deinem Spiel etwas Unantastbares verleiht und dich zur Respektsperson auf dem Platz befördert – für den Gegner, aber auch für die eigene Mannschaft. Dann funktioniert dein Spiel auch unter Druck. Funktioniert immer. Dann kannst du deine Leistung auch in kritischen Situationen abrufen. Bist du in der Lage, über deinen eigenen Wirkungskreis hinaus am Spiel teilzunehmen.

Ich bin vielleicht der jüngste WM-Kapitän der Deutschen Nationalmannschaft, aber ich habe immerhin bereits drei große Turniere gespielt, 2004 als Rookie, wurde 2006 und 2008 für die FIFA-Auswahl nominiert, hatte ein Angebot von Real Madrid und eines von Barcelona. Während all dieser Jahre spielte ich konstant und bestätigte meine Erfolge. Es liegt in der Natur unseres Sports, dass ich für das Amt als Kapitän infrage komme. Die Mechanismen im Spitzfußball kennen keine Nachsicht. Sobald die Leistungen nicht mehr stimmen, verliert der verdienteste Spieler seine Aura – und danach seine Funktionen. Für Michael Ballack ist es hart, dass er nach seiner schweren Verletzung die Rückkehr in die Nationalelf nicht mehr geschafft hat. Persönlich tut mir das leid für Balle. Aber als Spitzfußballer muss er genauso wie ich zur Kenntnis nehmen, wie die Mechanismen unseres Sports funktionieren. Persönliche Befindlichkeiten spielen dabei zwangsläufig eine untergeordnete Rolle. Das klingt vielleicht hart – aber es gilt für jeden von uns.

Nach der Winterpause 2010/11 wechselt Mark van Bommel, Mittelfeldspieler und seit zweieinhalb Jahren Kapitän des FC Bayern, nach Mailand. Am Tag vor dem nächsten Spiel der

Rückrunde holt mich der Trainer Louis van Gaal zu sich und sagt: »Philipp, ab jetzt sind Sie Kapitän.«

Auch das kommt nicht überraschend. Basti Schweinsteiger und ich sind schon zweite und dritte Kapitäne des FC Bayern gewesen. Wenn Mark nicht dabei war, hatten wir beide schon die Binde getragen.

Einerseits besteht kein großer Unterschied zwischen Nationalmannschaft und Klub: bei beiden ist es eine besondere Ehre, Kapitän sein zu dürfen. Andererseits sind die Anforderungen an einen Klubkapitän deutlich intensiver. Du siehst deine Kollegen täglich, es gibt einen Alltag. Es herrscht nicht der permanente Ausnahmezustand wie bei einem großen Turnier.

Während ich für die Nationalmannschaft vor allem Kontakt mit dem Mannschaftsrat – derzeit Per Mertesacker, Arne Friedrich, Miro Klose, Basti Schweinsteiger und ich – halte, geht es beim FC Bayern gleich in meiner ersten halben Saison als Mannschaftskapitän ans Eingemachte.

Unsere Chancen auf die Deutsche Meisterschaft haben wir schon in der Hinrunde verspielt. Uns bleiben im DFB-Pokal und in der Champions League aber noch zwei Wettbewerbe, in denen wir einen Titel gewinnen können. Das ist essenziell für unseren Klub: ein FC Bayern, der keine Titel gewinnt, ist nicht der FC Bayern. Eine Saison ohne Titel ist eine schlechte Saison.

Binnen zehn Tagen spielen wir auswärts gegen Inter Mailand Champions-League-Achtelfinale, zu Hause gegen Borussia Dortmund Bundesliga, zu Hause im Pokal-Halbfinale gegen Schalke 04 und auswärts Bundesliga gegen Hannover 96, das in dieser Saison ein hartnäckiger Gegner um einen Platz in der Champions League ist – wieso, weiß kein Mensch. Wenn wir diese Spiele gewinnen, sieht die Welt gleich ganz anders aus. Dann haben wir eine Chance, in der Champions League wei-

terzukommen, haben den Führenden der Bundesliga geschlagen, stehen im Endspiel des DFB-Pokals und halten einen Konkurrenten um den Champions-League-Platz auf Distanz.

Es beginnt gut. In Mailand gewinnen wir nach anständiger Leistung 1:0. Wir haben gute Presse, und ich meine, wieder das aufkeimende Selbstbewusstsein zu spüren, das dieser Klub, wenn alles normal läuft, ausstrahlt.

Die Umstellung von Champions League auf Bundesliga ist nie ganz einfach, weder körperlich noch psychisch. Wir spielen am Dienstag Abend in Mailand, das Spiel ist erst gegen elf zu Ende, bis wir nach dem Essen auf dem Zimmer sind, ist es eins, und auch dann kannst du nach einem so schweren Spiel nicht gleich schlafen. Am nächsten Tag in der Früh geht der Rückflug nach München, dann ist Training, am nächsten Tag rückst du schon wieder ins Hotel ein, weil am Tag darauf Bundesliga ist.

Als wir am Samstag Abend um halb sieben gegen Dortmund auflaufen, merken wir rasch, dass uns ein Gegner gegenübersteht, der gewillt ist zu gewinnen, der lauert und seine Chance sieht. Zu allem Überfluss klassieren wir nach einem dummen Einzelfehler im Mittelfeld das 0:1. Jeder kann sehen, dass wir uns gegen die drohende Niederlage stemmen, die Mannschaft kämpft wie selten in dieser Saison um den Ausgleich, und wir schaffen ihn auch, aber zwei Minuten später leisten wir uns den nächsten Abwehrfehler und Dortmund führt 2:1, und dann ist irgendwann keine Kraft mehr da, um den entschlossenen, leidenschaftlich kämpfenden Gegner zu biegen, und wir verlieren 3:1.

Irgendwie typisch für diese Saison, wie wir verlieren: Wir spielen nicht schlecht, aber wir gehen nicht sorgfältig genug mit unserem Ballbesitz – dem Dogma von Louis van Gaal – um. Wir vergeben zu viele Chancen, und in der Defensive machen wir zu viele Fehler.

Es kommt also genau andersrum als geplant. Wir verlieren zu Hause gegen Dortmund, wir verlieren zu Hause gegen Schalke und scheiden aus dem Pokal aus, wir verlieren auswärts gegen Hannover und rutschen auf den vierten Platz ab, der uns nur noch zur Teilnahme an der Europa League berechtigt.

Ich habe, seit ich als Zehnjähriger die FT Gern verlassen habe, keine drei Spiele in Serie verloren. Der FC Bayern wäre nicht der FC Bayern, wenn jetzt nichts passieren würde. Tatsächlich bekommt unser Trainer Louis van Gaal die Kündigung – aber nicht sofort, wie es in solchen Fällen meistens geschieht, sondern vorerst zum Ende der Saison. Wir sollen, entscheidet der Vorstand, gemeinsam das verbleibende Mindestziel dieser verkorksten Saison sicherstellen: die Qualifikation für die Champions League.

Heikle Situation. Louis van Gaal hat einerseits das Verdienst, dem FC Bayern eine Spielphilosophie verordnet zu haben, mit der wir eine Saison lang extrem erfolgreich waren. Andererseits hat er sich während seiner zweiten Saison schlicht geweigert, die Mängel seiner Philosophie zur Kenntnis zu nehmen und zu beseitigen. Diese Mängel betreffen die Defensive, und ich empfinde es als meine Pflicht als Kapitän, den Trainer darauf hinzuweisen, dass wir mit seinem konsequenten Offensiv-Spektakel in dieser Saison alle Ziele verfehlt haben, die wir uns setzten.

Die Situation stellt sich so dar: Unsere gesamte Mannschaft denkt offensiv. Ihr Grundgefühl besteht darin, dass unsere Stürmer sowieso ein, zwei Tore pro Spiel machen.

Darunter bricht die Defensive fast zusammen. Der Trainer lässt uns immer wieder Spieleröffnung trainieren. Sobald der Torhüter den Ball hat, müssen die beiden Innenverteidiger an den Strafraumecken stehen, um anspielbar zu sein. Damit ste-

hen sie etwa vierzig Meter weit auseinander. Aber das Training sieht keinen Ballverlust vor. In dieser Saison haben wir in der Spieleröffnung aus diversen Gründen oft den Ball verloren. Das macht es dem Gegner einfach, zu Torchancen zu kommen – und das ist nur ein Beispiel für unsere Fragilität.

Ich weiß nicht, wie viele Tore wir in solchen Situationen bekommen haben, weil unser System dieses Risiko befördert.

Bei mehreren Gelegenheiten spreche ich das Thema beim Trainer an. Er spricht gern und viel mit mir, aber am Ende entscheidet er immer so, wie er es für richtig hält. Und er hat weder Zweifel an sich noch an seinem System.

Ein guter Trainer verfügt über Autorität und eine Ausstrahlung, um seine Ideen auf die Mannschaft zu übertragen. Aber die Zeit der Trainer, die mit ihren Spielern nur reden, um ihnen Befehle zu erteilen, ist vorbei. Ein moderner Trainer muss seine Mannschaft zwar führen, aber er darf sie nicht gegen den Willen der Spieler zu einer Spielweise verpflichten, die der Mannschaft nicht angemessen ist. Die Autorität des Trainers kann nur im Dialog mit den Spielern entstehen, die seine Ideen auf dem Spielfeld Wirklichkeit werden lassen. Ein taktisches System ist am Ende nur so gut, wie die Spieler es ausführen können, und die große Kunst des modernen Trainers besteht darin, eine Spielweise zu entwickeln, die seinem Personal angemessen ist. Konstanz und Verlässlichkeit sind die Merkmale einer Mannschaft, in der jeder Spieler weiß, welche Aufgaben er zu übernehmen hat und wie er seine persönlichen Stärken in das System einbringen kann.

In der Abwehr des FC Bayern kehren aber während der gesamten Saison 2010/11 keine Konstanz und keine Verlässlichkeit ein. Der Einzige, der immer auf seiner Position spielt, bin ich. Sowohl in der Innenverteidigung als auch links in der Verteidi-

gung werden ununterbrochen verschiedene Spieler aufgestellt. Manchmal folgt der Trainer dabei seinem Instinkt, manchmal wird er durch äußere Einflüsse zu Veränderungen gezwungen. Tatsache ist, dass die Defensive komplett verunsichert ist.

Ich muss auf diese Verunsicherung reagieren, indem ich in dieser Phase immer auf Nummer sicher spiele und keinen Ballverlust riskiere. Wo ich sonst gern schnell und direkt nach vorne gespielt habe, entscheide ich mich jetzt dafür, zurück zum Innenverteidiger zu passen, damit unser Spiel wieder etwas an Ruhe und Selbstverständlichkeit gewinnt. Und damit ich die Verunsicherung der Mannschaft nicht noch steigere, indem sie Ballverluste von mir mit ansehen muss. Oft genug muss ich mir nach solchen Spielen anhören, dass ich schon inspirierter Fußball gespielt hätte als jetzt.

Auch dieses manchmal unspektakuläre Spiel gehört zur Verantwortung, die du als Führungsspieler trägst. Wenn Basti oder ich einen Fehlpass spielen, wundern sich die anderen Spieler. Wenn wir einen zweiten spielen, schrillen die Alarmglocken – was ist denn heute los?

Wir Führungsspieler müssen vor allem ausstrahlen, dass wir unsere Positionen im Griff haben und dass wir in der Lage sind, Balance in die Mannschaft zu bringen. Defensive und Offensive müssen in einem ausgeglichenen Verhältnis zueinander stehen. Erst die Sicherheit, hinten gut zu stehen, befördert das Selbstbewusstsein, dass vorne etwas gelingen kann. Was von einem Spiel in Erinnerung bleibt, sind die außergewöhnlichen Momente, die während der 90 Minuten auf dem Platz passieren. Mindestens so wichtig ist aber die Arbeit, die scheinbar unsichtbar passiert: nennen wir sie die gewöhnlichen Momente. Sie befinden sich wie bei einem Eisberg zu 95 Prozent unter der Oberfläche.

Nur auf der Basis von vielen gelungenen, gewöhnlichen Momenten kann die Sicherheit ins Team zurückkehren, ohne die keine Mannschaft spielerische Feuerwerke abbrennen kann. Dafür braucht es aber auch ein Spielsystem, das zwischen Offensive und Defensive ausbalanciert ist, das die Risiken, Gegentore zu kassieren, ausschaltet und nicht befördert. Selbst eine Mannschaft wie der FC Barcelona schleicht sich in entscheidenden Partien langsam und sicherheitsbewusst ins Spiel, stellt eine Grundruhe her und erarbeitet sich auf dieser Basis seine Möglichkeiten. Müsste Barcelona permanent einem Rückstand hinterherlaufen, so wie wir in der vergangenen Saison, würden die Glanzlichter in der Offensive deutlich seltener stattfinden.

Ich schlage dem Trainer bei mehreren Gelegenheiten vor, hinten enger zu stehen, insgesamt defensiver zu denken und als Ziel auszugeben, erst mal kein Gegentor zu bekommen. Dazu gehört auch die wenig ansehnliche Strategie, von hinten lange Bälle in die Hälfte des Gegners zu schlagen, auf die Abpraller zu gehen und die Spieleröffnung außerhalb der Gefahrenzone zu beginnen. Aber dafür hat van Gaal kein Ohr. Selbst der Torhüter darf nicht weit abschlagen, sondern muss mit seinem ersten Pass kontrolliert das Spiel nach vorne eröffnen.

Es ist eine Pointe, über die ich nicht lachen kann, dass ausgerechnet so ein Abschlag von Thomas Kraft gegen Nürnberg dazu führt, dass die Ära van Gaal doch noch vorzeitig zu Ende geht. Thomas schlägt einen Ball, den er abgefangen hat, viel zu kurz in meine Richtung, statt ihn auf die Tribüne zu pfeffern. Ein Gegenspieler geht dazwischen und schießt den Ball ins leere Tor. Wir spielen nur unentschieden, statt 1:0 zu gewinnen, und rutschen wieder hinter Hannover auf Platz vier. Das bringt unsere Bosse dazu, dass sie den angezählten Trainer endgültig von seinen Aufgaben entbinden.

Dass wir schließlich doch noch Platz drei erreichen, der uns einen Startplatz in der Champions-League-Qualifikation sichert, ist das Resultat guter Arbeit und der Anweisungen eines undogmatischen Trainers. Andries Jonker, der langjährige Assistent von Louis van Gaal, zeigt, dass es nur winziger Korrekturen bedarf, um die Mannschaft, die sich in ihrem Spielsystem gefangen fühlte, wieder frei aufspielen zu lassen.

Am Schluss landen wir fünf Punkte vor Hannover auf Platz drei und brüten über der Statistik: Hätten wir nicht in den ersten sieben Spielen der Saison so viele Punkte liegen lassen, wären wir wohl wieder Deutscher Meister geworden. Denn die Tabelle der restlichen 27 Spiele führen wir an.

Aber das ist nur ein schwacher Trost. Wir nehmen uns vor, in diesem Herbst schneller auf Touren zu kommen.

13. Kapitel

WIE DAS DRESSIEREN VON RAUBTIEREN

Champions League, Weltklasse und die große Fußball-Bühne

Unangenehme Erlebnisse verarbeiten – die Auswirkungen von Großereignissen – wie Fußballwunder geschehen – warum du nie den Glauben an den Sieg verlieren darfst – wie Weltklasse-Spiele entschieden werden – warum es mehr Freude macht, mit dem »eigenen« Klub Erfolg zu haben

Ich habe eine Erinnerung, bei der sich in mir der Magen zusammenzieht und üble Laune aufsteigt. Es ist die Erinnerung, in einem Hotel in einer kleinen Stadt namens Braga, irgendwo im Norden Portugals, zu hocken und im Fernsehen zuzusehen, wie Real Madrid gegen Werder Bremen spielt.

Ich bin bloß froh, dass damals niemand Fotos gemacht hat. Auf den Bildern sähe man ein paar demoralisierte FC-Bayern-Profis, die in der Hotellounge herumlungern und dabei zusehen, wie in Bremen die große Fußballwelt zu Gast ist, Casillas, Raúl, van Nistelrooy, während wir in Braga darauf warten, dass die Zeit vergeht. Am nächsten Tag spielen wir in der Europa League gegen den FC Braga, gegen Spieler, auf deren Namen man bisher kaum gestoßen ist, in einem Stadion, das nicht einmal zur Hälfte gefüllt sein wird, in einem Wettbewerb, an dem niemand von uns teilnehmen möchte.

Der FC Bayern ist ein Champions-League-Verein. Die Euro-

pa League, so cool sie für manche Klubs aus kleineren Ländern auch sein mag, ist kein Wettbewerb, in dem wir uns wohlfühlen. Wir gehören auf die große Bühne, nicht in den Kleinkunstkeller. Braga fühlt sich in meiner Erinnerung wie der mufigste Kleinkunstkeller ganz Europas an.

Hinter uns liegt DIE verkorkste Saison 2006/07. Nachdem wir mit Felix Magath zweimal hintereinander die Deutsche Meisterschaft und den Pokal gewonnen haben, läuft plötzlich nichts mehr, wie es soll. Wir starten stotternd in die Bundesliga, verlieren gegen Klubs, gegen die der FC Bayern nicht verliert, und kommen nie in Fahrt. Das Selbstbewusstsein, das uns normalerweise auszeichnet, will sich nicht einstellen, jenes berühmte »Mia san mia«, das im Kern sehr viel darüber erzählt, wie dieser Klub funktioniert. Wir stolpern mehr, als wir spielen.

Es ist die Saison nach der WM 2006. Die WM war das bestimmende Ereignis des Jahres. Jedes Interview, das ich gab, drehte sich darum, wie die WM sein wird, wie sie ist, wie sie war, und als wir Mitte August, knapp vier Wochen nach dem Spiel um den dritten Platz, in München gegen Borussia Dortmund auflaufen, ist das Ziel, zum dritten Mal in Folge Deutscher Meister zu werden, noch neun Monate entfernt.

Wir sind nicht unmotiviert. Die Motivation fehlt nie. Alle Profifußballer sind süchtig nach Erfolg. Aber wenn ein Ereignis wie die WM, die nicht von ungefähr als Saisonhöhepunkt bezeichnet wird, in die Normalität einer gewöhnlichen Bundesliga-*saison* übergeht, kann es schon passieren, dass sich eine gewisse Müdigkeit einstellt. Der Urlaub war kurz, das Erlebte intensiv, und während man den Körper wieder schnell in Schuss bringen kann, um die Aufgaben, die anstehen, zu erledigen, hinken Psyche und Moral dem Tempo, das der Kalender

vorgibt, hinterher. Du weißt, dass du alles geben musst, um mit deinem Klub wieder Deutscher Meister zu werden. Aber deine Psyche, die diesen Wunsch in Konzentration, Entschlossenheit und Leidenschaft auf dem Platz übersetzen muss, ist noch nicht bereit dafür.

Bei der WM war das nächste Spiel gleichzeitig das nächste Ziel. Die Mannschaft lebte von Runde zu Runde, im nächsten Spiel entschied sich, ob es überhaupt ein übernächstes geben würde.

Jetzt spielen wir im gewohnten Rhythmus, Woche für Woche, oft zwei, manchmal drei Mal. Die Entscheidung, wer Deutscher Meister wird, fällt, wenn der Winter vorbei ist. Aber jetzt ist Sommer, und noch nicht einmal der Herbst lässt sich ahnen.

Felix Magath muss gehen, als wir mit einer Niederlage gegen Dortmund und einem Unentschieden zu Hause gegen Bochum in die Rückrunde starten. Es ist ein logischer Abschied, ein Ermüdungsbruch zwischen Trainer und Mannschaft.

Jeder Trainer hat seine eigene Art, wie er die Mannschaft formt, aufstellt und pflegt, das nennt man Handschrift. Die Handschrift des Trainers lässt sich in allen Sektoren der Zusammenarbeit ablesen. Sie zeigt sich an der Zusammenstellung des Betreuerteams, an den Grundzügen der täglichen Trainingseinheiten, am Umgang des Trainers mit uns Spielern, am Spiel- system, das er bevorzugt, an der Vorbereitung der Mannschaft auf jedes einzelne Spiel und an der Art und Weise, wie er die Spieler auf jede Aufgabe, die wartet, heißmacht.

Die Anforderungen an den Trainer sind hoch. Er hat es mit einem Kader von doppelt so vielen Profis zu tun, wie er einsetzen kann. Er muss alle bei Laune halten, vor allem die Spieler, die gerade nicht spielen, aber um alles auf der Welt spielen wol-

len und auf der Ersatzbank böse und bitter werden. Das ist eine Aufgabe, nicht unähnlich der eines Dompteurs von Raubtieren.

Felix Magath arbeitet mit Druck. Er lässt viele Spieler im Ungewissen, ob er auf sie setzt, und holt auf diese Weise ein Maximum an Einsatz aus ihnen heraus. Für die Spieler ist das sehr anstrengend, und es kommt irgendwann der Zeitpunkt, wo sie nicht mehr auf der Seite des Trainers stehen.

Das ist im Winter 06/07 der Fall. Wir stehen in der Meisterschaft nicht gut da. Zu viele Profis fühlen sich auf dem Abstellgleis. Der Trainer erreicht mit seinen Methoden nicht mehr den gewünschten Effekt. Einige Profis lassen sich von dem Druck, den der Trainer ausübt, auch nicht mehr beeindrucken. Seine Tricks greifen nicht mehr, man kennt sie schon. Wir sind seit zweieinhalb Jahren täglich zusammen, machen täglich Erfahrungen, kommunizieren täglich, oder, was auch vorkommt, kommunizieren nicht.

Auf Magath folgt Hitzfeld, auf den Magath gefolgt war. Bei den Entscheidungen kann ich nachvollziehen. Zuerst wollte der Vorstand einen Trainer holen – Magath –, der dem Tonfall des Chefdiplomaten – Hitzfeld – eine neue Qualität entgegengesetzt. Das war zwei Jahre lang extrem erfolgreich, und wer sich darüber beschwert hätte, dass im Training die Kugeln tief fliegen, hätte unter Garantie zu hören bekommen, dass an der Säbener Straße kein Wellness-Center ist, sondern das Trainingszentrum jenes Klubs, der den Anspruch hat, jedes Jahr Deutscher Meister zu werden.

Man kann es ohne Weiteres auch so sagen: Solange die Methoden, nach denen eine Mannschaft trainiert, zum Erfolg führen, sind sie gut. Sobald sie nicht mehr greifen, werden sie durch andere ersetzt – im konkreten Fall durch die, mit denen man vorher erfolgreich gewesen war.

Aber auch mit Ottmar Hitzfeld schaffen wir die Qualifikation für die Champions League nicht mehr. Stuttgart wird Meister vor Schalke, und den dritten Champions-League-Platz schnappt sich Werder Bremen. Wir sind schon zu weit weg von dort, wo die Musik spielt, und werden Vierter.

»Cup der Verlierer« hat Franz Beckenbauer die Europa League genannt, und das ist noch charmant gegen das Urteil von Tottenham-Manager Harry Redknapp, der zuletzt meinte, dass jeder gute Klub, der sich für die Europa League qualifiziert, schleunigst wieder rauswill, um seine Kräfte nicht zu vergeuden. Irgendwie hat er recht. Wenn am Samstag ein wichtiges Bundesligaspiel auf dem Programm steht, ist es nicht die beste Vorbereitung, am Donnerstag in Aserbaidschan gegen den FC Baku anzutreten.

Nach der unrühmlichen Saison 06/07 findet ein heftiger Austausch von Spielern beim FC Bayern statt. Roy Makaay, Hasan Salihamidžić, Roque Santa Cruz, Owen Hargreaves, Claudio Pizarro, Jens Jeremies gehen, dafür kommen Miro Klose, Franck Ribéry, Luca Toni, Hamit Altintop, Zé Roberto holt man zurück.

Zum ersten Auftritt der neuen Mannschaft reisen wir nicht weit – nach Gern. Die FT ist der erste Sparringpartner der neuen Bayern, und es sind so viele Zuschauer da wie noch nie. Sie wollen die neuen Stars des FC Bayern sehen. Wir laufen uns warm, dann darf mein Papa den Anstoß machen. Wir gewinnen 18:0, ein Fest.

Genauso exzellent starten wir in die Meisterschaft – eine Bundesligasaison übrigens, in der wir nach jedem Spieltag an der Tabellenspitze stehen werden. In der Formel 1 nennt man so was Start-Ziel-Sieg.

Aber an den Donnerstagen müssen wir in der Europa League spielen. Wir spielen gegen Os Belenenses, Crvena Zvezda, die Bolton Wanderers, Aris Saloniki, Sporting Braga, den FC Aberdeen, Anderlecht. Im Viertelfinale, gegen den Madrider Vorortklub Getafe – eine Extrastrafe, nach Madrid zu reisen, ohne im Bernabeu antreten zu dürfen –, erleben wir etwas wirklich Erstaunliches.

Wir haben in München nur 1:1 gespielt, Getafe geht in Madrid 1:0 in Führung, und Franck Ribéry gleicht erst eine Minute vor Schluss aus: Verlängerung.

Oliver Kahn, der Titan, hält in der kurzen Pause nach der regulären Spielzeit eine strenge Ansprache. Konzentrieren, sagt er, kein Tor mehr kassieren, selbst eiskalt kontern und den Sack zumachen.

Haha. Zwei Minuten später kriegen wir das 1:2, wieder zwei Minuten später das 1:3. Toter als wir in diesem Spiel kann man nicht sein, aber dann macht Luca Toni in der 115. Minute den Anschlusstreffer und in der Nachspielzeit der Nachspielzeit den Ausgleich. 3:3, wir sind weiter, und die schöne Party für die Getafe-Fans, die schon seit einer Viertelstunde feiern, fällt ins Wasser. Wahnsinn. Eine Lehrstunde dafür, was im Fußball alles möglich ist, obwohl es eigentlich nicht möglich ist, diesmal sogar mit Happy End.

Im Halbfinale hört es dann freilich auf mit Happy Ends. Wir verlieren gegen Zenit St. Petersburg nach 1:1 im Hinspiel 0:4 und sind draußen. Aber das Gefühl ist anders als nach einer Klatsche in der Champions League. Ich möchte mir die Ansprache unserer Bosse nach einer 0:4-Niederlage im Champions-League-Viertelfinale nicht vorstellen – in St. Petersburg gab es gar keine. Irgendwie waren alle froh, eine lästige Pflicht endlich erledigt zu haben, und ich denke, dieses Gefühl wäre

nicht einmal nach einem Sieg im Finale wegzuleugnen gewesen.

Ich erzähle so lang von der Europa League, um klarzumachen, wie wichtig jeder einzelne Auftritt in der Champions League für uns ist. Die aufgekratzte Atmosphäre im Stadion, die späte Stunde, das Flutlicht, das Grollen des Publikums, die schönsten Stadien Europas, das Kribbeln vor dem Spiel – so macht Fußball Spaß, so geht Fußball ans Herz. Wenn sich ein Fußballspiel so ankündigt, stehen viele der besten Fußballer der Welt auf dem Platz und es geht um die Wurst: um den begehrtesten Titel und um sehr viel Geld.

Der FC Bayern hat eine große Tradition in denkwürdigen Champions-League-Auftritten, man muss nur an die Finalspiele gegen Valencia (gewonnen) und Manchester United (verloren) zurückdenken – aber diese Spiele haben in meiner Wahrnehmung vor einer Ewigkeit stattgefunden. Wichtig sind die Partien, die *wir* spielen – und wir spielen denkwürdige Partien, Partien, in denen es um Gedeih und Verderb geht, um alles oder nichts.

In der Saison 2009/10, als wir schließlich das Finale der Champions League erreichen, sind wir so oft schon ausgeschieden, dass bereits mehrere Nachrufe auf Louis van Gaal geschrieben werden – der erste, als wir in der Gruppenphase nach vier Spielen gerade einmal vier Punkte gesammelt haben, zweimal in Folge gegen Bordeaux verlieren und nahezu aussichtslos hinter Bordeaux und Juventus auf dem dritten Gruppenplatz liegen.

Nur das nicht. Der Dritte nach der Gruppenphase wird automatisch in die Europa League strafversetzt.

In Situationen wie dieser flüchtet man gern zum Taschenrechner. Solange es in der Theorie noch eine Chance gibt – so

die gängige Phrase –, solange gibt man diese Chance auch nicht verloren und haut sich rein, mit allem, was man hat.

Wir spielen zu Hause gegen Maccabi Haifa, den israelischen Meister, der noch keinen Punkt auf dem Konto hat. Die Rechnung sagt, dass wir so hoch gewinnen können, wie wir wollen, wenn Juventus im Parallelspiel in Bordeaux gewinnt, sind wir ausgeschieden. Aber Juventus gewinnt nicht, sondern verliert glatt 0:2, während wir uns gegen den vermeintlichen Punktelieferanten einmal mehr sauschwer tun und durch ein Tor von Ivica Olić denkbar knapp 1:0 gewinnen.

Während in den Zeitungen von »Arbeitssieg« und einer angeblichen »Verunsicherung« der Mannschaft die Rede ist, sind wir fürs Erste enorm erleichtert. Im letzten Gruppenspiel gegen Juventus in Turin können wir mit einem Sieg alles klarmachen. Sagt der Rechner. Und der Rechner ist, wie wir schon bei mancher Gelegenheit erfahren haben, unbestechlich, um nicht zu sagen: weise.

So leicht ist es allerdings nicht, in Turin zu gewinnen. Juventus ist das Paradebeispiel einer italienischen Mannschaft – mit allen italienischen Qualitäten. In der Abwehr gut organisiert, geduldig, daran gewöhnt, abzuwarten und zu schauen, wie sich das Spiel entwickelt.

Außerdem reicht Juve ein Unentschieden, um die nächste Runde zu erreichen, während wir gewinnen müssen. Die Ausgangsposition für uns ist, um es ganz klar zu sagen, sauschwierig.

Der Trainer reagiert, indem er seine geliebte Offensivtaktik an die Verhältnisse anpasst. Wir sollen etwas zurückgezogener stehen, etwas abwartender das Spiel eröffnen. Man muss den italienischen Kontermeistern ja nicht absichtlich in die Karten spielen. Das erweist sich als super Entscheidung.

Das Spiel beginnt jedoch anders, als wir es erwartet haben.

Juventus drückt aufs Tempo, spielt Angriffssfußball, und anstatt hinten Beton anzuröhren und auf ein 0:0 zu spekulieren, haben die Italiener offenbar das Gefühl, dass sie uns wegspielen können, und deshalb haben wir im Gegenzug schon ganz am Anfang ganz ordentliche Chancen, bekommen Platz für Konter und treffen nach einer scharfen Hereingabe von van Bommel den Pfosten.

Aber in Führung geht Juventus. Schneller Angriff, tolle Ballannahme von Trezeguet, und dann klingelt es bei uns. 1:0 für Juve. Jetzt, denke ich mir, wird es ganz schwer. Im Fernsehen stöhnt der Kommentator: Jetzt wird es ganz, ganz schwer.

Aber zehn Minuten später wird Olić im Strafraum gelegt, und Hans Jörg Butt verwandelt den Elfmeter trocken. Im Tor von Juve steht immerhin Gianluigi Buffon, der beste Torhüter Italiens, aber Butt bleibt cool, und obwohl unser Trainer es nicht leiden kann, wenn Torhüter Elfmeter schießen, weil er findet, dass das nichts Positives über unsere Feldspieler erzählt, steht er jetzt in der Coachingzone und jubelt, Ausgleich, alles offen, Neustart.

Nach der Pause dasselbe Bild wie zu Beginn: Juve sucht die Entscheidung, wir bekommen Platz, um zu kontern. Und wie wir kontern. Ivica Olić staubt einen Kopfball von Mario Gomez, den Buffon nur abklatschen kann, zum 2:1 ab, und dann überfällt plötzlich Juve das große Zittern. Sie müssen jetzt angreifen, den Ausgleich machen, aber sie sehen, dass wir gefährlich dagegenhalten, und so entscheiden sie sich für ein inspirationsfreies Weder-noch. Weder stehen sie hinten drinnen, noch setzen sie auf totale Offensive.

Von einer Minute auf die andere haben wir das Spiel im Griff, zeigen Präsenz auf dem Platz, sind aggressiv und nicht zu erschüttern, und als Juve zehn Minuten vor Schluss auf totalen

Angriff umschaltet, weil Juve umschalten muss, um überhaupt noch eine Chance zu haben, macht Mario Gomez das 3:1 und die Sache ist gegessen, und dass Tymoshchuk in der Nachspielzeit noch den Ehrgeiz entwickelt, Buffon aus dem Tor zu schießen und dabei das 4:1 erzielt, ist nur noch eine fantastische Draufgabe auf eine fantastische Story.

Wir waren tot, aber jetzt leben wir, und wie wir leben! Plötzlich spürt die Mannschaft, wo ihr Herz schlägt, wie ihre Leidenschaft erwacht. Plötzlich ist der Hunger da, der unstillbare Hunger nach Erfolg, der große Mannschaften auszeichnet. Der Abend im Olimpico von Turin hat unsere Gefühle durch eine Zentrifuge gejagt, und wir sind im richtigen Zustand herausgekommen.

Wir sitzen nach dem Spiel in der Kabine und gehen begeistert noch einmal den Verlauf des Spiels miteinander durch, das 3:1, Gelächter, das 4:1, wolltest du ihn töten, Timo?, noch einmal Abklatschen. Irgendwie ist allen klar, dass dieses Spiel der eigentliche Start in die Saison gewesen ist, ein bisschen spät vielleicht, aber nicht zu spät.

Wir spielen in der Bundesliga super Partien, und im Achtelfinale der Champions League werden wir gegen Fiorentina ausgelost.

Machbarer Gegner, lautet die allgemeine Einschätzung.

Schon. Aber auch machbare Gegner müssen erst mal geschlagen werden. Zwar gewinnen wir im Hinspiel in München, aber das 2:1 ist kein Resultat, auf das man stolz sein kann, und das nicht nur, weil das Siegtor von Miro Klose in der letzten Minute klar abseits war. Fiorentina ist stark in der Defensive, deutlich stärker als Juventus, was uns einigermaßen überrascht. Das wird nicht leicht in Florenz.

Und es wird tatsächlich nicht leicht in Florenz. Nach 60 Minuten führen die Italiener 2:0, damit wären wir ausgeschieden, wir holen ein Tor auf, das uns mindestens in eine Verlängerung brächte, es geht hin und her, und nur vier Minuten nach dem Anschlusstreffer kassieren wir das dritte Tor, und sind einmal mehr weg vom Fenster, aber das ist das Besondere an der Mannschaft des FC Bayern in dieser Champions-League-Saison: sie nimmt dramatische Situationen ungerührt zum Anlass, um angemessen darauf zu reagieren.

Kein Jammern, kein Zagen, keine depressiven Anfälle. Bloß entschlossen alles dafür tun, die Situation einmal mehr auf den Kopf zu stellen, und in diesem Spiel gelingt das praktisch im Gegenzug. Gleich nachdem sich das Knäuel von florentinischen Jubelfußballern wieder entwirrt hat, zeigt Arjen Robben, dass er weiß, wo das linke Kreuzeck ist, und dass er es auch aus 25 Metern treffen kann.

Damit ist der Tarif durchgegeben. Schießt ruhig noch ein viertes Tor, dann machen wir ein drittes. Interessant, denke ich mir, dass sich gewisse Spiele so sicher anfühlen, obwohl sie auf Messers Schneide stehen. Aber ich habe nicht mehr das Gefühl, dass wir gegen Fiorentina ausscheiden werden, und, noch interessanter, die Fiorentina hat nicht mehr das Gefühl, dass sie uns aus dem Wettbewerb kegeln kann. Die Schnelligkeit und Vehermenz unserer Reaktion hat ihre Moral untergraben. Es geht zwar noch munter in beide Richtungen, aber wir wackeln nicht mehr, wir haben weder Glück noch Pech, wir kommen dank Auswärtstorregel ins Viertelfinale der Champions League.

Dort treffen wir auf Manchester United. Die beiden Spiele gegen diese dominante englische Mannschaft sind großartig und kurios zugleich: Weltklasse-Fußball. Großartige Spieler, großartige Atmosphäre, großartige Ergebnisse – und allem vo-

ran die großartige Bestätigung für die Tatsache, dass mit genug Leidenschaft im Fußball immer alles möglich ist.

Wir sind nicht unbedingt die bessere Mannschaft, aber wir sind die Mannschaft, die hungriger auf den Erfolg ist als der Gegner, und das ist sensationell, denn kein Trainer der Welt ist hungriger als Sir Alex Ferguson mit seinen fast 70 Jahren.

Aber seine Mannschaft macht es sich zweimal zu leicht. In München, nachdem Rooney schon gleich nach Beginn die Führung erzielt hat, setzt Manchester nicht nach, sodass wir mit Glück ausgleichen und mit Druck und viel Willen kurz vor Schluss das 2:1 erzielen können, das eine brauchbare Basis für das Rückspiel darstellt.

In Manchester passiert dann alles, was im Fußball passieren kann. 40 Minuten lang spielt uns Manchester so schwindelig, dass wir nicht mehr wissen, wo links und rechts ist. Der Spielstand von 3:0 für die Engländer ist okay, 5:0 wäre ehrlich gesagt auch okay gewesen. Schon wieder sind wir tot, aber so tot, wie wir in der Champions League noch nie waren, und doch leben wir: ein Tor kurz vor der Pause durch Ivica Olić, und während bei Manchester die Leichtigkeit der ersten Hälfte plötzlich verloren geht, wissen wir, dass wir nur noch ein Tor brauchen, und obwohl kein Mensch sich das noch zehn Minuten vorher vorstellen konnte, sind plötzlich wir es, die dominieren, nachdem ein Engländer vom Platz gestellt wurde, und dann gelingt uns der Anschlusstreffer tatsächlich, und ein Spiel geht zu Ende, das genauso mit einem 6:2 für Manchester hätte enden können wie mit einem 5:3 für uns.

Beide Resultate wären übrigens richtig gewesen und gerecht. Aber das ist das Wunderbare am Fußball: Am Ende gibt es immer nur ein Resultat.

Spielen auf Augenhöhe ist wie ein Rausch. Zu wissen, dass dein Gegenspieler mit dem Ball alles kann, dass er schnell ist und entschlossen, einen Weg an dir vorbei zu finden, ist die vielleicht größte Herausforderung für einen Verteidiger – außer natürlich, so zu stehen, dass dein Gegenspieler den Ball gar nicht erst bekommt. Es ist prickelnd, in den ersten Minuten jedes Spiels zu erkennen, welcher Taktik der Gegner folgt, wo er Schwachstellen im eigenen Team auszumachen meint, und dagegenzuhalten. Ich kenne kaum ein befriedigenderes Gefühl, als die Spielweise eines Gegners vorauszuahnen und sie mit der eigenen Taktik zu durchkreuzen.

Die Champions League ist wie ein Druckkochtopf. Alle Qualitäten, die Weltklasse-Fußball ausmachen, werden in der K.o.-Runde bis aufs Äußerste strapaziert. Taktik, Technik, Nerven. Du hast Gegner, die jeden Fehler ausnutzen. Du tanzt auf dem Vulkan, und manchmal, wie in den Spielen gegen Manchester, bricht dieser Vulkan gleich mehrmals in einem Spiel aus.

Im Halbfinale gegen Lyon treten wir schonend auf – schonend für unsere Nerven. Wir spielen souverän. Stehen hinten gut, sind vorn gefährlich, und das einzige Problem entsteht, weil Franck Ribéry nach einer angeblichen Tätlichkeit vom Platz fliegt – eine gelbe Karte hätte es auch getan, aber bitte. Ich finde, dass in einem Champions-League-Halbfinale ziemlich viel passieren muss, damit eine rote Karte fällig wird. Hier schießt der Schiedsrichter übers Ziel hinaus.

Als gleich nach der Pause auch ein Franzose vom Platz gestellt wird, spielen wir zehn gegen zehn, und irgendwann macht Robben das Tor, wir gewinnen 1:0. Diesmal ist es nicht das Resultat, sondern die Selbstverständlichkeit, mit der wir es erreichen, was Zuversicht fürs Rückspiel spendet.

Diese Zuversicht ist durchaus berechtigt. Wir haben den Gegner auch im Rückspiel von Beginn an im Griff, und Ivica Olić hat einen guten Tag. Er schießt alle drei Tore zum 3:0-Auswärtssieg in Lyon. Damit ist klar, was wir nach vier Spieltagen in der Gruppenphase nicht einmal zu träumen gewagt hätten. Wir stehen im Finale der Champions League.

Unser Gegner heißt dann nicht, wie erwartet, Barcelona, sondern Inter Mailand. Deren Trainer José Mourinho hat seine Mannschaft so brillant eingestellt, dass selbst der große FC Barcelona mit seinen Überstars Xavi, Iniesta und Messi kein Mittel findet, mehr als ein Tor zu erzielen, eines zu wenig nach dem 1:3 im Hinspiel.

Wir treffen also schon wieder auf eine italienische Mannschaft, aber nicht auf irgendeine, sondern auf die beste. Inter hat die besten Einzelspieler, aber vor allem hat Inter das beste taktische Grundgerüst.

Für mich ist das Bernabeu das schönste Stadion der Welt – nach unserer Allianz-Arena natürlich. Das Bernabeu ist ein Ort, wo seit vielen Jahren Fußballgeschichte geschrieben wird. Das Stadion ist groß, aber gleichzeitig eng, die Tribünen steigen steil und weit hinauf, die Fans sind nah am Feld und oben im Himmel. Ein sensationelles Gefühl, hier auf den Rasen zu laufen, und noch sensationeller ist nur, hier ein Finale spielen zu können, ein Finale auf der höchsten Ebene des Klubfußballs.

Unseren Gegner Inter Mailand hatten wir genauso wenig auf der Rechnung wie umgekehrt. Normalerweise heißt das Finale der Champions League Barcelona gegen Manchester United, aber um diese Monotonie zu durchbrechen, bin ich schließlich beim FC Bayern geblieben. Mit dem FC Bayern die Champions League zu gewinnen, ist für mich der größere Traum, als das mit

einem anderen Klub zu schaffen – und jetzt stehen wir nur einen Schritt davor, diesen Traum Wirklichkeit werden zu lassen, schneller, als ich es gedacht hätte.

Die Mannschaft glaubt fest daran, dass Inter zu packen ist. Wir sind frischgebackener Deutscher Meister, wir haben in Berlin den Pokal geholt. Das Double haben wir schon, jetzt wollen wir das Triple.

Natürlich wissen wir, dass Inter in der Defensive extrem gut geordnet ist, wir kennen die Qualitäten der hervorstechenden Einzelspieler und haben genau hingeschaut, als die Mannschaft gegen Barcelona eiskalt abgewartet hat und dann mit schnellen Angriffen zum Erfolg gekommen ist.

Wir wissen, was uns erwartet, aber auf dem Platz – vor einer berauschenden Kulisse, hier die Inter-, dort die Bayern-Fans, elektrisch geladene Luft, höchste Anspannung, spontane Freude, hier und jetzt Fußball spielen zu dürfen – tun wir nicht, was wir uns vorgenommen haben. Wir warten nicht ab, wir begegnen Inter nicht mit deren eigenen Waffen, mit Geduld, Ordnung und Präzision, sondern wir rasseln in die Falle, rackern uns ab, reißen das Spiel an uns, hören José Mourinho nicht lachen, als wir immer weiter in die Offensive vorrücken, wenn wir in Ballbesitz sind, vernachlässigen darüber die Defensive, und dann passiert genau das, was wir uns geschworen hatten, nicht geschehen zu lassen: wir kassieren aus einem schnellen Gegenangriff ein Tor, und jetzt stehen wir wie der Ochs vorm Scheunentor – Inter macht, was die Mannschaft am besten kann. Sie macht hinten dicht.

Große Spiele werden oft in winzigen Momenten entschieden, und der winzige Moment, in dem das Glück dieses Finales sich auf die Seite von Inter Mailand schlägt, ereignet sich knapp nach der Halbzeit. Ein einziges Mal spielen wir uns

leicht und flüssig durch die noch nicht präsente Abwehr der Italiener, Hamit Altintop legt den Ball für Thomas Müller auf, der ganz allein zwölf Meter vor dem Tor zum Schuss kommt, aber Müller trifft den Ball nicht so, wie er ihn treffen muss, und der Torhüter kann abwehren, und statt 1:1, womit wir wieder am Ausgangspunkt angekommen wären, steht es nach wie vor 0:1, und wir müssen kommen, wir müssen kommen, und während wir immer näher zum Tor von Inter vorrücken, während die Italiener uns überall dort spielen lassen, wo es ihnen nicht wehtut, massiv in der Defensive stehen und alle Räume abdecken, während wir nach einem Schlupfloch in der Deckung suchen und alles Mögliche probieren, Weitschüsse, Dribblings, Flanken, reißt Inter unsere Abwehr bei einem schnellen Gegenangriff ein zweites Mal auf, dann steht es 0:2 und die Sache ist gelaufen.

Nicht wir haben das Triple gewonnen, sondern Inter Mailand.

Der Abpfiff, Enttäuschung.

Aber dann spendet das Bernabeu Trost. Eine ganze, lange Kurve dieses großartigen Stadions in Rot, unsere Fans. Sie verlassen das Stadion nicht. Sie singen. Sie jubeln. Sie sind nicht enttäuscht von uns, sondern freuen sich, dass wir es so weit geschafft haben, und das lassen sie uns wissen, und wir bleiben lang auf dem Spielfeld, jeder von uns genießt den bittersüßen Moment, trauert über die vergebene Chance dieses Finales, wer weiß, wann die nächste Chance kommt, die Champions League zu gewinnen, aber wir freuen uns auch über die Mühe, die sich unsere Fans machen, um uns wieder aufzurichten, die uns winken und uns zujubeln.

Niemand, dessen Augen nicht glänzen, so oder so.

Als wir ein Jahr später wieder auf Inter treffen, diesmal im Frühjahr 2011 im Achtelfinale der Champions League, spielen zwei andere Mannschaften gegeneinander. Wenn im Finale von Madrid die Torszenen so außergewöhnlich waren wie Sonnenstunden im Keller, liefern wir uns im Achtelfinale einen offenen Schlagabtausch – ein anderes Wort für das Spiel von zwei Mannschaften, deren Abwehrreihen ein Problem haben. Zwar gewinnen wir in Mailand 1:0, zwar dominieren wir in München das Rückspiel eine Halbzeit lang so intensiv, dass auch fünf Tore nicht zu viel Belohnung für die Chancen gewesen wären, die wir uns erarbeitet haben, aber wir machen eben nur zwei Tore, und als Inter nach der Halbzeit dagegenhält, beginnen wir tatsächlich noch einmal zu wackeln, bekommen zwei Tore und scheiden mit 2:3 aus.

Diese Niederlage ist besonders bitter. Aber sie ist eine Kurzfassung der gesamten Saison 2010/11. Wir spielen nicht schlecht, bringen uns aber selbst durch schlechtes Defensivverhalten und viel zu nachlässige Chancenverwertung um die Früchte der eigenen Arbeit.

Als im Viertelfinale der FC Schalke Inter Mailand im San Siro eiskalt auskontert und 5:2 gewinnt, muss ich nach der Halbzeitpause den Fernseher abdrehen: ich halte es nicht aus, zuzusehen, wie eine viel schwächere Mannschaft als der FC Bayern den Champions-League-Sieger demonstriert, geradezu vorführt.

Dass im Finale dieser Saison dann wieder Barcelona gegen Manchester United spielt, hat hingegen schon ein bisschen mit Gerechtigkeit zu tun.

Aber Gerechtigkeit ist im Fußball keine Kategorie, und wir werden alles dafür tun, dass im Frühjahr 2012, wenn das Endspiel der Champions League in München stattfindet, nicht wieder Barcelona gegen Manchester spielen muss. Mindestens

einer der beiden Mannschaften würden wir die Reise nach München herzlich gern ersparen.

MAN DARF SPIELER NICHT NUR KAUFEN, WEIL SIE GUT SIND

*Den Finger in die Wunde legen. Mein Kampf um
das System des FC Bayern*

*Was Profis tun dürfen und was nicht – wann du Regeln brechen
musst, um Erfolg zu haben – warum ein Team eine Philosophie
braucht – das ständige Überprüfen der eigenen Meinung – warum
du immer aufmerksam sein musst*

An der Säbener Straße steht ein Flachbau mit weißer Fassade und roten Fensterkreuzen. Rote Metallschienen betonen die Konturen des lang gezogenen Gebäudes. Über dem Eingang hängt ein rundes Signet. Weiß-blaue Rauten in der Mitte, umschlossen von weißer Schrift auf rotem Grund: »FC Bayern München«

Das Gebäude schirmt eine weite Fläche von Trainingsplätzen gegen die Straße ab. Zäune und kleine Tribünen strukturieren die Felder, wo die Profis, Amateure und Jugendmannschaften des FC Bayern trainieren.

Vor dem Bürogebäude parken die Autos der Verantwortlichen. Präsident, Vorstandsvorsitzender, Finanzchef, Sportdirektor, Pressechef, alle haben ihre eigenen Parkplätze. Eine Veranda mit verspiegelten Fenstern mit Blick auf die Plätze. Dort wird gegessen. Ein Fanshop, in dem es alles zu kaufen gibt, was ein Fan dieses Klubs begehrte: Trikots, Kleidung, Schuhe, wer

mag, bekommt sogar Badeutensilien und einen FC-Bayern-Strohhut.

Ich bin ein Fan dieses Klubs, auch wenn ich mir mein Trikot nicht mehr im Fanshop kaufen muss. Ich spiele seit mehr als 16 Jahren für den FC Bayern, unterbrochen nur von meinen beiden Wanderjahren in Stuttgart, und ich kann erklären, warum.

Für mich wird kein Fußballklub besser geführt als der FC Bayern. Die Trainingsmöglichkeiten sind perfekt, und auch sonst fehlt es an nichts. Wir Spieler haben die besten Voraussetzungen, um uns nach jeder Trainingseinheit zu regenerieren, egal ob in einem Pool oder beim Pool-Billard. Und wir haben einen Vorstand, der entschlossen ist, mit diesem Klub Erfolg zu haben.

Für den Erfolg des FC Bayern gibt der Klub alles. Er investiert viel Geld, holt herausragende Spieler, schafft fantastische Bedingungen, damit diese Spieler auch zeigen, was sie können – dazu gehört auch die ganz eigene Atmosphäre, die den FC Bayern umgibt – und definiert.

Auch wenn der Ausdruck strapaziert ist und deshalb vielleicht abgedroschen klingt: Der FC Bayern ist eine große Familie. Das hat vor allem mit den Männern im Vorstand zu tun. Sie alle verbindet ihre persönliche Geschichte mit dem Klub. Sowohl Uli Hoeneß als auch Kalle Rummenigge waren herausragende Spieler des FC Bayern. Ihre Passion und ihr Sachverstand sorgen nun schon seit Jahrzehnten dafür, dass der Klub nicht nur sportlich, sondern auch finanziell hervorragend dasteht.

Erst wenn man sich vor Augen hält, auf welch wackligen Fundamenten viele der internationalen Topklubs wirtschaftlich stehen, kann man ermessen, wie gut die Arbeit im Management des FC Bayern erledigt wird.

Seit Jahren haben wir den stärksten Kader der Bundesliga.

Seit Jahren wollen die besten Spieler Deutschlands zu uns kommen. Seit Jahren bietet kein Klub seinen Spielern bessere Möglichkeiten, um Titel zu sammeln, als der FC Bayern.

Aber dafür will der Klub diesen Erfolg auch haben. Es ist der Anspruch des FC Bayern, Titel zu gewinnen und in der Champions League eine Rolle zu spielen. Der Klub tut alles, um Erfolge zu ermöglichen. Dafür erwartet er von seinen Spielern und Trainern, dass sie diese Erfolge auch liefern.

Der Herbst 2010 verläuft komisch. Louis van Gaal ist unser neuer Trainer. Er kam nach einer verkorksten Saison unter Jürgen Klinsmann. Klinsmann war als strahlender Held der WM 2006 zum FC Bayern geholt worden, als Aufbruchssignal in die Zukunft, als Beweis dafür, dass auch der FC Bayern nicht davor zurückschreckt, seine Strukturen kompetent zu erneuern.

Aber das Experiment Klinsmann war gescheitert. Bei Klinsmann trainierten wir fast nur Fitness. Taktische Belange kamen zu kurz. Wir Spieler mussten uns selbstständig zusammentun, um vor dem Spiel zu besprechen, wie wir überhaupt spielen wollten. Nach sechs oder acht Wochen wussten bereits alle Spieler, dass es mit Klinsmann nicht gehen würde. Der Rest der Saison war Schadensbegrenzung. Klinsmann wurde entlassen, unter seinem Nachfolger Jupp Heynckes stellten wir schließlich noch den zweiten Platz und die Qualifikation für die Champions League sicher.

Dann kommt Louis van Gaal, ein ausgewiesener Fachmann. Louis van Gaal ist ein Trainer mit hohen Ansprüchen. Er hält viel von Disziplin, und er hält viel von sich selbst. Er hat mit Ajax Amsterdam und Barcelona viele Erfolge gefeiert, er hat den AZ Alkmaar im Jahr, bevor er zu uns kommt, zum Meister gemacht, und er weiß, dass jeder von uns das weiß.

Louis van Gaal pocht auf seine Autorität. Er greift in jeden Lebensbereich ein. Er bestimmt die Sitzordnung, wer ihm beim Essen gegenüber sitzt, wer links und rechts von ihm Platz nehmen muss. Er legt sogar fest, wer beim Mittagessen zuerst aufstehen darf und wer sich zuerst am Buffet bedient. Manche Maßnahmen mögen kleinkariert wirken, aber ich empfinde die Ordnung, die van Gaal stiftet, nach dem Durcheinander des Vorjahrs als wohltuend.

Der Trainer arbeitet in diesem Moment konzentriert und gut mit uns, in einer Qualität, wie wir sie vorher nicht gekannt haben. Die Mannschaft lässt sich auf das ein, was er fordert, und setzt seine Ideen um. Aber der Schwung, den wir brauchen, um in der Meisterschaft dort zu stehen, wo wir hingehören, stellt sich nicht ein. Wir spielen nur selten so, wie wir uns das vornehmen, und auch die Resultate passen nicht.

Wenn beim FC Bayern die Resultate nicht passen, wird es schnell unruhig. Die Journalisten rechnen peinlich genau nach, dass wir auch in der angeblich so verkorksten Saison unter Jürgen Klinsmann nicht besser dagestanden haben als jetzt unter Louis van Gaal, und in der Vorstandsetage beginnen vertraute Prozesse abzulaufen. Zuerst Grummeln in der Presse, Zeigefinger im Fernsehen, dann plötzlich gar nichts mehr. Das ist traditionell die Phase, in der es für einen Trainer des FC Bayern eng wird. Es ist Ende September. Die Saison ist noch nicht einmal zwei Monate alt.

Am 26. September verlieren wir auswärts gegen Hamburg 0:1 und rutschen in der Tabelle von Platz drei auf Platz sieben ab. Ich gehe nach dem Spiel zum TV-Interview und sage, wie ich das Spiel gesehen habe. Dass wir nicht besonders gut gespielt haben, aber auch nicht dramatisch schlecht. Dass wir durchaus

eine Chance gehabt hätten, zu gewinnen, aber dass wir halt unsere Chancen nicht nutzen konnten. Dass wir wieder besser spielen müssen und vor allem darauf achten, dass der Gegner nicht so viele Torchancen bekommt.

Zwei Tage später werde ich nach dem Training nach oben geholt. Oben, im zweiten Stock der Geschäftsstelle an der Säbener Straße, residiert der Vorstand des FC Bayern. Uli Hoeneß, Karl-Heinz Rummenigge und Karl Hopfner.

Ich spreche gern mit dem Vorstand. Es passiert immer wieder, dass sich eine Gelegenheit dazu ergibt, dann trinkt man einen Kaffee mit Kalle Rummenigge oder Uli Hoeneß und tauscht Meinungen aus. Ich bin in meinen Jahren in München zu einem Führungsspieler geworden, zu einem Familienmitglied, zu diesem Zeitpunkt zweiter Kapitän, und ich habe einen langfristigen Vertrag unterschrieben.

Um beim FC Bayern zu bleiben, habe ich mich auch gegen ein verlockendes Engagement beim FC Barcelona entschieden. Ich fühle mich in München wohl und glaube an die Zukunft dieser Mannschaft, nicht nur in der Bundesliga, auch in der Champions League. Ich kenne die Mannschaft aus dem Effeff, und ich kann beurteilen, wie der Trainer mit uns arbeitet.

Der Trainer arbeitet gut, auch wenn er kein einfacher Mensch ist. Van Gaal ist auf gut bayrisch gesagt ein Sturschädel. Er bewegt sich manchmal durch die Säbener Straße wie ein Elefant durch einen Porzellanladen und kümmert sich nicht um die Scherben. Aber er bringt System in das Spiel unserer Mannschaft. Er vermittelt ihr seine Philosophie von Fußball.

Van Gaal fordert ständigen Ballbesitz. Er will, dass die Mannschaft durch präzises Passspiel und die individuelle Klasse ihrer Spieler permanent Chancen kreiert. Jeder Ballbesitz soll in eine Offensivaktion münden. Ballverlust ist nicht vorgesehen.

Wenn du ein Führungsspieler bist, tauschst du dich regelmäßig mit der Klubleitung aus. Die Vorstände müssen wissen, wie die Mannschaft dasteht, wie sie denkt, was sie bewegt. Ich denke mir auf dem Weg in den zweiten Stock, dass der Vorstand wohl wissen will, wie ich die aktuelle Lage einschätze. Das Gespräch kommt mir ganz recht, denn ich habe das Gefühl, dass das neue Konzept mit van Gaal vor dem Durchbruch steht. Ich möchte, dass der Vorstand das weiß.

Aber das Treffen dreht sich dann darum, dass ich im Fernsehen zu kritische Interviews gebe.

Das verwirrt mich. Ich habe oft gehört, dass meine offenen Spielanalysen geschätzt werden, weil ich ehrlich meine Meinung zum Spiel sage und nichts beschönige. Logisch, dass ich darauf achtgebe, keinen Mitspieler persönlich zu kritisieren, ganz bewusst rede ich immer nur über die Mannschaft als Mannschaft. Das hat auch seinen Grund: es sind nie Einzelne, die ein Spiel gewinnen oder verlieren, es ist immer das Team. Aber es hat keinen Sinn, Dinge, die auf dem Platz geschehen sind, zu beschönigen. Daraus lernt niemand etwas, am wenigsten die Mannschaft selbst.

Das Gespräch ist schneller beendet als sonst, und irgendwie habe ich das Gefühl, etwas Wichtiges nicht losgeworden zu sein. Als ich darüber nachdenke, wird mir klar, dass ich gerade die Gelegenheit verpasst habe, meine Meinung zur Spielphilosophie von van Gaal am richtigen Ort zu deponieren – das muss ich mir vorwerfen lassen.

Natürlich ist mir aufgefallen, dass zwischen dem selbstbewussten Trainer und unserem selbstbewussten Vorstand die Chemie nicht stimmt. Aus Erfahrung weiß ich, dass in solchen Fällen Explosionsgefahr herrscht.

Aber der Trainer hat nicht nur seine schwierigen Seiten, sondern auch ausgeprägte Fähigkeiten. Die schwierigen Seiten hat der Vorstand schon persönlich kennengelernt, aber die Vorzüge des Trainers stehen derzeit nicht im richtigen Licht.

Denn der Erfolg lässt weiter auf sich warten. Aber ich sehe die Gründe dafür, und sobald Probleme offensichtlich sind, kann man sie anpacken und lösen. Allerdings ist die Situation heikel, denn es prallen verschiedene Schulen aufeinander.

Louis van Gaal will uns seine Spielweise mit permanentem Ballbesitz verpassen, und die Umbauarbeiten sind noch nicht abgeschlossen.

Der FC Bayern hingegen hat lange mit der Methode Erfolg gehabt, die besten Spieler zu verpflichten, die jeweils auf dem Markt waren. Das sorgt regelmäßig für die höchste Qualität, die der Kader eines deutschen Fußballklubs haben kann. Aber im internationalen Vergleich fehlt uns manchmal noch ein taktisch-systematischer Überbau – eine fußballerische Philosophie.

Große Mannschaften wie Barcelona oder Manchester United agieren wie selbstverständlich nach ihrer Philosophie. Sie spielen seit vielen Jahren ihr unverkennbares Spiel. Das hat viele Vorteile: Die Philosophie liegt dem Spiel des Teams zugrunde, egal welche Spieler auf dem Platz stehen. Die Philosophie entscheidet darüber, welche Spielertypen überhaupt erst beobachtet und dann vielleicht verpflichtet werden.

Ein definiertes Spielsystem hat Auswirkungen auf alle Entscheidungen der Mannschaft. Spielt eine Mannschaft zum Beispiel nach einem System, das nur einen echten Stürmer vorsieht, wäre die Verpflichtung von drei, vier hochkarätigen Angreifern nicht nur überflüssig und unwirtschaftlich, sondern geradezu zerstörerisch für das Team. Die Spieler, die nicht zum Einsatz kommen, werden für Unruhe sorgen, weil sie spielen

wollen, und, wenn sie nicht spielen, unzufrieden sein. Die Aufgabe des Trainers, gute Einzelspieler zu einem Team zu formen, wird so von Beginn an untergraben.

Louis van Gaal ist ein Mann, der genaue Vorstellungen davon hat, wie ein Spiel zu funktionieren hat. Er bestimmt, wer auf dem Platz welche Aufgabe übernimmt, wie der Ball von hinten nach vorne gespielt werden soll. Beim FC Bayern stößt er auf viele gute Spieler – zum Beispiel auf vier erstklassige Stürmer: Miroslav Klose, Luca Toni, die noch in der Saison davor Tore ohne Ende gemacht haben, und die Neuzugänge Mario Gomez, ein Strafraumstürmer, der drei Saisons lang jeweils über zwanzig Tore erzielt hat, und den quirligen, wuseligen Ivica Olić.

Van Gaal muss also Ordnung in seinen Kader bringen. Er muss ausprobieren, welcher Spieler auf welcher Position am besten zur Geltung kommt. Außerdem liebt er es, junge Spieler in die Mannschaft einzubauen und ihr damit überraschende Dynamik einzuflößen. Wer hat vor dieser Saison schon von den Bayern-Spielern Thomas Müller und Holger Badstuber gehört? Auch das Eingliedern solcher Spieler ist eine vielversprechende und zukunftsträchtige Aufgabe, die aber nicht in zwei, drei Spielen erledigt werden kann.

Ich arbeite täglich mit van Gaal. Ich sehe, dass sich hier etwas entwickelt, das zusammen mit dem enormen Erfolgshunger und der bedingungslosen Hingabe unseres Vorstands zu etwas Außergewöhnlichem zusammenwachsen könnte: zu einer Kombination von fußballerischer und ökonomischer Intelligenz und Leidenschaft.

Aber noch übersetzen sich die Fortschritte, die ich im Training beobachte, nicht in die angemessenen Resultate. Wir sind nach

sieben Spieltagen genauso weit von der Tabellenspitze entfernt wie unter Jürgen Klinsmann. Aber welcher Unterschied! Bei van Gaal passiert vieles, was im modernen Fußball einfach passieren muss. Er spricht mit der Mannschaft, stellt sie minutiös auf jeden Gegner ein. Wir sehen Videos unserer Gegner, um ihre speziellen Stärken und Schwächen kennenzulernen. Wir schauen uns die eigenen Spiele an und analysieren, welche Fehler wir gemacht haben. Wir diskutieren, wie jede einzelne Position interpretiert werden soll, wie das Spiel der ganzen Mannschaft zusammenhängt. Wir arbeiten darauf hin, dass unsere Philosophie für alle Beteiligten selbstverständlich wird.

Ich hatte so präzise Arbeit noch bei keinem Trainer erlebt, mit dem ich arbeitete – ausgenommen Jogi Löw in der Nationalmannschaft. Ich bin überzeugt, dass diese Arbeit zwangsläufig zum Erfolg führen wird – wenn der Trainer und die Mannschaft die Zeit bekommen, zusammenzufinden.

Es wird Oktober. In der Meisterschaft haben wir einige Punkte zu viel Rückstand auf die Spurze. In der Champions League stehen wir vor dem Aus in der Gruppenphase – doch so seltsam es klingt, ich spüre, dass nur noch ganz wenig fehlt.

Der Vorstand teilt meine Einschätzung nicht unbedingt. Die Gespräche, in denen ich meine Meinung sagen konnte, haben zuletzt nicht mehr stattgefunden. Ich denke darüber nach, wie ich das komplizierte Themengemenge – der besorgte Vorstand, der eigenwillige Trainer und die Fortschritte, die sich noch nicht in Resultate übersetzen – so anpacken kann, dass sie nicht nur als Einzelmeinung eines Spielers erscheinen.

Ich weiß, ich muss Farbe bekennen. Der Zeitpunkt, über die Probleme des FC Bayern zu diskutieren, ist gekommen. Ich kenne die Abläufe in unserem Verein, und ich entscheide mich

dafür, zu handeln und nicht zuzusehen, wie ein Experiment womöglich vor der Zeit beendet wird.

Ich denke, dass ein ausführliches Interview in einer anspruchsvollen Zeitung ideal wäre, um die Situation, in der sich der FC Bayern gerade befindet, fundiert zu analysieren.

Ein heikles Thema, gewiss. Interviews müssen gewöhnlich über die Pressestelle des FC Bayern organisiert werden. Doch für das, was ich vorhave, bekomme ich mit Sicherheit keine Genehmigung.

Das Gespräch erscheint in der »Süddeutschen Zeitung« auf einer ganzen Seite. Der Titel lautet: »Ja, der Trainer hat recht«. Meine Kernthesen sind, dass der FC Bayern eine fußballerische Identität braucht, eine Philosophie, die das Spiel prägt. Ich fordere Mittelfeldspieler, die stets anspielbar sind, und eine Einkaufspolitik, die sich nach der Philosophie richtet, die dem Spiel des FC Bayern zugrunde liegt. Kernsatz: »Man darf Spieler nicht nur kaufen, weil sie gut sind.«

Ich stelle mich in dem Interview hinter den Trainer, weil ich finde, dass er zu diesem Zeitpunkt das Richtige für den FC Bayern tut. Ich exponiere mich, weil mir der Verein am Herzen liegt. Ich denke dabei mehr als einmal an Uli Hoeneß und seine unvergleichliche, überbordende Leidenschaft für den FC Bayern. Würde Uli Hoeneß das Gleiche tun, wenn er in meinen Schuhen stände? Ja, denke ich mir. Gerade er ist auch keinem Kampf ausgewichen, wenn es um die Sache ging, und wer, wenn nicht Hoeneß, weiß, welch scharfe Waffe für das eigene Anliegen die Öffentlichkeit ist?

Die Zeitung erscheint am Samstag, als wir gegen Schalke spielen, und es herrscht Ausnahmezustand. Ich versuche erst mal,

mich ganz auf das Spiel am Nachmittag zu konzentrieren. Frühstück, Training, Ruhe. Als ich aufs Spielfeld laufe, weiß ich, dass ich heute besser eine gute Leistung abliefera. Einem, der den Mund so weit aufmacht, wird besonders aufmerksam auf die Beine geschaut.

Wir spielen aber nicht gut. Die Partie endet nach eher durchschnittlichen Darbietungen 1:1.

Schon in der Pause kommt der Pressesprecher des FC Bayern zu mir und bittet mich, nach dem Spiel nicht durch die Mixed Zone zu gehen, wo wir Spieler normalerweise die Berichterstatter treffen und über das Spiel sprechen.

Ich habe nichts anderes erwartet. Dem Verein reicht *ein* kritisches Philipp-Lahm-Interview.

Gleichzeitig weiß ich, dass ich mein Ziel fürs Erste erreicht habe. Die Themen sind in Umlauf. Sie werden diskutiert. Je heftiger sie in der Öffentlichkeit diskutiert werden, desto früher wird sich auch der Vorstand damit beschäftigen müssen – schließlich werden die Chefs von jedem, der ihnen über den Weg läuft, um ihre Meinung zu meinem Interview gefragt.

Aber ich weiß auch, dass es Ärger geben wird. Das Interview war schließlich nicht genehmigt. Einige Mitspieler fühlen sich spürbar auf die Füße getreten, vor allem die Mittelfeldspieler. Sie verhehlen nicht, dass sie über meine Kritik sauer sind, und da hilft es auch nichts, dass ich betone, niemanden persönlich angegriffen zu haben. Es ging nicht um Einzelne. Es ging ums System.

Die Chefs äußern sich stinksauer gegenüber den Medien. Andere Spieler sind wiederum total zufrieden mit dem, was ich gesagt habe. Sie sagen: »Respekt«, und dass es gut ist, wenn einer endlich die Sache auf den Punkt bringt.

Die Lage ist angespannt, denn gleichzeitig sorgt auch Luca

Toni für Ärger. Er hat, nachdem er in der Pause des Spiels gegen Schalke ausgetauscht worden war, zornig seine Sachen zusammengepackt und ist aus dem Stadion abgehauen. Das geht nun gar nicht.

Als wir am Sonntag zum Training kommen, ist Kalle Rummenigge schon da. Die Mannschaft wird zusammengetrommelt. Alle Spieler. Alle Betreuer und Physiotherapeuten. Alle, die immer dabei sind.

Es wird eine laute Ansprache des Vorstandsvorsitzenden. Rummenigge ist richtig sauer. So etwas, sagt er, habe er noch nie erlebt. Das werde Folgen haben. Ernste Folgen.

Während Mannschaft, Trainer und Betreuer mit gesenkten Köpfen das Donnerwetter über sich ergehen lassen, kommt der Chef zu dem Schluss, dass meine Entgleisung die höchste Geldstrafe nach sich ziehen werde, die der FC Bayern je ausgesprochen hat.

Ich sitze auf meinem Stuhl und schaue geradeaus. So ist das also, wenn einem der Kopf gewaschen wird. Kannte ich nicht, fühlt sich nicht gut an, kann ich gern darauf verzichten. Aber ein schlechtes Gewissen habe ich trotzdem nicht. Ich stehe zu dem, was ich gesagt habe, und ich weiß, dass ich bald Gelegenheit bekommen werde, mit den maßgeblichen Männern des FC Bayern darüber zu sprechen. Der Zusammenschiss ist nur das Vorgeplänkel.

Ich habe sogar Verständnis für die Strafpredigt des Chefs. Er muss ein Zeichen setzen, dass der Verein nicht jedem gestattet, öffentlich seine Meinung zu sagen.

So werden wir in den Sonntag entlassen.

Natürlich weiß ich, dass das noch nicht alles war. Ich gehe angespannt nach Hause, stochere am Snooker-Tisch herum und

warte darauf, dass mein Handy klingelt. Das Handy klingelt tags darauf, am Montag, unserem freien Tag. Ich soll um zwei an der Säbener Straße sein, der Vorstand erwartet mich. Ich ziehe mir ein weißes Hemd und ein dunkles Sakko an, denn das wird ein richtig offizieller Termin.

Klar bin ich nervös. Ich bin kein Mensch, der Ärger sucht. Aber ich nehme Ärger in Kauf, wenn ich etwas damit bewirken kann. In diesem Bewusstsein fahre ich an die Säbener Straße, steige die Stiegen in den zweiten Stock hinauf und werde in das Vorstandsbüro geführt.

Dort warten bereits Uli Hoeneß, Karl-Heinz Rummenigge, Christian Nerlinger, der designierte Sportchef, und Karl Hopfner.

Der Empfang ist alles andere als freundlich. Meine Chefs sind sauer, und das machen sie in entsprechender Lautstärke deutlich. Aber was ihnen gegen den Strich geht, ist vor allem, *wie* ich die Sache angelegt habe – ungenehmigtes Interview, noch dazu am Spieltag –, und nicht, *warum* ich so weit gegangen bin.

Und das sage ich ihnen jetzt.

Ich sage, dass ich keineswegs, wie von ihnen vorgeworfen, Trainer und Mannschaft kritisiert habe. Im Gegenteil, ich habe mich für den Trainer und die Mannschaft starkgemacht, ich habe mich hinter den Umbruch gestellt, den der Vorstand mit der Verpflichtung von Louis van Gaal eingeleitet hat. Alles, was ich mit meinem Interview bezwecke, dient dem Verein. Ich bin kein Typ für Egotrips, in dieser Sache schon gar nicht, denn der FC Bayern ist auch mein Verein, hier bin ich groß geworden, hier will ich bleiben. Hier will ich Titel gewinnen, so viele wie möglich.

Nachdem in der ersten halben Stunde tüchtig Dampf abge-

lassen worden ist, entspannt sich die Situation zusehends. Plötzlich sehe ich mich selbst, wie ich an einem Tisch mit den Bossen des FC Bayern sitze und über alles diskutiere, was ich zu sagen habe. Über die Philosophie des Trainers, über die Spielweise des FC Bayern, über deren Auswirkungen auf unsere Transferpolitik und den Personalstand. Darüber, wie der Einsatz von so viel Geld, Kompetenz und Leidenschaft noch besser gebündelt werden kann.

Ich wiederhole in diesem Gespräch präzis, was ich auch in dem SZ-Interview gesagt habe – aber jetzt kann ich es persönlich machen, kann die richtigen Beispiele bringen und meine Schlussfolgerungen anbringen.

Das Gespräch dauert zwei Stunden, dann schweifen die Themen ab. Uli Hoeneß hat zum Beispiel eine Flasche Cognac geschenkt bekommen, und plötzlich reden wir über Cognac, und dass wir wieder einmal einen gemeinsam trinken sollten.

»Aber eine Geldstrafe bekommst du natürlich schon«, sagt der Vorstand, bevor es zu gemütlich wird, und macht anschließend die Ankündigung wahr, mir die höchste Strafe aufzubrummen, die je ein Spieler des FC Bayern bekommen hat. Ich muss 50.000 Euro dafür bezahlen, dass ich mich nicht an die Kommunikationsregeln des FC Bayern gehalten habe.

Das ist viel Geld, aber ich finde, ich habe es gut investiert. Ich konnte meine Meinung an der richtigen Adresse abliefern. Dafür, *wie* die Sache gelaufen ist, entschuldige ich mich. Für das, *was* ich gesagt habe, nicht.

Anschließend kommt Markus Hörwick dazu, der Presse-sprecher des FC Bayern, und wir verfassen alle gemeinsam eine Presseerklärung, die, wie ich finde, den Aufwand wert war:

»In einem sehr offenen, ausführlichen und konstruktiven Gespräch hat sich Philipp Lahm für die Art und Weise seiner

Aussagen und den eingeschlagenen Weg entschuldigt. Philipp hat eingesehen, dass es besser gewesen wäre, mit seiner Meinung direkt den Weg zum Vorstand zu suchen. Von Karl-Heinz Rummenigge, Uli Hoeneß, Karl Hopfner und Christian Nerlinger wurde er ermutigt und auch aufgefordert, künftig seine Meinung im direkten Dialog mit den Verantwortlichen zu besprechen. Die vom Vorstand ausgesprochene Geldstrafe wurde von Philipp Lahm akzeptiert. Für beide Seiten ist die Angelegenheit vom Wochenende damit erledigt.«

Damit habe ich genau das erreicht, was ich erreichen wollte – außer den fünfzig Riesen natürlich, die jetzt fällig sind.

In den folgenden Wochen wirkt es weder zufällig noch gekünstelt, wenn sich immer wieder Situationen ergeben, bei denen wir über die Lage sprechen. Der Zwischenfall, der so viel Berichte, Kommentare und Diskussionen in Presse und Fernsehen nach sich gezogen hatte wie sonst vielleicht nur die abgekupferte Doktorarbeit eines Ministers, sorgt für eine freie, selbstverständliche Gesprächsbasis zwischen dem Vorstand und mir. Ich glaube nicht, dass es ein Zufall ist, dass Kalle Rummenigge bei einem Interview die Bemerkung fallen lässt, er könne sich Philipp Lahm durchaus als Kapitän des FC Bayern vorstellen.

Vielleicht auch, weil sich die Lage schlagartig verbessert. Nachdem wir in der Champions League unser entscheidendes Spiel gegen Juventus in Turin gewonnen haben, läuft es beim FC Bayern plötzlich wie am Schnürchen. Wir legen nicht nur eine beeindruckende Erfolgsserie in der Meisterschaft hin, wir spielen plötzlich Fußball, der den Zuschauern gefällt und der die Mannschaft mitreißt.

Die Van-Gaal-Schule wird plötzlich euphorisch gelobt – und der FC Bayern steuert im ganzen Glanz seines Könnens auf die

beste Saison seit Langem zu, auf die Deutsche Meisterschaft, den Gewinn des DFB-Pokals und das Finale der Champions League.

Freilich ist damit die Geschichte nicht fertig erzählt. Wir sind während einer halben Saison erfolgreich, klar, und der Fußball, den wir spielen, ist attraktiv. Aber ich merke bald, dass die offensive Ausrichtung unseres Spielsystems zu Lasten der Defensive geht, dass, sobald unser Angriff nicht überragend spielt, Probleme in der Deckung auftreten, die auf das Spielsystem zurückfallen. Und ich merke, dass sich ein Spieler, der sich für seine Mannschaft verantwortlich fühlt, niemals auf seiner Meinung ausruhen darf.

Wir haben jetzt die neue Spielphilosophie, für die ich mich in den Kugelhagel der Öffentlichkeit gestellt habe, aber dafür fehlt uns jetzt die Balance, das richtige Verhältnis zwischen Angriffslust und kompakter Verteidigung. Bald ist es Zeit, wieder ein offenes Gespräch zu suchen, diesmal mit dem Trainer, und als er nicht sehn möchte, was ich meine, auch mit dem Vorstand.

Ich begreife, dass ich den Aufgaben, die auf uns zukommen, täglich neu begegnen muss. Das ist die Lehre, die ich gezogen habe. Engagement ist keine einmalige Sache, und Courage musst du täglich neu beweisen. Auch dafür ist Uli Hoeneß das beste Beispiel, ich würde fast sagen: mein Vorbild.

PHILIPP, ICH HAB MICH SO IN DICH VERLIEBT

Ein Leben in der Öffentlichkeit

Das Gerücht, schwul zu sein – Schattenseiten der Prominenz – Umgang mit den ewigen Blicken – wie du mit Öffentlichkeit umgehst – über das Vertrauen zu Fremden – warum Deals mit den Medien schlau sind – wie du dir ein privates Leben bewahrst

Wer den Namen »Philipp Lahm« in das Suchfenster von Google eingibt, erhält eine Reihe von Vorschlägen für den gewünschten Begriff. Unter meinem Namen findet sich an zweiter Stelle die Wortkombination »Philipp Lahm schwul«.

Zuerst einmal: Ich bin nicht schwul. Ich bin mit meiner Frau Claudia nicht nur zum Schein verheiratet, und ich habe keinen Freund in Köln, mit dem ich in Wahrheit zusammenlebe.

Aber ich kenne diese Geschichten. Offenbar läuft in Köln ein Mann herum, der jedem, der es hören will, erzählt, dass er mit mir zusammen ist. Das allein finde ich merkwürdig, und noch merkwürdiger finde ich nur, dass die Story überall kursieren kann und sich im Internet in zahllosen Spekulationen und Mutmaßungen wiederfindet.

Mir sind diese Spekulationen egal. Ich habe nichts gegen Schwule, und ich finde Homosexualität nichts Verwerfliches. Aber ich wundere mich immer wieder darüber, dass einzelne Typen, die so eine Geschichte in Umlauf setzen, so viel Einfluss auf

die öffentliche Meinung haben. »Philipp Lahm schwul« ... gibt es wirklich nichts Wichtigeres?

Mir kam also zu Ohren, dass ich regelmäßig nach Köln fliegen würde, um meinen Freund zu treffen und so weiter und so weiter. Da war dann irgendwann der Punkt erreicht, wo ich das Gefühl hatte, ich möchte klarstellen, dass das nicht stimmt.

Ich bin nicht so naiv, dass ich glaube, man könnte solche Gerüchte einfach abstellen. Wer daran glauben will, dass ich schwul bin, wird sich wohl auch von hundert Klarstellungen nicht davon abbringen lassen. Aber als die Anfrage des Schwulenmagazins »Front« kam, das ein Interview mit mir machen wollte, sagte ich Ja. Vielleicht, dachte ich, liest die Story ja auch der Kerl, der behauptet, mit mir zusammen zu sein. Dann macht er sich vielleicht mal ein paar Gedanken.

Natürlich ist Homosexualität im Fußball besonders tabuisiert. Vielleicht liegt darin der Grund, dass so viele Menschen nach dem ersten deutschen Fußballer suchen, der sich outet. In diesem Zusammenhang wird immer die Statistik strapaziert, dass der Anteil der Homosexuellen an der Gesamtbevölkerung zwischen einem und zehn Prozent liege. Danach müssten auch ein bis zehn Prozent der Fußballer schwul sein.

Man könnte sich genauso gut die Frage stellen, wie viele Prozent der Fußballspieler insgesamt Profis sind, und ob die Rechnung auch für diese sehr spezielle Gruppe von Profis gilt – ich bezweifle das.

Der Reporter von »Front« fragte mich, ob ich einen einzigen schwulen Fußballprofi kenne. Ich antwortete ihm ganz ehrlich. Nein, ich kenne keinen einzigen.

Aber ich hätte natürlich kein Problem, wenn ich einem schwulen Fußballer begegnen würde, egal ob er in einer gegne-

rischen oder in der eigenen Mannschaft spielt. Für alle meine Kollegen kann ich in dieser Frage allerdings nicht sprechen.

Ein schwuler Profi, der sich outet, hätte es bei uns bestimmt nicht einfach. Er wäre der Erste. Die Medien würden ihn auffressen. Es könnte sein, dass manche Mannschaftskollegen ein Problem damit hätten, aber selbst wenn das nicht so wäre: keine Ahnung, was im Stadion los wäre.

Im Stadion geht es ziemlich archaisch zu. Man hat es mit vielen Menschen zu tun, die sich in der anonymen Masse ganz anders benehmen, als sie es einzeln tun würden. Wir betreiben Kampfsport, der Stärkere gewinnt. Entsprechend sind die Reaktionen.

Deshalb glaube ich, dass es zum Beispiel Politiker einfacher haben, wenn sie sich als Homosexuelle outen: Sie haben immer direkten Kontakt zu Menschen. Sie treten einer Presse gegenüber, die die Gebote von Anstand und Fairness kennt, meistens jedenfalls. Und sie sind nicht drei Mal die Woche der Masse eines Stadionovals ausgeliefert.

Im Stadion geht es nicht politisch korrekt zu. Die Fans suchen sich jede Schwäche des Gegners aus, um ihn anzugreifen, notfalls zu diffamieren, wenn sie nur glauben, das eigene Team damit zu stärken – auch wenn das manchmal jenseitig ist. Harald Schmidt verglich in seiner Show vor vielen Jahren das Auftreten von Oliver Kahn mit einem Affen. Die Folge war, dass Oli bei Auswärtsspielen jahrelang Bananen nachgeschmissen wurden.

Was den Zuschauern alles einfallen würde, um einen schwulen Fußballer aus der Fassung zu bringen, möchte ich mir gar nicht vorstellen – aber ich weiß, dass er darunter leiden würde, und in der Folge seine ganze Mannschaft.

Es klingt vielleicht nicht besonders mutig und visionär, aber

es ist realistisch: Ich würde keinem schwulen Profifußballer raten, sich zu outen. Ich hätte Angst, dass es ihm gehen könnte wie dem englischen Profi Justin Fashanu, der sich nach seinem Outing so in die Enge getrieben fühlte, dass er schließlich Selbstmord beging.

Prominenz ist ein unscharfer Begriff. Mir ist klar, dass ein Fußballer, der Woche für Woche vor Zehntausenden Menschen spielt, der im Fernsehen auftritt und über den fünf Mal die Woche etwas in der Zeitung steht, als prominent gelten muss. Das eine ist ohne das andere nicht zu haben.

Ich bemerkte das in meiner Zeit in Stuttgart, als ich als 19-Jähriger Profi meine ersten Einsätze beim VfB hatte. Es waren die Blicke, die mir zugeworfen wurden, wenn ich mir im Supermarkt Weißwürste in den Einkaufswagen legte; wenn ich mir an der Tankstelle beim Bezahlen noch eine Cola mitnahm; wenn ich abends in der Pizzeria saß. Isst der tatsächlich eine Pizza mit Thunfisch, fragte der Blick. Ja, soll ich denn gar nichts essen?

Bis dahin war mir ja bloß von Fußballfans auf die Schulter geklopft worden, die Freude daran hatten, dass der VfB und seine Jungs so gut unterwegs waren. Das hatte ich noch schön gefunden, und ich finde es immer noch schön, wenn sich Menschen hinter meine Mannschaft stellen.

Aber die eigene Wahrnehmung verändert sich schnell. Man lernt, prominent zu sein. Man weiß, dass man nicht mehr nachmittags in die Stadt gehen kann, um ein T-Shirt zu kaufen, ohne dass man erkannt wird. Man gewöhnt sich daran, dass überall, wo man hingehört, Blicke sind. Blicke, die dich abtasten, die wissen wollen, ob du's wirklich bist, die eine Chance wittern, zu erfahren, wie du so auftrittst, wenn du nicht auf dem Platz stehst.

Damit muss man umzugehen lernen. Immer möglichst freundlich sein. Niemanden enttäuschen. Am besten immer ein nettes Lächeln auf den Lippen und aufmerksam für alles, was um dich herum passiert. Niemals mit schlechter Laune an die Luft.

Denn die Menschen wollen dich so haben, wie sie dich aus dem Fernsehen kennen. Den Jungen von nebenan. Den jungen Kerl mit seiner natürlichen Ausstrahlung. Niemand macht sich Gedanken darüber, dass der Junge von nebenan längst nicht mehr der ist, der er war, als er nebenan gewohnt hat. Dass es ganz schön schwierig ist, immer gut gelaunt zu sein. Und dass eine Welt, die aus lauernden Blicken besteht, eine ziemliche Herausforderung sein kann.

Als ich aus Stuttgart nach München zurückkehre, nehme ich mir eine Wohnung am Gärtnerplatz. Viele Cafés, perfekte Stadtlage. Ich mag es, wenn rundherum etwas los ist. Ich mag München, und ich genieße das Stadtleben – soweit es zu meinem Alltag als Profi passt. Denn eines ist klar: um so gut Fußball spielen zu können, wie ich möchte, brauche ich vor allem meinen Schlaf. Ich schlafe neun Stunden pro Tag, im Urlaub manchmal noch mehr.

Um den Gärtnerplatz treiben sich junge, aufgeweckte Leute herum. Die Stimmung gefällt mir. Ich – der Junge aus Gern, der bis dahin bei den Eltern gewohnt hat – fühle mich ausgesprochen wohl. Aber das ändert sich schlagartig.

Eines Tages läutet es an der Tür. Ich denke, dass es ein Kumpel ist, denn nur ganz wenige Leute kennen meine Adresse, und mein Name steht weder an der Eingangs- noch an der Wohnungstür. Ich mache die Tür auf. Draußen steht ein Typ, den ich noch nie gesehen habe.

»Ja bitte?«, sage ich verwundert.

Aber der Kerl sagt gar nichts. Er schaut mich nur mit großen Augen an, als würde er eine Erscheinung betrachten.

»Was wollen Sie?«, frage ich noch einmal. Ein merkwürdiges Gefühl befällt mich. Der Typ ist mir nicht ganz geheuer. Er ist ganz stumm und starrt mich nur an.

Dann will er etwas sagen, aber er bringt den Satz nicht heraus. Stattdessen drückt er mir einen Brief in die Hand. Ich sehe, dass der Typ ganz feuchte Augen hat. Dann probiert er es noch einmal, und dann steht dieser Satz in meinem Vorzimmer: »Philipp, ich hab mich so in dich verliebt. Darf ich reinkommen?«

Neeeein. Ich schmeiße die Tür zu und drehe den Schlüssel um. Mein Herz klopft heftig. »Gehen Sie weg«, sage ich durch die geschlossene Tür, »oder ich hole sofort die Polizei.«

Durch den Türspion sehe ich, wie der Kerl ungläubig auf meine Eingangstür starrt, offenbar unschlüssig, was er jetzt tun soll. Ich bin höchst irritiert. Ist der Mann harmlos? Oder hat er ein Messer eingesteckt oder eine andere Waffe? Will er sich mit Gewalt Zutritt in meine Wohnung verschaffen, oder tut er sich selbst etwas an?

Ich habe schon das Handy in der Hand, um den Notruf zu wählen, als der Mann vor meiner Tür plötzlich in die Wirklichkeit zurückfindet. Sein Körper straft sich, er dreht auf dem Absatz um und verschwindet im Treppenhaus.

Ich bin außer mir. Wie schräg ist das denn? Wie hat der Typ meine Adresse herausgefunden? Ich merke, dass ich noch immer den Brief in der Hand halte. Ich mache ihn auf. Im Brief steht ungefähr dasselbe, was mir der Mann gerade gesagt hat, ergänzt um eine irritierende Information: er ist aus Düsseldorf gekommen. Er ist mir nicht auf gut Glück nachgegangen, er hat wie

ein Privatdetektiv recherchiert, wo ich wohne, wann ich zu Hause bin. Das bringt mich völlig aus dem Konzept.

Denn ich bin sehr sorgfältig mit privaten Informationen. Schon meine Telefonnummer haben nur ganz wenige Leute, meine Familie natürlich und ein paar Freunde, und mit meiner Adresse gehe ich noch sparsamer um. Für mich ist mein Zuhause etwas total Wertvolles. Zu Hause hole ich mir die Kraft, um meine Arbeit gut zu machen, um gut Fußball zu spielen und so zu funktionieren, wie ein Mensch, der in der Öffentlichkeit steht, funktionieren muss. Deshalb muss ich zu Hause loslassen können. So sein, wie ich bin. Tun, was ich gerade will – wenn nötig auch gar nichts.

Muss ich jetzt plötzlich Angst vor Stalkern haben, wenn es klingelt? Ich sortiere Möglichkeiten, wie der Typ meine Adresse bekommen haben könnte. Unsere Autos sind nicht unauffällig. Vielleicht hat er mein Auto gesehen und ist mir gefolgt. Vielleicht ist er aber auch draußen im Gewimmel des Gärtnerplatzes auf der Lauer gelegen, um auszukundschaften, wo ich wohne.

Der Gedanke ist vergiftet. Plötzlich sehe ich die ganze Nachbarschaft in einem anderen Licht. Kommt der Typ zurück? Erzählt er anderen, wo ich wohne? Ich bin alles andere als ängstlich, aber ich bin vorsichtig. Und selbst wenn mein ungebetener Besucher total harmlos gewesen sein sollte: ich habe keine Lust, mich mit verliebten Spinnern vor meiner Tür herumzuschlagen.

Obwohl sich der Vorfall nicht wiederholt, beschließe ich umzuziehen.

Natürlich hat Prominenz Anziehungskraft. Manche Leute wollen sich damit schmücken, dass sie einen Prominenten kennen, andere versprechen sich davon handfeste Vorteile. Sobald du in der Öffentlichkeit stehst, kannst du dich vor Angeboten gar

nicht retten. Eine Party hier, eine Eröffnung dort, eine Einladung, noch eine Einladung.

Ich bin in dieser Beziehung ein sehr vorsichtiger Mensch, um nicht zu sagen misstrauisch. Meine Freunde – ich meine damit die Handvoll echter, enger Freunde, nicht die Flotte von Bekannten, die man als Fußballprofi zwangsläufig hat – kenne ich aus der Zeit, bevor ich prominent war.

Es kursieren ja genug Geschichten über Prominente, ihre falschen Freunde und den Ärger, den sie dann haben. Ich habe keine Lust, dazu auch ein Kapitel beizutragen.

Außerdem läuft mein Leben in anderen Bahnen. Ich bewege mich in Zirkeln, die ich gut kenne. Meine öffentlichen Auftritte sortiert mein Management für mich vor, und mein Privatleben ist im besten Sinn ein Familienleben. Wenn ich freihabe und nicht mit der Nationalmannschaft oder bei Auswärtsspielen unterwegs bin, verbringe ich die Zeit mit meiner Frau. Wir gehen abends gern zu einem Italiener in unserer Nähe, dort kriegen wir einen guten Tisch und erregen kein Aufsehen. Mindestens einmal pro Woche besuchen wir meine oder ihre Eltern, und das Thema Prominenz spielt da nun wirklich keine Rolle. Wenn ich bei den Großeltern am Tisch sitze, bin ich der, der ich immer war, jetzt halt erwachsen. Das ist der einzige Unterschied.

Vermutlich ist es auch kein Zufall, dass ich Claudia, meine jetzige Frau, schon kennengelernt hatte, bevor ich zum bekannten Fußballprofi wurde. Gerade in Beziehungsfragen halte ich Prominenz für einen gefährlichen Aspekt. Prominenz spielt mit Images und Oberflächlichkeiten. Darum geht es in der Liebe aber nicht. Ich habe mich immer davor gehütet, da etwas durcheinanderkommen zu lassen.

Ich bin mit Claudia gut zwei Jahre zusammen, als wir beschließen, zu heiraten. Wir sind happy miteinander, alles passt, es ist Zeit. Die WM in Südafrika steht bevor, und es ist klar, dass der Mittwoch nach dem Finale der beste Hochzeitstermin sein wird. Danach können wir noch eine Hochzeitsreise machen. Wenige Wochen später steht schon wieder die Saisonvorbereitung mit dem FC Bayern auf dem Programm.

Wir wünschen uns eine ganz private Hochzeit, aber irgendjemand von der Presse kriegt mit, dass wir das Aufgebot bestellt haben, und schon haben wir unsere Schlagzeile: »Blitzhochzeit wegen Baby«

Ist natürlich Quatsch, denn weder Blitzhochzeit noch Baby, und ich bin richtig froh, dass Claudia solche Berichte inzwischen ganz locker nehmen kann. Zu dem Bericht haben sie übrigens ein Foto von uns beiden gestellt, auf dem Claudia ein Kleid in Pink trägt. Aber sie hat gar kein Kleid in Pink. Das Foto war bei einer Veranstaltung aufgenommen worden, bei der wir zu zweit gewesen waren, ich in Schwarz, sie in Grau, aber die Redaktion hatte, damit es auf der Seite mehr kracht, die Farbe aufgepeppt.

Nicht dramatisch, und natürlich harmlos im Gegensatz zu den Stories über andere Spieler, die in den Zeitungen ausgebrettet wurden. Ich habe das ja ein paar Mal aus der Nähe erlebt. Du siehst es jedem Spieler an, wenn er Probleme hat. Wir Spieler verbringen so viel Zeit miteinander, kennen einander so gut, dass jeder schon bei Trainingsbeginn weiß, wenn einer von uns private Probleme hat.

Prominenz vervielfältigt diese Probleme. Das, was andere sich als Freiheit herausnehmen, wird durch die Öffentlichkeit zum Bumerang. Die Aufmerksamkeit, mit der dir begegnet wird, steigt exponentiell, wenn das Privatleben ins Spiel kommt.

Das ist ein Gesetz unserer Mediengesellschaft, und damit musst du umgehen lernen, dir selbst zuliebe und aus Verantwortung gegen alle, mit denen du im privaten Leben zu tun hast.

Wir stehen vor der Entscheidung, wie öffentlich wir unsere Hochzeit machen sollen. Eigentlich wollen wir völlig privat heiraten, aber wir wollen auch feiern, und es ist naiv zu glauben, dass bei hundert Festgästen nichts an die Presse dringt. Bevor also eine Zeitung ihre Paparazzi postiert, schließen wir einen Kompromiss.

Es klingt vielleicht berechnend oder unromantisch, wenn wir Teile unserer Hochzeit öffentlich geschehen lassen, damit andere in Ruhe stattfinden können. Aber so funktioniert das Management der eigenen Prominenz. Wenn du dich ganz verweigerst, wird Öffentlichkeit gegen deinen Willen stattfinden. Dann hocken die Fotografen in den Bäumen. Wenn du alles öffentlich machst, wirst du zur Geisel deines Ruhms und du sprengst deine Lebensqualität in die Luft. Wenn du als Prominenter wenigstens Teile deines Lebens wirklich privat leben möchtest, dann musst du dir die mit einem gewissen Maß an Öffentlichkeit erkaufen.

Wir beschließen also, die Hochzeit so zu organisieren, dass die Presse genug Stoff für ihre Sonntagsausgabe bekommt. Zum Standesamt laufen wir mit einer ganzen Musikkapelle durch den kleinen Ort Aying, und es sind viele Leute da und tausend Kameras und heftiges Gedränge, gut, dass wir ein paar Security-Kräfte bestellt haben, aber im Standesamt ist es dann ruhig und kühl, und wir sind ganz unter uns, und es ist schön.

Als wir nach dem Mittagessen mit ein paar Bussen zur Kirche nach St. Emmeram fahren, ist noch immer jede Menge los, aber wir haben schon im Vorfeld abgeklärt, dass die Zeit in der

Kirche wirklich uns allein gehören soll. Bilder macht nur unser eigener Fotograf, aber wir sind bereit, gleich nach der Zeremonie sechs Bilder freizugeben, die Claudia und mir gefallen. Sie sind der Preis dafür, dass wir anschließend in der vierspännigen Kutsche zum Brauereigasthof in Aying fahren können und in Ruhe mit unseren Freunden feiern.

Für mich ist das ein guter Deal. Denn jetzt haben wir Ruhe. Jetzt werden weder wir noch unsere Familien und Freunde von Blitzlichtern gestört, und niemand muss Angst haben, sich morgen auf einem blöden Foto mit einem Weißbier in der Zeitung zu finden.

Das Fest ist schön, und es bleibt sogar unbemerkt, dass unser Lieblingsmusiker Rainhard Fendrich mit seiner Band auftaucht, um für uns das Lied zu spielen, das uns so viel bedeutet, dass wir es auch in der Kirche vom Chor singen ließen: »Weu'sd a Herz hast wia a Bergwerk« – auf deutsch: tja. Gar nicht so einfach zu übersetzen.

Auch der Hochzeitswalzer gelingt uns. Schließlich haben wir auch Tanzstunden dafür genommen.

Natürlich kommen nach der Hochzeit jede Menge Anfragen für Interviews und Homestorys. Bei Homestorys bin ich strikt: mach ich nicht. Ich will nicht, dass jeder Mensch, der in die Illustrierte schaut, weiß, wie es bei mir im Wohnzimmer aussieht.

Bei Interviews über mein Privatleben bin ich in gewissen Grenzen großzügiger. Prominenz verpflichtet eben auch. Es gibt viele Menschen, die sich für Fußball interessieren. Sie geben viel Geld dafür aus, ins Stadion zu kommen oder ihren Kindern T-Shirts des FC Bayern oder der Nationalmannschaft zu kaufen, und ich glaube, dass sie ein gewisses Anrecht darauf

haben, auch die privaten Seiten ihrer Fußballstars kennenlernen zu können.

Aber auch hier will ich bestimmen, wie viel ich preisgebe. Bevor Claudia und ich der »Bunten« ein großes Interview zur Hochzeit geben, besprechen wir penibel, was wir erzählen wollen und was nicht.

Prominenz verpflichtet, schon wahr. Aber nicht zu einem Leben ganz ohne Privatheit.

16. Kapitel

EIN TRAUM IST KEIN ZIEL

Was ein Spitzfußballer heute können muss

Talent und Spaß – wie du dich gegen Konkurrenz durchsetzt – warum du keine Schwäche zeigen darfst – der Wert deines Umfelds – wie Leistung und Respekt zusammenhängen – wie du lernst, öffentlich aufzutreten – wie du deine Leistung richtig bewertest – wie du deine Ziele richtig steckst

Am Anfang steht das Talent. Ohne Begabung wirst du nicht Fußballer. Deine Begabung ermöglicht es dir, Spaß am Fußball zu haben, und ohne diesen Spaß wirst du auch nicht auf die Idee kommen, eine Karriere als Fußballer einzuschlagen. Ich kann über jedes einzelne Jahr, in dem ich Fußball gespielt habe, sagen, dass ich auf dem Platz Spaß hatte. Über jedes.

Die Begleitumstände Reisen, Interviews, Besprechungen, Geschäftstermine waren manchmal anstrengend und mühsam. Aber das Kicken selbst macht immer Spaß, egal ob es ein Trainingsspiel an der Säbener Straße ist, Soccer five in der Halle mit meinem Papa oder ein WM-Halbfinale in Südafrika. Der Spaß am Spiel steht immer im Mittelpunkt. Der Spaß ist so was wie das spirituelle Zentrum meines Berufs. Immer wenn mir das Rundherum lästig ist, gehe ich auf den Platz und habe Spaß mit dem Ball und den Jungs. Dann bin ich glücklich und zutiefst dankbar, dass ich einen Beruf habe, der mir täglich so viel Freude macht.

Der Spaß ist deshalb so wichtig, weil er die Grundlage für alles andere ist. Sonst könntest du die Disziplin, die es braucht, um Fußballprofi zu sein, nicht aufbringen. Kaum jemand muss mit so strengen Regeln leben wie wir Profis: pünktliche Betruhe, vernünftige Ernährung, nie über die Stränge schlagen, stets die Gebote des Trainers im Ohr. Und trainieren, trainieren, trainieren.

Fußball geht immer vor. Das ist vielleicht für einen achtjährigen Jungen nicht schwer, aber wenn du als erwachsener Mensch die Anweisung deines Trainers bekommst, um halb elf das Licht abzudrehen und zu schlafen, dann fragst du dich manchmal schon, auf was für einen Beruf du dich eingelassen hast. Diese Frage ist automatisch beantwortet, wenn du am nächsten Tag ausgeschlafen auf dem Platz stehst und Fußball spielen darfst.

Der Spaß am Kicken entspringt deiner Begabung und wird durch deinen Ehrgeiz veredelt. Nur wer ehrgeizig genug ist, arbeitet so intensiv an der eigenen Entwicklung, dass er irgendwann daran denken kann, Profi zu werden. Du musst deine eigenen Stärken kennen, und du musst täglich an ihnen arbeiten. Nur so entwickelst du deine spezifische Begabung, bis du als Fußballer ein Niveau erreichst, das ein Profi haben muss.

Je besser die Spieler, mit denen du spielst, desto stärker musst du selbst sein. Stark genug zum Beispiel, um Kritik auszuhalten. Kompetente Kritik ist der Ausgangspunkt dafür, dass ein Spieler sich verbessert – kein Spieler wird aus sich selbst heraus besser, oder sagen wir: nur sehr wenige. Das geschulte Auge des Trainers aber sieht, was der Spieler richtig, was er falsch macht, und seine Korrekturen helfen dir dabei, das Spielfeld

neu sehen zu lernen, Zusammenhänge zu erkennen, deine Position auf dem Feld zu finden.

Fußball ist permanente Konkurrenz. Konkurrenz mit anderen Mannschaften, klar, aber vor allem auch in der eigenen Mannschaft. Wer darf am Wochenende spielen? Wen stellt der Trainer auf? Wen stellt der Trainer auf welcher Position auf? Darfst du auf der Position spielen, auf der du dich selbst am wohlsten fühlst? Wo deine Qualitäten am besten zur Geltung kommen? Oder erwächst dir in einem Mitspieler, der sich plötzlich erstaunlich entwickelt, ein Konkurrent? Was kann er besser als du? Was kannst du besser als er?

In einer Zeit, in der diese Fragen noch nicht eindeutig zu deinen Gunsten geklärt sind, ist Charakter gefragt: die Kraft, Belastungen auszuhalten und dann, wenn es darauf ankommt, maximale Leistungen zu bringen. Ohne diese Fähigkeit wird ein guter Spieler nicht zu einem sehr guten Spieler.

Es ist eine romantische Vorstellung, dass eine Mannschaft aus elf Freunden besteht. Mag sein, dass es Ausnahmen gibt, aber die Regel lautet, dass eine Mannschaft aus 20, 25 Konkurrenten zusammengeschmiedet wird. Natürlich steht der gemeinsame Erfolg im Vordergrund, die Mannschaft muss ja als Mannschaft funktionieren, aber bis es so weit ist, findet unter den 20, 25 Männern ein beinharter Konkurrenzkampf statt. Jeder – ich sage: jeder – belauert seine Kollegen und schaut darauf, aus jeder Situation einen Vorteil für sich selbst herauszuziehen. Wie weit du dabei gehst, musst du selbst entscheiden.

Jeder sucht seine Rolle in der Mannschaft, sowohl im Spiel als auch im täglichen Umgang. Der Konkurrenzkampf findet täglich statt, in jeder einzelnen Trainingseinheit, nicht nur in je-

dem Spiel. Jeder Spieler kennt die Stärken und Schwächen jedes anderen Spielers – und positioniert sich. Zeigt Stärke, wenn er das kann. Ordnet sich unter, wenn er das muss. Im Profifußball ist jede Mannschaft die Summe außerordentlicher Einzelbegabungen, und jede dieser Begabungen möchte sich angemessen präsentieren.

Erst wenn die Hierarchie in einer Mannschaft geklärt ist, wenn jedem Einzelnen klar ist, wer spielt und wer auf der Bank sitzt, entwickelt sich wieder eine gewisse Lockerheit. Es setzen sich die Spieler durch, die sich ihrer eigenen Stärken bewusst sind und täglich an ihnen arbeiten. Aber keinem Fußballer kann geraten werden, sich jemals sicher zu fühlen. Eine Verletzung, und er fliegt aus der Startelf. Ein Konkurrent, der auf seiner Position gute Leistungen bringt, das Bedürfnis des Trainers, nach ein paar schlechten Resultaten etwas am Spielsystem zu ändern, und schon sind die Vorzeichen anders, und du bist es, der auf der Bank sitzt und sich wieder zurück in die Mannschaft kämpfen muss.

Gerade in solch umkämpften Phasen, in denen du nicht genau weißt, wo du in der Hierarchie stehst, ob du zur Startelf gehörst oder nicht – und wenn nicht, warum nicht –, ist es wichtig, ein gutes Umfeld zu haben: Menschen, die dir deine Unsicherheit nehmen. Denen du sagen kannst, was dich bedrückt. Die dir helfen, den Glauben an deine Stärken nicht zu verlieren.

Denn in der Mannschaft selbst ist für Schwäche kein Platz. Schwäche zu zeigen, ist im Fußball ein Tabu. Jeder von uns muss permanent Stärke ausstrahlen. Sobald sich daran etwas ändert, wird an deiner Position gegraben, du sinkst in der Hierarchie, deine Stellung ist gefährdet. Gerade, weil du deine Kollegen Tag für Tag siehst, weil du täglich unter scharfer Beob-

achtung stehst, erkennen sie sofort, wenn du einmal nicht so präsent bist wie sonst. Passiert das einmal, okay. Wiederholen sich deine Schwächen jedoch, wittern deine Konkurrenten sofort ihre eigene Chance und versuchen, deine Schwäche auszunutzen, um selbst in Erscheinung zu treten, dich zu verdrängen. Eine Aktion im Training auf deine Kosten, ein Wort zum Trainer: die Mittel, um dich schlecht aussehen zu lassen, sind vielfältig, und manche Profis sind nicht wählerisch.

Deine Probleme löst du besser außerhalb der Mannschaft, mit Menschen, denen du vertraust. Die Mannschaft ist dabei keine Hilfe. Ich weiß, wie unzeitgemäß und hart das klingt. Aber moderner Fußball ist ein Spektakel, die erfolgreichste Branche der Unterhaltungsindustrie. Die Männer auf dem Feld sollen ihre Leistung bringen, den Gegner fertigmachen und dann siegreich nach Hause gehen. Wir sind moderne Gladiatoren. Softies haben im Fußball keinen Erfolg.

Wer gut Fußball spielt und seine Leistung regelmäßig bringt, genießt automatisch den Respekt der Mannschaft. Aber auch dieser Respekt hat Grenzen. Es gibt keine noch so überragenden Spieler mehr, die sich wegen ihrer Fähigkeiten alles erlauben dürfen. Kann sein, dass es das einmal gab. Heute muss ein Profifußballer ein Mindestmaß an sozialen Qualitäten haben, denn sonst wird er in der Mannschaft isoliert sein und am Ende des Tages scheitern. Die Alphatiere der alten Schule würden in einer Mannschaft von heute auf Unverständnis und Ablehnung stoßen.

Der moderne Spieler braucht neben seinen sportlichen Fähigkeiten auch Einfühlungsvermögen und soziale Intelligenz. Er muss seine Mitspieler einschätzen können, ihre Charaktere le-

sen, um sich selbst positionieren zu können. Gleichzeitig muss er den Verein verstehen, bei dem er spielt, und sich an dessen spezifische Regeln halten. Es ist ein großer Unterschied, ob du beim FC Bayern spielst oder bei St. Pauli – ein sozial kompetenter Spieler erkennt die relevanten Unterschiede augenblicklich und findet sich in beiden Klubs mit ihren speziellen Milieus zurecht.

Auch der Umgang mit den Medien stellt Ansprüche an die soziale Kompetenz. Du musst wissen, worauf die Journalisten, mit denen du täglich zu tun hast, hinauswollen. Du musst eine Gesprächsbasis mit ihnen finden, wenn du ihnen nicht überlassen möchtest, welches öffentliche Bild sie von dir verbreiten.

Diese Fähigkeiten sind für den Fußballprofi essentiell. Sie sind die Voraussetzung dafür, dass er im Milieu des modernen Spitzensports nicht unter die Räder kommt, sondern gesund bleibt und auf höchstem Niveau Fußball spielen kann.

Ich glaube, dass jeder gute Spieler über Talent, Ehrgeiz, Disziplin und soziale Kompetenz verfügen muss. Ein großer Spieler muss noch mehr haben: er muss diese Komponenten aktiv beeinflussen können. So ist er in der Lage, die Begleitumstände seiner Karriere maßzuschneidern, sodass sein Talent ideal zur Geltung kommt.

Der Fußball hat sich in den letzten zehn Jahren stark verändert, und in zehn Jahren wird er wieder anders sein. Das Spiel ist schneller und dynamischer geworden. Die Struktur von Mannschaften ist nicht mehr auf solitäre Führungsfiguren zugeschnitten. Eine gute Mannschaft braucht mehrere Spieler, die Verantwortung übernehmen und den Rhythmus der Mannschaft bestimmen können. Der Einzelne steht mehr in der Ver-

antwortung. Er muss für die Mannschaft da sein, in die Mannschaft investieren, dann wird er durch den Erfolg der ganzen Mannschaft belohnt.

Das Umfeld eines Spielers ist heute besonders wichtig: Eltern, Freunde, Geschwister, Partner: Menschen, denen du vertraust. Ich glaube, dass die vielen Unsicherheitsfaktoren im Leben eines Profis der Grund dafür sind, dass viele von uns sehr jung heiraten: das Bedürfnis nach Sicherheit ist groß.

Ich habe Glück mit meinem Umfeld. Meine Eltern und meine Schwester interessieren sich für Fußball, sie verfolgen meine Karriere mit größter Freude und Anteilnahme – aber sie würden mir nie verheimlichen, wenn sie plötzlich etwas merkwürdig fänden. Meine Frau ist keine Fußballexpertin, aber sie ist eine Expertin für mich: niemand weiß so genau wie sie, wie es mir geht, wie es in mir wirklich aussieht. Mein Berater ist ein Mann von großem Fußballverständ und warmem Herz, ihm vertraue ich nach vielen Jahren enger Zusammenarbeit ohne Vorbehalte. Das ist nicht selbstverständlich. Sobald Geschäftsinteressen in eine Beziehung hineinspielen, gerät diese oft in Schieflage, vor allem, wenn es wie im Spitzenfußball um wirklich viel Geld geht.

Ein gutes Umfeld hindert den Spieler daran abzuheben. Ich kenne Spieler, denen, als sie 17 waren, eine Weltkarriere vorausgesagt wurde, und die mit dem plötzlichen Ruhm und dem Geld nicht klarkamen. Ich kannte einen jungen, supertalentierten Spieler, der schon mit 17 Jahren einen Profivertrag hatte, obwohl er noch in der Jugend spielte, und plötzlich mit dem Porsche zum Training kam und den Kopf in den Wolken hatte. Heute weiß ich nicht einmal, ob er überhaupt noch Fußball spielt.

Es gibt viele Beispiele dafür, dass überragendes Talent nicht in eine große Karriere münden muss, weil andere Voraussetzungen fehlen, zum Beispiel Disziplin und Lernbereitschaft.

Die Lernbereitschaft ist ein guter Gradmesser dafür, wie viel Spaß dir das Fußballspielen wirklich macht. Ich war zum Beispiel ein passabler Schüler. Mathematik interessierte mich, und weil mich der Gegenstand interessierte, war es selbstverständlich für mich, dass ich auch lernte – dass es ein Spaß war, wäre vielleicht doch zu viel gesagt. Aber ich lernte, und ich kriegte anständige Noten, das eine führte zum anderen.

Für Geschichte interessierte ich mich allerdings null Komma null. Wie waren meine Noten in Geschichte? Genau.

Beim Fußballspielen ist das genauso. Wenn du dich nicht nur dafür interessierst, wie oft du den Ball danteln kannst, sondern verstehen möchtest, wie ein Fußballspiel wirklich funktioniert, wirst du sehr gut aufpassen, welches Spielsystem der Trainer entwickelt und wie er jede einzelne Position definiert. Man könnte das unter dem großen Begriff Spielverständnis zusammenfassen.

Spielverständnis ist die Veredelung der puren Freude am Bolzen. Wer früh damit beginnt, Zusammenhänge auf dem Platz zu begreifen und daraus abzulesen, was als Nächstes, als Übernächstes passieren wird, schärft seine Spielintelligenz. Um gut Fußball zu spielen, reicht es nämlich nicht, 500-mal danteln zu können. Viel wichtiger ist der Instinkt, wo du stehen musst, damit dein Mitspieler dir den Ball zuspielen kann, wohin du laufen musst, um dich der Deckung deines Gegenspielers zu entziehen, wo du am besten Position beziehst, um den Angriff des Gegners zu unterbinden. Wenn du für diese Grundrechenarten des Fußballs nicht früh Interesse entwickelst, wirst du es auf dem Weg zum Profifußballer schwer haben.

Ich hatte das Glück, dass ich früh meine Position fand. Schon in den Jugendmannschaften spielte ich oft rechts in der Verteidigung, manchmal auch im defensiven Mittelfeld. Das ist wichtig, damit du die Position in- und auswendig kennst, wenn du im Profifußball angekommen bist. Ich glaube, dass nur Spieler, die jahrelang auf derselben Position spielen, sich dort auf Weltklassenniveau entwickeln können. Wenn ich jetzt zum Beispiel zum Mittelfeldspieler umgeschult würde, täte ich mich schwer – wobei sogar das schon zweimal der Fall war: in einem Länderspiel gegen England, wo uns ein ganzes Mittelfeld verletzt ausgefallen war, wurde ich als Abräumer vor der Abwehr aufgestellt. Es gab damals übrigens kein Debakel, obwohl wir mit dem kleinsten deutschen Mittelfeld aller Zeiten antraten, Schneider, Lahm, Trochowski, keiner größer als 1,70 Meter. Wir gewannen 2:1 und fügten England die erste Niederlage im damals neu gebauten Wembley-Stadion zu.

Im letzten Frühjahr spielte ich dann gegen Aserbaidschan auf der Sechs, weil am Ende einer unendlich langen Saison alle unsere defensiven Mittelfeldspieler ausgefallen waren. Auch da gewannen wir, 3:1.

Fußball ist Spitzensport, aber Fußball ist auch Unterhaltung für die Massen. Jeder Fußballer, der in der Bundesliga aufläuft, wird von den Medien genau beobachtet. Wenn er gut spielt, wird die Beobachtung intensiver, und wenn er erst einmal für die Nationalmannschaft nominiert wird, bleibt kein Schritt mehr unbeobachtet.

Mir war von Anfang an eines klar: mir ist nicht egal, wie ich in den Medien rüberkomme. Ich möchte, wenn ich schon in der Zeitung stehe oder im Fernsehen auftrete, nicht wie der Depp dastehen.

Deshalb habe ich mich von Anfang an intensiv mit dem Thema beschäftigt. Es ist natürlich gut, wenn du dafür einen Spezialisten an der Seite hast – mein Berater Roman Grill hat in der Kommunikationsabteilung des FC Bayern das Handwerk gelernt und mich von Anfang an gecoacht: Wie werden Interviews geführt? Wie kommen welche Spieler rüber? Was kommt gut an und wie möchtest du auf keinen Fall gesehen werden?

Spätestens wenn nach dem Spiel ein Reporter mit dem Mikrofon vor dir steht und wissen will, was du zur gerade abgepfiffenen Partie sagst, musst du dich entschieden haben: Möchte ich mir mit irgendwelchen Phrasen über die Distanz helfen oder mache ich eine Aussage mit Hand und Fuß?

Ich habe mich dafür entschieden, jedes Interview, das ich gebe, ernst zu nehmen und eine klare Aussage zu treffen. Ebenso klar ist, dass ich darin nichts über meine Mitspieler sage. Kritik darf immer nur pauschal, nie persönlich geäußert werden – was zu sagen ist, wird intern besprochen.

Ich bin auf jedes Interview, auf jede Pressekonferenz, die ich gebe, vorbereitet. In unserer Branche wird jedes Wort, das du sagst, interpretiert: die Presse wartet nur darauf, dass sie Zwistigkeiten in der Mannschaft mitkriegt oder Kritik am Trainer oder Ähnliches. Dann wird eine Story daraus, und selbst wenn nur eine Mücke zum Elefanten aufgeblasen wird, müssen sich die Betroffenen damit auseinandersetzen und haben plötzlich Probleme am Hals, die mit etwas mehr Sorgfalt in der Wortwahl zu vermeiden gewesen wären.

Du musst gut informiert sein, und es schadet auch nicht, wenn dein Horizont nicht an der eigenen Nasenspitze endet. Sagen wir so: Fußball ist ein so komplexes Spiel geworden, dass der Blick über den Tellerrand geradezu eine Voraussetzung dafür ist, dass du in deinem Sport umfassend erfolgreich bist.

Du solltest die Mechanismen der Presse kennen. Du solltest wissen, wie verschiedene Zeitungen und Magazine ihre Geschichten aufziehen. Du solltest eine Ahnung davon haben, welche Sätze im Fernsehen gesendet und welche rausgeschnitten werden. Auch hast du zum Beispiel mit Sicherheit mehr Ruhe, wenn du dir nicht vom ersten Profigehalt ein fettes Auto kaufst und damit vor dem Schumann's in München parkst. Und wenn du keine Lust hast, täglich über deinen Irokesenschnitt zu reden, solltest du dir auch keinen zulegen.

Entscheidend ist, dass dein Verhalten neben dem Platz nicht den Blick darauf verstellt, was du auf dem Platz leitest. Aber selbst dann ist es allein mit Fußballspielen nicht getan.

Sobald du dein erstes Spiel in der Bundesliga machst, wirst du öffentlich benotet. Tageszeitungen, »Kicker«, Fernsehen, Internetseiten: überall zerbricht sich irgendwer den Kopf darüber, ob das, was du auf dem Platz geboten hast, eine 3 wert war oder doch nur 3,5. Manchmal sind sich die Kritiker einig, manchmal hat dich der eine »gut« gesehen und der andere »unterirdisch«. Tja.

Ich habe ein Jahr lang mit sechs Freunden ein Fußball-Managerspiel gespielt, dafür haben wir jeweils die Noten von sportal.de herangezogen. Unter den Noten steht immer ein Dreizeiler als Begründung, warum welche Note vergeben wird – immerhin, denn meistens steht nur die Note da.

Manchmal, wenn ich am Freitagabend ein Spiel angeschaut habe, konnte ich dann direkt verglichen: was ich gesehen habe und was der Kritiker gesehen hat. Ich erinnere mich an ein Spiel des 1. FC Köln, der zu Hause 0:1 verloren hat. Der Kölner Innenverteidiger Mohamad hatte ein gutes Spiel gemacht, war am Gegentor nicht beteiligt gewesen und hatte den Mit-

telstürmer des Gegners völlig ausgeschaltet. Bei Standardsituationen bekam er dann im gegnerischen Strafraum zwei gute Chancen. Einmal köpfte er den Gegenspieler an und der Ball ging vorbei, einmal schoss er neben das Tor. Am nächsten Tag hatte er die Note 5. Begründung: zwei Riesenchancen vergeben.

Ich habe einen Augenblick darüber nachgedacht, ob ich denen schreiben und sie fragen soll, ob sie wissen, was der Job einen Innenverteidigers ist. Und dass Mohamad diesen Job an diesem Abend super erledigt hat. Wenn schon, hätte er eine 3 verdient, wenn nicht besser.

Aber die Noten werden nie nach Gesamtleistung vergeben, sondern nur nach Höhepunkten. Ein Spieler, der zehn Mal den Ball verliert und trotzdem drei Tore macht, kann damit rechnen, am nächsten Tag eine 1 im Zeugnis stehen zu haben. In Wahrheit sagen die Noten nichts darüber aus, wie du wirklich gespielt hast.

Meine Strategie gegenüber dieser öffentlichen Kritik ist, sie so gut es geht zu ignorieren. Es gibt Kollegen, die lesen nur positive Kritiken. Ich bin da radikaler: Ich lese gar keine Kritiken mehr. Ich hole mir mein Feedback beim Trainer, bei Kollegen, bei Freunden, deren Meinung ich schätze, weil sie etwas von Fußball verstehen.

Es ist enorm wichtig zu wissen, wie gut man wirklich war. Ich wusste das schon als Kind, und ich begann früh, meine eigene Meinung mit der Meinung des Trainers abzugleichen. Die beiden Sichtweisen stimmten nicht immer überein, aber ich versuchte zu verstehen, was der Trainer meint. So lernte ich sukzessive mehr über spezielle Situationen auf dem Feld, über taktische Kniffe, und das schärfte meinen eigenen Instinkt.

Du kannst in jedem Training etwas dazulernen, auch wenn du schon jahrelang auf höchstem Niveau Fußball spielst. Wichtig ist, dass du dir die Offenheit bewahrst, dazulernen zu wollen. Es gibt immer wieder Impulse, egal ob sie vom Trainer oder von einem Mitspieler kommen oder ob sie einer eigenen Beobachtung entspringen, die es wert sind, dass man sie ausprobiert und bewertet. Erst wenn du selbst die Erfahrung gemacht hast, wie eine Variante, ein Trick, ein Gedanke funktioniert, weißt du, ob dir diese Erfahrung weiterhilft. Natürlich führen viele Ideen am Schluss nirgendwohin. Aber wenn du glaubst, jemals an dem Punkt angekommen zu sein, wo du dich nicht mehr weiterentwickeln musst, liegst du falsch.

Wer Spitzenspieler werden will, hat immer ein Ziel. Das gilt für den jungen Fußballer genauso wie für den Profi. Sobald du ein Ziel hast, kannst du auch einen Plan machen, wie du dieses Ziel erreichst.

Natürlich hast du auch Träume. Ich habe schon als Siebenjähriger davon geträumt, den Weltmeistertitel in die Höhe zu stemmen – aber das war ein Traum, wie ihn viele Siebenjährige träumen, kein Ziel. Heute könnte der Weltmeistertitel ein konkretes Ziel von mir sein – aber bis wir 2014 zur nächsten WM nach Brasilien fahren, kann noch viel passieren.

Die Ziele, die du dir steckst, sollten realistisch sein. Es hat keinen Wert, sich die Latte so hoch zu legen, dass man zwangsläufig darunter durchspringt. Wenn ein Ziel aber realistisch ist, also in Reichweite, musst du mit aller Konsequenz daran arbeiten.

Wenn es in meiner Karriere ein strategisches Element gibt, dann ist es mein gesunder Realismus. Als ich beim FC Bayern in der U11 spielte, war es mein Ziel, nächstes Jahr in der U12

spielen zu dürfen. Als ich in der U17 spielte, wollte ich zu den Amateuren kommen. Als ich bei den Amateuren spielte, war das Ziel sowieso klar: ich wollte Profi werden. Aber ich nahm mir nicht automatisch vor, Profi beim FC Bayern zu werden – das blieb fürs Erste ein Traum. Als ich dann Profi beim VfB Stuttgart wurde, war ich hochzufrieden und nahm mir als nächstes Ziel vor, den FC Bayern davon zu überzeugen, mich nach München zurückzuholen.

Aber ich erlebte am eigenen Leib, dass nicht jedes Ziel ohne Umwege zu erreichen ist. Als ich mich verletzte, musste ich mich über jede Menge Zwischenziele wieder zurück in die Mannschaft kämpfen, und es dauerte viel länger, als ich gedacht hatte, wieder reif für die Bundesliga zu sein. Zu große Ziele hätten mich in dieser Zeit bestimmt demoralisiert. Aber mit dem System, immer zuerst den einen und erst dann den nächsten Schritt zu gehen, holte ich mir Belohnung, Motivation und Sicherheit.

Man muss zwischen Zielen und Träumen jederzeit unterscheiden können. Natürlich war es auch schon in der U12 mein Traum, einmal Profi zu werden. Es war auch ein Traum, irgendwann einmal in der Nationalmannschaft zu spielen, wobei die Geschwindigkeit, mit der dieser Traum wahr wurde, so groß war, dass ich mir das Ziel, Nationalspieler zu werden, noch gar nicht konkret gesetzt hatte.

So war meine Strategie, als ich ein Junge war, und sie ist die gleiche geblieben.

Ich träume noch immer davon, mit Deutschland Weltmeister zu werden. Ich träume davon, mit Deutschland Europameister zu werden. Aber es ist mein erklärttes Ziel, mit dem FC Bayern in dieser Saison die Deutsche Meisterschaft zu gewinnen.

Das Finale der Champions League wird übrigens im nächsten Frühjahr in München ausgetragen.

Der Traum, ein Ziel.

EPILOG

Ich bin 27 Jahre alt, man sagt: im besten Fußballalter. Meine Karriere wird vielleicht noch fünf, vielleicht noch sieben Jahre dauern, wenn ich Glück habe und von schweren Verletzungen verschont bleibe. Wenn ich mir also Ziele setze, die ich als Fußballer erreichen möchte, müssen sie nicht irgendwann verwirklicht werden, sondern – wie sagt Jogi Löw so gern? – »zeitnah«.

Was meine Zukunft beim Verein betrifft, ist die wichtigste Entscheidung getroffen. Ich werde meine besten Jahre als Fußballer beim FC Bayern verbringen. Ich habe einen langfristigen Vertrag unterschrieben, und dafür gibt es gute Gründe. Der FC Bayern ist mein Heimat- und mein Herzverein. Mit dem FC Bayern habe ich in Deutschland schon alle Titel gewonnen. Der FC Bayern ist der einzige deutsche Verein, der die Champions League gewinnen kann, und das ist mein deklariertes Ziel.

Aber es ist nicht einfach, die Champions League zu gewinnen. Dass man sich auch mit unlimitiertem Budget nicht den Champions-League-Titel kaufen kann, hat der FC Chelsea vorgemacht, wo selbst aus der Kombination von außerordentlichen Einzelspielern und einem der besten Trainer der Welt kein Titel resultierte.

Niemand kann sich einen Titel kaufen. Aber man kann die Voraussetzungen dafür schaffen, dass die Mannschaft konkurrenzfähig ist. Ob man dann im entscheidenden Spiel im Elfmeterschießen gewinnt oder verliert, ist am Ende keine Frage des Budgets und der Planung mehr, zum Glück.

Ein Team, das die Champions League gewinnen kann, muss aus einer sehr speziellen Gemengelage entstehen. Es braucht den richtigen Trainer, der mit den Spielern, die ihm zur Verfügung stehen, das richtige Spielsystem entwickelt.

Es braucht viel Fingerspitzengefühl, bis eine Mannschaft das System spielen kann, das ihr passt wie ein Anzug. Es braucht die fachliche und persönliche Autorität des Trainers, aber auch seine Bereitschaft zum Dialog mit den Führungsspielern, die genauso ihre Qualitäten und ihren Charakter in die Waagschale werfen müssen. Das beste System funktioniert nur, wenn es ständig weiterentwickelt und verbessert wird, wenn es locker genug ist, um die Individualisten nicht zu behindern, aber streng genug, um der Mannschaft ein gemeinsames Denken plausibel zu machen. Das muss von der Entschlossenheit der sportlichen Leitung begleitet werden, das System der Mannschaft durch die richtigen Transfers zu unterstützen und zu perfektionieren.

Beim FC Bayern ist all das möglich.

Es ist eine hohe Kunst, eine Mannschaft zu formen, die die Champions League gewinnen kann. Als Kapitän des FC Bayern fühle ich mich persönlich dafür verantwortlich, dass uns dieses Kunststück in den nächsten Jahren gelingt. Daran werde auch ich gemessen werden.

Erfolg ist eine Frage der Reife. Ich war in den Jugendmannschaften des FC Bayern immer einer der Jüngsten, weil ich im November geboren bin. Ich erinnere mich an Finals piele, in denen ich mich auswechseln ließ, weil ich mit den Gegenspielern, von denen viele fast ein Jahr älter waren als ich, körperlich nicht mithalten konnte. Aber ein Jahr später hatte ich diese Defizite ausgeglichen.

Die Deutsche Nationalmannschaft ist eine junge Mann-

schaft. Bei der WM 2010 in Südafrika haben wir großartigen, kreativen Fußball gezeigt, sind als enorm begabtes, interessant zusammengestelltes Team aufgetreten und schließlich im Halbfinale gegen einen Gegner ausgeschieden, der uns vor allem einiges voraushatte: Reife.

Reife bedeutet, jede Chance zu nutzen, die sich bietet. Spanien erzielte gegen uns ein Tor, das ganz und gar nicht elegant herausgespielt oder kunstvoll vorbereitet war, wie es dieser Mannschaft entspricht. Eine Ecke, die von einem Verteidiger ins Tor gewuchtet wurde – vor ein paar Jahren hätte man so ein Tor noch als typisch deutsch verunglimpft. Aber es war das Tor, das Spanien den Weg ins Finale öffnete und schließlich zum Weltmeistertitel.

Mein Ziel ist es, mit der Deutschen Nationalmannschaft bei den nächsten beiden Turnieren einen Titel zu gewinnen. Die Mannschaft platzt vor Begabung, die Mischung ist gut, es drängen neue Talente nach. Ob wir in Polen und der Ukraine oder in Brasilien einen Titel holen können, wird sich an der Frage entscheiden, ob wir die nötige Reife mitbringen.

Ich persönlich arbeite jeden Tag an dieser Reife: Bei der nächsten WM bin ich dreißig.

REGISTER

- Adler, René; 163
Almodovár, Pedro; 163
Altintop, Hamit; 131, 142,
206, 217
Asamoah, Kwadwo; 171
Ayala, Roberto; 96, 100
Badstuber, Holger; 167, 227
Ballack, Michael; 42, 47, 49,
51, 53, 70, 87–89, 97, 98,
100, 110, 127, 140, 163, 171,
189–191, 193, 194
Beck, Andreas; 164
Beckenbauer, Franz; 206
Bekele, Kenenisa; 156
Bierhoff, Oliver; 50, 53, 92,
107, 110, 148
Boateng, Jérôme; 171
Boateng, Kevin-Prince; 171
Böhm, Karlheinz; 157
Borowski, Tim; 86, 97, 98,
100, 101
Buffon, Gianluigi; 210, 211
Busisiwe; 154–157
Butt, Hans-Jörg; 210
Cacau; 167, 168
Cambiasso, Esteban; 101
Casillas, Iker; 136, 202
Contento, Diego; 28
Contento, Enzo; 28, 29
Crespo, Hernan; 96
Cruz, Julio; 100
Deco; 127
Del Piero, Allesandro; 106
Di María, Ángel; 178, 179
Dibaba, Tirunesh; 156
Effenberg, Stefan; 12, 38
Elber, Giovane; 12, 38
Elizondo, Horacio; 84
Fabregas, Cesc; 136
Fendrich, Rainhard; 246
Ferguson, Alex; 18, 121, 213
Feulner, Markus; 13, 35, 38, 41
Franco, Leo; 100
Friedrich, Arne; 43, 85, 90, 99,
111, 127, 167, 181, 195
Frings, Torsten; 47, 53, 86,
102, 127
Gebrselassie, Haile; 156
Gerland, Hermann; 38, 39, 70
Gertz, Holger; 169
Giggs, Ryan; 17
Gomes, Nunu; 127

- Gomez, Mario; 122, 127, 167, 188, 210, 211, 227
Gottschalk, Thomas; 84
Grill, Roman; 13, 34, 40, 58, 60, 65–68, 78, 79, 86, 92, 153, 257
Grönemeyer, Herbert; 84
Grosso, Fabio; 105, 108
Gyan, Asamoah; 171, 172
Haas, Dominik; 36
Haas, Leonhard; 36
Hamann, Didi; 42, 144
Harbich, Herbert; 36
Hargreaves, Owen; 12, 70, 206
Hauge, Terje; 82, 83
Heerwagen, Philipp; 35
Heller, Florian; 38
Heynckes, Jupp; 222
Hiddink, Guus; 49
Higuaín, Gonzalo; 178
Hildebrand, Timo; 14, 43, 87
Hinkel, Andreas; 13, 15, 16, 42, 43, 51
Hitzfeld, Ottmar; 49, 205, 206
Hitzlsperger, Thomas; 127, 134, 135, 137
Hleb, Aliaksandr; 17, 22
Hoeneß, Uli; 60, 68, 221, 224, 229, 232–235
Hofmann, Steffen; 41
Hopfner, Karl; 224, 232, 234
Hörwick, Markus; 233
Howard, Tim; 23
Husterer, Markus; 39, 41
Iniesta, Andres; 136, 184, 215
Jansen, Marcel; 124, 139
Jeremies, Jens; 70, 206
Jonker, Andries; 201
Kahn, Oliver; 12, 42, 45, 48, 49, 51, 53, 70, 99, 144, 207, 238
Kahveci, Nihat; 130
Khedira, Sami; 152, 164, 167, 169, 190
Klinsmann, Jürgen; 49–53, 80, 85, 90, 92, 98, 189, 222, 223, 228
Klose, Miroslav; 89, 94, 97, 103, 111, 127, 128, 132, 152, 166, 167, 169, 170, 175, 176, 181, 182, 191, 195, 206, 211, 227
Köhler, Horst; 84
Kornstock, Otto; 158
Kraft, Thomas; 200
Kroos, Toni; 165, 186, 188
Kurányi, Kevin; 21, 22, 42, 43, 51, 62
Lahm, Claudia; 8, 236
Lahm, Daniela; 25, 28, 144
Lahm, Roland; 25–27, 29, 56, 206, 248
Lampard, Frank; 175
Lehmann, Jens; 53, 96, 99–101, 105, 131, 133, 137, 138

- Lizarazu, Bixente; 70, 73
Löw, Jogi; 50, 52, 90, 124, 166, 167, 190, 228, 263
Lučić, Teddy; 94
Magath, Felix; 11, 13–15, 17, 18, 22, 24, 43, 55, 71, 203–205
Makaay, Roy; 70, 206
Maradona, Diego; 97, 146, 181, 182
Mascherano, Javier; 96
Matthäus, Lothar; 45
Meira, Fernando; 22
Meißner, Silvio; 14–16
Merkel, Angela; 148, 149, 151, 183
Mertesacker, Per; 90, 98, 99, 101, 127, 167, 195
Messi, Leo; 178–181, 215
Metzelder, Christoph; 85, 90, 99, 127, 138
Misimovic, Zvjezdan; 35, 36, 38, 41
Mohamad; 258, 259
Mourinho, José; 215, 216
Müller-Wohlfahrt, Hans-Wilhelm; 60, 65, 78
Müller, Thomas; 165, 167–169, 173, 175–177, 180, 181, 184, 188, 217, 227
Naidoo, Xavier; 110, 111
Nani; 120, 127
Nerlinger, Christian; 232, 234
Neuer, Manuel; 164, 167, 168, 172, 175
Neuville, Oliver; 88, 89, 98, 100
Nowotny, Jens; 42, 144
Odonkor, David; 88, 89, 99, 100, 105
Olić, Ivica; 120, 125, 209, 210, 213, 215, 227
Olsen, Morten; 49
Ottl, Andreas; 95, 189
Özil, Mesut; 143, 144, 150–152, 164, 165, 167, 173, 176, 182
Pekerman, José; 96, 97
Pelé; 97
Pflügler, Hansi; 41
Pienta, Jan; 29
Pirlo, Andrea; 105
Pizarro, Claudio; 206
Podolski, Lukas; 51, 69, 90, 91, 94, 98, 100, 104, 109, 123, 125, 127–129, 131, 140, 152, 167, 169, 175, 181, 186, 188
Puyol, Carlos; 136, 186
Rafael; 121
Ramos, Sergio; 136
Redknapp, Harry; 206
Rehhagel, Otto; 49
Ribéry, Franck; 121, 143, 206, 207, 214
Riquelme, Román; 96
Robben, Arjen; 118, 121, 212, 214

- Roberto, Zé; 206
Rodriguez, Maxi; 95, 96, 100, 101, 178
Rolfes, Simon; 163
Ronaldo, Cristiano; 17–21, 127
Rooney, Wayne; 121, 213
Rummenigge, Karl-Heinz; 221, 224, 231, 232, 234
Sagnol, Willy; 70
Salihamidžić, Hasan; 206
Sammer, Matthias; 55, 57
Santa Cruz, Roque; 206
Sarioğlu, Sabri; 133
Schmidt, Harald; 238
Schneider, Bernd; 53, 98, 103, 165, 256
Scholes, Paul; 17, 20
Scholl, Mehmet; 70
Schumacher, Michael; 75
Schweinsteiger, Bastian; 51, 69, 86, 111, 119, 122, 127, 128, 131, 134, 152, 164, 167, 180, 181, 190, 191, 195
Seebauer, Ludwig; 60, 78
Senna, Marcos; 137
Sentürk, Semih; 130, 133
Soldo, Zvonomir; 21, 22
Sportfreunde Stiller; 185
Steadman, Richard; 65, 67
Stielicke, Uli; 30, 31
Szabics, Imre; 15, 16, 21
Tévez, Carlos; 178, 179
Toni, Luca; 206, 207, 227, 231
Torres, Fernando; 37, 136–138
Träsch, Christian; 163
Trézéguet, David; 210
Trochowski, Piotr; 36, 38, 135, 153, 184, 186, 256
Trost, Artur; 60
Tymoshchuk, Anatoliy; 211
Van Bommel, Mark; 121, 194, 210
Van der Sar, Edwin; 122
Van Gaal, Louis; 118, 195–197, 200, 201, 208, 222–228, 232
Van Nistelrooy, Ruud; 17–21, 47, 202
Vidić, Nemanja; 169
Villa, David; 136
Voigt, Uli; 142
Völler, Rudi; 43, 44, 47–49
Wenger, Arsène; 49
Wenzel, Timo; 16
Wessels, Stefan; 41
Westermann, Heiko; 163
Wörns, Christian; 42
Xavi; 136–138, 184, 186, 215
Zambrotta, Gianluca; 104
Zidane, Zinedine; 186
Ziege, Christian; 144

Christian Seiler dankt Sebastian Echle,
Roman Grill und Melanie Jungwirth

© Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2011
Umschlaggestaltung: buero 8, Wien,
unter Verwendung eines Fotos von Thomas Dashuber
Typografie + Satz: www.frese-werkstatt.de
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-88897-729-9
1 2 3 4 5 6 • 14 13 12 11